BIBL. NAZ.
VITT. EMANUELE III
XLII
F
76
NAPOLI

Auswahl

aus den

Kleineren Schriften

von

Jacob Grimm.

Berlin,
Ferd. Dümmler's Verlagsbuchhandlung
(Harrwitz & Goßmann)
1871.

XLII
F
76

Auswahl

aus den

Kleineren Schriften

von

Jacob Grimm.

Auswahl

aus den

Kleineren Schriften

von

Jacob Grimm.

Berlin,
Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung
Harrwitz und Goßmann.
1871.

Inhalt.

Seite

Selbstbiographie 1
Ueber meine Entlassung 26
Italienische und scandinavische Eindrücke 61
Das Wort des Besitzes 89
Rede auf Lachmann 100
Rede auf Wilhelm Grimm 120
Rede über das Alter 150
Ueber Schule, Universität, Akademie 176
Ueber den Ursprung der Sprache 224
Ueber das Pedantische in der deutschen Sprache 272
Die Sprachpedanten 299
Rede auf Schiller 301

Anhang.

Reden bei der Frankfurter Germanisten-Versammlung.
I. Ueber die wechselseitigen Beziehungen der drei in der Versammlung vertretenen Wissenschaften 331
II. Ueber den Werth der ungenauen Wissenschaften 340
III. Ueber den Namen der Germanisten 345
Wesen der Thierfabel 348
Anzeige (Canti populari toscani u. s. w.) 363
An Wilhelm Grimm (Widmung des 3. Thl. der deutschen Grammatik) 365
An Gervinus (Widmung der Geschichte der deutschen Sprache) 366
Vorwort zu „Der deutsche Christus. Fünfzehn Canzonen u. s. w.“ 370

Selbstbiographie.*)

Grimm (Jacob Ludwig Carl). Die Namen meiner Vorfahren und nächsten Verwandten stehen Band V. 117—124. XV. 340. 341. bei Strieder. Ich bin der zweite Sohn meiner Aeltern und zu Hanau 4. Jan. 1785 geboren. Mein Vater wurde, als ich ungefähr sechs Jahre alt war, zum Amtmann nach Steinau an der Straße, seinem Geburtsort, ernannt, und in dieser wiesenreichen, mit schönen Bergen umkränzten Gegend stehen die lebhaftesten Erinnerungen meiner Kindheit. Aber allzufrühe schon, den 10. Jan. 1796, starb der Vater, und ich sehe den schwarzen Sarg, die Träger mit gelben Zitronen und Rosmarin in der Hand, seitwärts aus dem Fenster, noch im Geist vorüberziehen. Ich weiß mir ihn überhaupt sehr genau vorzustellen, er war ein höchst arbeitsamer, ordentlicher, liebevoller Mann; seine Stube, sein Schreibtisch und vor allem seine Schränke mit ihren sauber gehaltnen Büchern, bis auf die roth und grünen Titel vieler einzelnen darunter sind mir leibhaft vor Augen. Wir Geschwister wurden alle, ohne daß viel davon die Rede war, aber durch That und Beispiel streng reformiert erzogen, Lutheraner, die in dem kleinen Landstädtchen mitten unter uns, obgleich in geringerer Zahl, wohnten, pflegte ich wie fremde Menschen, mit denen ich nicht recht vertraut umgehen dürfte, anzusehen, und von Katholiken, die aus dem eine Stunde weit entlegenen Salmünster oft durchreisten, gemeinlich aber schon an ihrer bunteren Tracht zu erkennen waren, machte ich wol mir scheue, seltsame Begriffe. Und noch jetzt ist es mir,

*) Justi, Grundlage zu einer hessischen Gelehrten-Schriftsteller- und Künstler-Geschichte. Marburg 1831. S. 148—164.

als wenn ich nur in einer ganz einfachen, nach reformierter Weiſe eingerichteten Kirche recht von Grund andächtig ſein könnte; ſo feſt hängt ſich aller Glaube an die erſten Eindrücke der Kindheit, die Phantaſie weiß aber auch leere und ſchmuckloſe Räume auszuſtatten und zu beleben, und größere Andacht iſt nie in mir entzündet geweſen, als wie ich an meinem Confirmationstage nach zuerſt empfangenem heil. Abendmahl auch meine Mutter um den Altar der Kirche gehen ſah, in welcher einſt mein Großvater auf der Kanzel geſtanden hatte. Liebe zum Vaterland war uns, ich weiß nicht wie, tief eingeprägt, denn geſprochen wurde eben auch nicht davon, aber es war bei den Aeltern nie etwas vor, aus dem eine andere Geſinnung hervorgeleuchtet hätte; wir hielten unſern Fürſten für den beſten, den es geben könnte, unſer Land für das geſegnetſte unter allen; es fällt mir ein, daß mein vierter Bruder, der von uns hernach am frühſten und längſten im Ausland leben muſte, als Kind auf der heſſiſchen Landkarte alle Städte größer und alle Flüſſe dicker malte. Mit einer Art von Geringſchätzung ſahen wir z. B. auf Darmſtädter herab. Wir wurden bei einem Stadtpräceptor Zinkhahn unterrichtet, von dem wenig zu lernen war, außer Fleiß und ſtrenge Aufmerkſamkeit, aber aus deſſen charakteriſtiſchem Benehmen uns eine Menge ergötzlicher Späße, Redensarten und Manieren zurückgeblieben iſt. Den Zeiger auf dem weißen Zifferblatt der nemlichen Wanduhr, die ſchon damals in der älterlichen Stube ſtand und noch jetzt in meiner Wohnung geht, ſehe ich mir manchmal darauf an, ob er mir die Ankunft oder das erſehnte Weggehen des Schulmeiſters in dem himmelblauen Rock mit ſchwarzer Hoſe und Weſte ankündigte. Bald wurde es nothwendig, auf unſere gründlichere Unterweiſung Bedacht zu nehmen. Das Vermögen der Mutter war ſchmal und ſie hätte uns ſechs Kinder ſchwer auferziehen können, wenn nicht eine ihrer Schweſtern, Henriette Philippine Zimmer, die bei der höchſtſeel. Kurfürſtin oder damaligen Landgräfin von Heſſen, erſte Kammerfrau und von der reinſten, aufopfernden Liebe zu uns beſeelt war, ſie

treulich unterſtützt hätte. Dieſe ließ mich und meinen Bruder Wilhelm alſo im J. 1798 nach Kaſſel kommen und in Koſt geben, damit wir uns auf dem dortigen Lyceum ausbilden ſollten. Ich konnte erſt in Unterquarta geſetzt werden, ſo ſehr war ich noch zurück, aber nicht durch meine Schuld, ſondern durch bloßen Mangel an Unterricht, denn ich hatte von Jugend auf eine ungeduldige, anhaltende Lernbegierde. Jetzt rückte ich ſchnell durch alle Claſſen hinauf und war wol faſt immer ein Primus; die Samſtagsmorgen, an denen durch ein Exercitium certiert wurde, waren wichtige, heiße Tage. Ueberdenke ich meine Kaſſeler Schuljahre von 1798 bis 1802, ſo erkenne ich zwar dankbar, wie mancherlei ich in dieſer Zeit gelernt habe, aber es kommt mir doch vor, als wenn das damalige Lyceum bei weitem nicht unter die vollkommenſten Anſtalten ſeiner Art gerechnet werden durfte. Der Vorſteher des Ganzen war Prof. Richter, ein gründlicher Philolog, ich glaube in Erneſtis Schule gebildet, und er wuſte auch durch ſeinen herzlichen Unterricht alle Schüler zu gewinnen; aber die Laſt eines hohen Alters hatte ihn zu meiner Zeit bereits allzuſehr geſchwächt. Der Conrector Hosbach war ein hypochondriſcher Mann, voll Laune, ungleich, und man ſah ihm an, daß ihm das Lehren keine Freude machte. Der vierte Lehrer, Collaborator Robert hatte ſich durch ſeine ungeſchickte Methode traditionsmäßig um die Achtung der Schüler gebracht, ſeine Stunden vergiengen in Unordnung, ohne rechte Frucht. Bei dem damaligen dritten Lehrer, dem noch jetzt als Profeſſor und Rector an derſelben Schule ſtehenden Collab. Cäſar gieng es zwar ordentlicher, und es wurde gelernt, aber hingezogen fühlte ich mich doch nie zu ſeinem Unterricht (wie zu dem des ſeel. Richter), welches vielleicht mit davon herrührte, daß er mich nach alter Sitte Er anredete, während alle meine Schulkameraden aus der Stadt ein Sie bekamen, vermuthlich weil ich vom Lande her in die Stadtſchule aufgenommen worden war. Solche Ungleichheit, die auch ſeitdem gewis lange abgeſtellt worden iſt, ſollte ſich ein Lehrer nie erlauben, weil ſie

von allen Schülern lebhaft wahrgenommen wird. Aber auch der Unterricht ſelbſt, wie er damals auf dieſer gutfundierten Schule im Ganzen ertheilt wurde, iſt mir hernach in mancher Beziehung mangelhaft vorgekommen. Es wurde viel Zeit mit Stunden über Geographie, Naturgeſchichte, Anthropologie, Moral, Phyſik, Logik und Philoſophie (was man Ontologie nannte) meiſt nach Erneſti initia doctr. sol. verthan, und dem philologiſchen und hiſtoriſchen Unterricht, welche die Seele aller Jugenderziehung auf den Gymnaſien ſein müſſen, abgebrochen. Unter den Mitſchülern, die auf derſelben Bank oder an denſelben Tiſchen ſaßen und mit denen ich vertrauter umgieng, will ich den verſtorbenen Ernſt Otto von der Malsburg und Paul Wigand nennen, die ſich beide in der Folge, wiewol auf ſehr verſchiedne Weiſe, als Schriftſteller ausgezeichnet haben. Neben täglichen ſechs Stunden auf dem Lyceum brachte ich mit meinem Bruder noch wenigſtens vier oder fünf Stunden täglich in Privatlehrſtunden bei dem Pagenhofmeiſter Dietmar Stöhr zu, einem Manne, der, was ihm an tieferer Kenntnis abgieng, durch Freude am Unterricht, liebreiche Geduld und wahre Theilnahme an uns hinlänglich erſetzte. Er half im Latein nach und lehrte beſonders franzöſiſche Sprache. Im Ganzen hatte man uns doch zu viel aufgelaſtet; ein paar Freiſtunden hätten uns wol gethan, wir hatten aber mit wenigen Leuten Umgang und verwendeten beinahe alle Muße, die uns noch von der Schularbeit übrig blieb, auf Zeichnen, worin wir es auch ohne Lehrer ziemlich weit brachten, ja dieſe Fortſchritte ſind es, die hernach unſern jüngern Bruder Ludwig Emil anſteckten, der ſich ſeitdem ſo wol durch radierte Blätter als durch Oelmalerei rühmlich hervorgethan hat.

Im Frühjahr 1802, ein Jahr früher als Wilhelm, der um dieſe Zeit lange und gefährlich kränkelte, bezog ich die Univerſität Marburg. Die Trennung von ihm, mit dem ich ſtets in einer Stube gewohnt und in einem Bett geſchlafen hatte, gieng mir ſehr nahe; allein es galt, der geliebten Mutter, deren Vermögen

fast zusammengeschmolzen war, durch eine zeitige Beendigung meiner Studien und den Erfolg einer gewünschten Anstellung einen Theil ihrer Sorge abnehmen und einen kleinen Theil der großen Liebe, die sie uns mit der standhaftesten Selbstverleugnung bewies, ersetzen zu können. Jura studierte ich hauptsächlich, weil mein seel. Vater ein Jurist gewesen war und es die Mutter so am liebsten hatte; denn was verstehen Kinder oder Jünglinge zu der Zeit, wo sie solche Entschlüsse fest und entschieden fassen, von der wahren Bedeutung eines solchen Studiums? Es liegt aber in diesem Haften bei dem Stande des Vaters an sich etwas Natürliches, Unschädliches und sogar Rathsames. In viel späteren Jahren hätte mich zu keiner andern Wissenschaft Lust angewandelt, als etwa zur Botanik. Der seel. Vater selbst hatte auch gewissermaßen vorgearbeitet und mir noch vor dem zehnten Jahr allerhand Definitionen und Regeln aus dem corpus iuris eingeprägt, er hatte auch wol zum dereinstigen Gebrauch seiner Kinder aus seiner Praxis merkwürdige Fälle mit sauberer Hand aufgeschrieben. Zu Marburg muste ich eingeschränkt leben; es war uns, aller Verheißungen ungeachtet, nie gelungen, die geringste Unterstützung zu erlangen, obgleich die Mutter Wittwe eines Amtmanns war, und fünf Söhne für den Staat groß zog; die fettesten Stipendien wurden daneben an meinen Schulkameraden von der Malsburg ausgetheilt, der zu dem vornehmen hessischen Adel gehörte und einmal der reichste Gutsbesitzer des Landes werden sollte. Doch hat es mich nie geschmerzt, vielmehr habe ich oft hernach das Glück und auch die Freiheit mäßiger Vermögensumstände empfunden. Dürftigkeit spornt zu Fleiß und Arbeit an, bewahrt vor mancher Zerstreuung und flößt einen nicht unedlen Stolz ein, den das Bewustsein des Selbstverdienstes, gegenüber dem, was Andern Stand und Reichthum gewähren, aufrecht erhält. Ich möchte sogar die Behauptung allgemeiner fassen, und vieles von dem, was Deutsche überhaupt geleistet haben, gerade dem beilegen, daß sie kein reiches Volk sind. Sie arbeiten von unten

herauf und brechen sich viele eigenthümliche Wege, während andere Völker mehr auf einer breiten, gebahnten Heerstraße wandeln. In Marburg hörte ich nach einander bei Bering Logik und Naturrecht (ohne aus beiden wahre Frucht zu ziehen); bei Weiß Institutionen, Pandecten, zuletzt auch ein lat. Examinatorium; bei Erxleben Pandecten und Canonicum, bei Robert Reichsgeschichte, Staatsrecht, Lehnrecht und die Practica; bei Bauer deutsches Privatrecht und Criminale; unter diesen allen zog mich wol der muntere und gelehrte Vortrag von Weiß am meisten an, bei Erxleben herschte Eintönigkeit und eine bereits veraltende Manier. Was kann ich aber von Savignys Vorlesungen anders sagen, als daß sie mich aufs Gewaltigste ergriffen und auf mein ganzes Leben und Studieren entschiedensten Einfluß erlangten? Ich hörte bei ihm Winter 1802—3 juristische Methodologie, sowie Intestaterbfolge (das im Sommer 1802 von ihm gelesene testamentarische Erbrecht wurde aus Heften anderer Studenten abgeschrieben und nachgeholt); Sommer 1803 römische Rechtsgeschichte, Winter 1803—4 Institutionen und Obligationenrecht. Im Jahr 1803 war das Buch über den Besitz erschienen, welches begierig gelesen und studiert wurde. Savigny pflegte damals in seinen Collegien den Zuhörern die Interpretation einzelner schwieriger Gesetzstellen aufzugeben und die eingegangenen Arbeiten erst schriftlich auf dem eingereichten Bogen selbst und dann öffentlich zu recensieren. Einer meiner ersten Aufsätze betraf die Collation, und ich hatte die darin aufgestellte Frage vollkommen begriffen und richtig gelöst; welche unbeschreibliche Freude mir das machte und welchen neuen Eifer das meinen Studien gab, wäre zu bemerken unnöthig. Das Ueberbringen dieser Ausarbeitungen veranlaßte nun öftere Besuche bei Savigny. In seiner damals schon reichen und auserwählten Bibliothek bekam ich dann auch andere nicht juristische Bücher zu sehen, z. B. die Bodmersche Ausgabe der deutschen Minnesinger, die ich später so oft in die Hand nehmen sollte, und auf welche Tieks Buch und dessen hin-

reißende Vorrede mich gespannt gemacht hatte. Im Sommer 1804 verließ Savigny die Universität, um eine literarische Reise nach Paris anzutreten.

Je älter man wird, desto leichter in Versuchung geräth man, die Zeit seiner Jugend in Vergleich mit dem später Erlebten zu erheben und für musterhafter zu halten. Aus den Jünglingsjahren sind wir uns der ersten Kraft und des reinsten Willens am sichersten bewust, und es kommt uns da auch von Andern überall entgegen. Ich möchte nun auch den damals unter den Marburger Studierenden waltenden Geist rühmen; es war im Ganzen ein frischer, unbefangener; Wachlers freimüthige Vorlesungen über Geschichte und Literargeschichte machten auf die Mehrzahl lebendigen Eindruck, und besonders erfreute ein Publicum, das er im großen öffentlichen Hörsaal wöchentlich las, sich eines ungetheilten Beifalls. Die Obergewalt des Staats hat seitdem merklich mehr in die Aufsicht der Schulen und Universitäten eingegriffen. Sie will sich ihrer Angestellten fast allzu ängstlich versichern und wähnt, dies durch eine Menge von zwängenden Prüfungen zu erreichen. Mir scheint es, als ob man von der Strenge solcher Ansicht in Zukunft wieder nachlassen werde. Zu geschweigen, daß sie der Freiheit des sich aufschwingenden Menschen die Flügel stutzt und einem gewissen, für die übrige Zeit des Lebens wohlthätigen, harmlosen sich gehen lassen können, das hernach doch nicht wieder kehrt, Schranken setzt; so ist es ausgemacht, daß, wenn auch das gewöhnliche Talent meßbar sein mag, das ungewöhnliche nur schwer gemessen werden kann, das Genie vollends gar nicht. Es entspringt also aus den vielen Studienvorschriften, wenn sie durchzusetzen sind, einförmige Regelmäßigkeit, mit welcher der Staat in schwierigen Hauptfällen doch nicht berathen ist. Wahr ist es, das ganz Schlechte wird dadurch aus Schule und Universität abgewehrt, aber vielleicht wird auch das ganz Gute und Ausgezeichnete dadurch gehemmt und zurückgehalten. Im Durchschnitt betreten jetzt die Schüler die Akademie mit gründlicheren Kenntnissen, als vormals; aber im

Durchſchnitt geht dennoch daraus eine gewiſſe Mittelmäßigkeit der Studien hervor. Es iſt Alles zu viel vorausgeſehn und vorausgeordnet, auch im Kopf der Studierenden. Die Arbeit des Semeſters nimmt unbewuſt ihre Richtung nach dem Examen; der Student muß alle Collegia hören, worüber er Zeugniſſe beizubringen hat, ohne das würde er manche nicht gehört haben, entweder weil ihn der ſie vortragende Profeſſor nicht anzieht, oder weil ihn ſeine Neigung anderswohin lenkt. Dagegen bleibt ihm beinahe keine Zeit übrig diejenigen zu hören, die ihm nicht vorgeſchrieben ſind. Der Staat hat dadurch gewiſſe Vorleſungen gleichſam zu offiziellen geſtempelt und die übrigen, die nebenbei gehört werden können, herabgeſetzt. Ganz etwas Anders iſt, wenn der Student bloß auf ſeine Hand und nach ſeiner Tradition einen ähnlichen Unterſchied zwiſchen Brotcollegien und den übrigen aufſtellte, denn davon konnte ſich jeder ſo viel Dispenſationen und Ausnahmen machen, als er Luſt hatte. Möge es nur den Profeſſoren ſelbſt niemals vorgeſchrieben werden, was und wie ſie leſen ſollen!

Januar 1805 traf durch Weiß ein unerwartetes Anerbieten ein. Savigny ſchlug mir vor, ungeſäumt nach Paris zu kommen, um ihm dort bei ſeinen literariſchen Arbeiten zu helfen. Wiewohl ich in meinem letzten halben Jahr ſtudierte und gedachte auf Oſtern oder im Sommer abzugehen, ſo war doch die Ausſicht einer näheren Verbindung mit Savigny ſelbſt und die Reiſe nach Frankreich reizend genug, daß ich mich gleich entſchied und nichts Eilenderes zu thun hatte, als Briefe an Mutter und Tante abzuſenden, die mir ihre Einwilligung erbitten ſollten. Wenig Wochen darauf ſaß ich ſchon im Poſtwagen und traf über Mainz, Metz und Chalons Anfangs Febr. glücklich zu Paris ein. Die liebe Mutter war jede Nacht aus dem Bett aufgeſtanden, um nach dem kalten Wetter zu ſchauen, was mir ſpäter einmal die Schweſter erzählte; Frankreich ſchien ihr ganz aus dem Bereich, und ſie hatte nur mit heimlicher Angſt ihren Willen zu der Reiſe gegeben. Ich befand mich

aber vortrefflich aufgehoben, und verlebte das Frühjahr und den Sommer auf die angenehmſte und lehrreichſte Weiſe. Was ich von Savigny empfieng, überwog bei Weitem die Dienſte, die ich ihm leiſten konnte, durch eine öffentliche Anerkennung derſelben in der Vorrede zum erſten Bande der Geſchichte des röm. Rechts hat er mir viele Jahre nachher die gröſte Freude zubereitet. Auch iſt ein ununterbrochen fortgeſetzter Briefwechſel die Folge unſerer näheren Bekanntſchaft geweſen. September 1805 wurde die Heimreiſe angetreten und Ende des Monats traf ich mit Wilhelm, den ich zu Marburg mitgenommen hatte, geſund und vergnügt bei der Mutter in Kaſſel ein, die unterdeſſen, damit ſie ihr Alter in ihrer Kinder Mitte ruhig verleben könnte, aus Steinau nach Kaſſel gezogen war.

Um meine Anſtellung wurde ſich nun gleich noch denſelben Winter beworben. Ich wünſchte Aſſeſſor oder Secretär bei der Regierung zu werden, aber Alles war verſperrt, und mit genauer Noth erlangte ich endlich den Acceß beim Secretariat des Kriegscollegiums und 190 Rthlr. Gehalt (ohngefähr Jan. 1806). Die viele und geiſtloſe Arbeit wollte mir wenig ſchmecken, wenn ich ſie mit der verglich, die ich ein Vierteljahr vorher zu Paris verrichtete, und gegen die neumodiſche Pariſer Kleidung muſte ich in ſteifer Uniform mit Puder und Zopf ſtecken. Dennoch war ich zufrieden und ſuchte alle meine Muße dem Studium der Literatur und Dichtkunſt des Mittelalters zuzuwenden, wozu die Neigung auch in Paris durch Benutzung und Anſicht einiger Handſchriften, ſo wie durch den Ankauf ſeltner Bücher angefacht worden war.

Auf dieſe Weiſe verſtrich nicht völlig ein Jahr, als ungeahnte Stürme über unſer Vaterland hereinbrachen, die auch mich betreffen und aus dem kaum betretenen Wirkungskreiſe ſtoßen ſollten. Gleich nach der feindlichen Occupation verwandelte ſich das Departement des Kriegscollegiums, wobei ich den Dienſt zu verſehen hatte, in eine fürs ganze Land errichtete Truppenverpflegungscommiſſion. Mit der franzöſiſchen Sprache

konnte ich mir beſſer als die Uebrigen helfen, und ein großer Theil der läſtigſten Geſchäfte fiel auf meine Schultern, ſo daß ich ein halbes Jahr lang weder Tag noch Abend Ruhe hatte. Müde, mich mit den franzöſiſchen Commiſſärs und Verwaltungsbeamten, die uns damals überſchwemmten, länger zu befaſſen und feſt entſchloſſen, bei der neubevorſtehenden Organiſation um keinen Preis in dieſem Fach angeſtellt zu bleiben, nahm ich, ſo bald es angieng, meine Entlaſſung, fand mich nun aber eine Zeitlang wieder außer Dienſten und unfähiger als vorher, zur Erleichterung der Mutter und der Geſchwiſter beizutragen. Ich glaubte um einen Poſten bei der öffentlichen Bibliothek in Kaſſel werben zu können, da ich mich theils in das Leſen von Handſchriften eingeübt, theils durch Privatſtudien mit der Geſchichte der Literatur vertrauter gemacht hatte, auch wol fühlte, daß ich in dieſem Fache größere Fortſchritte thun würde, während mir die Erlernung des franzöſ. Rechts, in das ſich unſere Jurisprudenz zu verwandeln drohte, ganz verhaßt war. Allein die gewünſchte Stelle wurde einem Andern zu Theil, und nachdem das kummervolle Jahr 1807 vergangen und das neue mit ſtets getäuſchten Ausſichten begonnen war, hatte ich bald den tiefſten Schmerz zu empfinden, der mich in meinem ganzen Leben betroffen hat. Den 27ten Mai 1808 ſtarb, erſt 52 Jahr alt, die beſte Mutter, an der wir Alle mit warmer Liebe hiengen, und nicht einmal mit dem Troſt, eins ihrer ſechs Kinder, die traurig ihr Sterbebett umſtanden, verſorgt zu wiſſen. Hätte ſie nur noch wenige Monate gelebt, wie innig würde ſie ſich meiner verbeſſerten Lage erfreut haben!

Ich war durch Johannes v. Müller Empfehlung dem damaligen Cabinetsſecretär des Königs Couſin de Marinville bekannt und als tauglich zur Verwaltung der Privatbibliothek, die in Wilhelmshöhe aufgeſtellt war, vorgeſchlagen worden. Es muß an andern begünſtigten Mitbewerbern gefehlt haben, ſonſt wäre mir ſchwerlich eine ſolche Stelle, wie es den 5ten Jul. 1808 wirklich geſchah, zu Theil geworden. Meine Fähigkeit dazu war

von Niemand geprüft. Die ganze Inſtruction des Königl. Cabinetsſecretärs beſtand in den Worten: Vous ferez mettre en grands caractères sur la porte: Bibliothèque particulière du Roi. Ich hatte nun alsbald 2000 Franken Gehalt, der ſich nach einigen Monaten, vermuthlich weil man mit mir zufrieden war, auf 3000 erhöhte. Nachdem wieder einige Zeit verfloſſen war, kündigte mir eines Morgens der König ſelbſt an, daß er mich zum Auditeur au Conseil d'Etat ernannt habe, doch ſolle ich die Bibliotheksſtelle daneben und hauptſächlich bekleiden (17. Febr. 1809). Das Amt eines Auditors beim Staatsrathe galt damals für ein beſonderes Glück und führte leicht zu höheren Stufen. Da es überdem meine Beſoldung um 1000 Fr. mehrte, ſo genoß ich nun einen Gehalt von über 1000 Rthlr., der ich ein Jahr zuvor keinen Pfennig bezogen hatte, und alle Nahrungsſorgen verſchwanden.

Dabei war mein Amt als Bibliothekar keineswegs läſtig, ich hatte mich bloß einige Stunden in der Bibliothek oder im Cabinet aufzuhalten, konnte auch während dieſen nach Beſorgung des neu Einzutragenden ruhig für mich leſen oder excerpieren. Bücher oder Nachſuchungen in Büchern wurden vom König nur ſelten verlangt, an Andere wurde aber gar nichts ausgeliehen. Die ganze übrige Zeit war mein, ich verwandte ſie faſt unverkümmert auf das Studium der altdeutſchen Poeſie und Sprache. Denn der Staatsrath machte mir, außer daß ich in geſtickter Prachtuniform den Sitzungen beiwohnen muſte, wenig zu ſchaffen und bald merkte ich, daß, wenigſtens wenn der König nicht perſönlich den Vorſitz hatte, ich auch in den Sitzungen nicht immer zu erſcheinen nöthig hatte. Von allen Geſellſchaften wuſte ich mich auszuſchließen und lebte, wenn man hinzurechnet, daß der König oft Monate lang abweſend war, dann das ungeſtörteſte Leben. Von dem König kann ich nicht übel reden; er benahm ſich gegen mich immer freundlich und anſtändig, er ſchien, beſonders in den letzten Jahren, zu mir, als dem einzigen Deutſchen im Cabinet, weniger Zutrauen zu haben,

als zu den übrigen Angeſtellten, die ſämmtlich Franzoſen waren; und ich finde das natürlich. Vielleicht wäre ich doch von der Stelle entfernt worden, wenn mich nicht der Cabinetsſecretär Bruguiere (nachmals Baron von Sorſum), der bald jenem Couſin de Marinville nachfolgte, gehalten hätte. Dieſer war ein gebildeter Mann, ſelbſt Schriftſteller und in der engliſchen Literatur, auch in der orientaliſchen, ſoweit man es aus Ueberſetzungen ſein kann, gut beleſen; gegen mich bewies er ſich beſonders freundſchaftlich und ich habe ihn ſpäter zu Paris wieder geſehen. Er iſt vor vier oder fünf Jahren verſtorben.

Widriges kam aber doch auch dazwiſchen. Eines Morgens ſollte der Saal im Wilhelmshöher (damals einfältig genug Napoleonshöher) Schloß, der die Bibliothek enthielt, ſchnell zu andern Zwecken umgeſchaffen werden. Auf das Unterbringen der Bücher anderswo war nicht der mindeſte Bedacht genommen. Auf der Stelle muſte ich in anderthalb Tagen alle Schränke räumen, alle Bücher über einander werfen, und ſo gut oder übel das gehen wollte, in einen großen beinahe dunkeln Bodenraum ſchleppen laſſen. Da lag nun das, wofür mein Amt geſchaffen worden war, in leidigſter Unordnung. Bald darauf wurden jedoch einige Tauſend Bände, die man für die nützlichſten hielt, ausgeſucht, um im Kaſſeler Schloß zu den andern, die ſich ſchon früher dort befanden, aufgeſtellt zu werden. Dort ſtand ihnen aber eine neue noch größere Gefahr bevor. Im Nov. 1811 gerieth um Mitternacht das Schloß in Brand; als ich hineilte, ſtanden gerade die Gemächer unter dem Bibliothekszimmer in voller Flamme. In Rauch und Qualm wurden alle Bücher von Leibgardiſten, die Lichter trugen, aus den Fächern genommen, in große Leinentücher gepackt und auf den Schloßplatz geſchüttet. Neben und unter uns kniſterte Alles. Im Heruntergehen verirrte ich mich auf einer der kleinen Wendeltreppen, und muſte ein paar Minuten nach dem rechten Ausgang im Dunkeln umhertappen. Die wenigſten Bücher, was zu verwundern iſt, giengen verloren, ehe aber neue Schränke beſtellt

und gemacht worden und ein neuer Ort für ſie ausgewählt war, lag Alles auf einem Haufen. Das waren nicht meine angenehmſten Tage.

1813, als der Krieg dem Königreich drohend näher rückte, wurde Befehl ertheilt, die koſtbarſten Bücher zu Kaſſel und Wilhelmshöhe einzupacken, um ſie nach Frankreich zu verſenden. Ich fuhr mit Brugiere nach Wilhelmshöhe, der beſonders auf die Kupferſtichwerke drang, und ſuchte wenigſtens die Sammlung von Handſchriften, die ſich auf heſſiſche Kriegsgeſchichte bezogen und vom 30jährigen Krieg an begannen (es war Eigenhändiges von Guſtav Adolph, von Amalie Eliſabeth u. ſ. w. darunter), als unwichtig darzuſtellen. Auch blieben ſie uneingepackt. Die eingepackten aber bekam ich erſt 1814 zu Paris wieder zu ſehen, als ſie mir derſelbe Huiſſier (er hieß Leloup), der ſie hatte packen helfen, dort für den Kurfürſten wieder ausliefern muſte. Der Mann machte große Augen, als er mich erblickte.

Die endliche, kaum gehoffte Rückkehr des alten Kurfürſten, gegen Ende des Jahres 1813, war ein unbeſchreiblicher Jubel und für mich war die Freude nicht kleiner, auch die geliebte Tante, die ich nur einmal in Gotha beſucht hatte, im Gefolge der Kurfürſtin wieder einziehen zu ſehen. Wir liefen an dem offnen Wagen durch die Straßen hin, die mit Blumengewinden behangen waren. In jenen Monaten war Alles in aufgeregter Bewegung. Ich ſtand doch noch gut angeſchrieben und kam in Vorſchlag, als Legationsſekretär den heſſiſchen Geſandten zu begleiten, der ins große Hauptquartier der verbündeten Heere abgeſchickt werden ſollte. Meine Ernennung iſt vom 23. Dec. 1813. Zwei meiner Brüder machten den Feldzug in der Landwehr mit, ſie waren aus München und Hamburg, wo ſie gelebt hatten, dazu ins Vaterland herbeigeeilt. Der gewählte Geſandte hieß Graf Keller, von Geburt kein Heſſe, ein ſchon bejahrter und gutherziger, zuweilen eigenſinniger, auffahrender Mann, dem der recht heſſiſche Trieb fehlte, aber wer hätte in jener großartigen Zeit nicht jeden Anſtoß überſehen? Ich reiſte um

Neujahr 1814 von Kassel ab über Frankfurt, Darmstadt, Karlsruhe, Freiburg, Basel, Mümpelgart, Vesoul, Langres, Chaumont, Troyes. Von da gieng es wieder zum Theil in eilender Flucht rückwärts bis Dijon; dann nach vierzehntägiger Rast neuerdings vorwärts über Chatillon, Troyes, Nogent in das frisch eingenommene Paris (April 1814). Vor zehen Jahren kein Gedanke, so bald und auf diesem Wege nochmals dahin zu kommen. Unterwegs hatte ich nicht versäumt alle Bibliotheken zu besuchen, und jeder freie Augenblick in Paris wurde genutzt, um in den Handschriften zu arbeiten. Mittlerweile war auch mein nachheriger College Völkel zu Paris eingetroffen, um die aus Hessen weggeschleppten Antiken und Gemälde zurückzufordern; ich half die entführten Bücher wieder erlangen, wie ich schon erwähnt habe. Im Sommer trat ich die Rückreise nach Kassel an, und rüstete mich bald von Neuem zu der Fahrt nach dem Wiener Congreß. In Wien brachte ich zu von Oct. 1814 bis Jun. 1815, eine Zeit, die auch für meine Privatarbeiten nicht nutzlos verstrich, und mir Bekanntschaft mehrerer gelehrten Männer verschaffte. Von besonderm Vortheil für meine Studien war, daß ich mich damals auch mit der slavischen Sprache anfieng bekannt zu machen. Aus Kassel empfieng ich aber die Trauerbotschaft von dem Tod der lieben Tante Zimmer (15. April 1815), der einzigen älteren Verwandtin, die uns übrig geblieben war, und der ich so viel zu danken habe. Kaum war ich zu den Geschwistern heimgekehrt, als mich, und diesmal eine Requisition der preußischen Behörde, in das zum zweitenmal eroberte Paris rief, ich sollte die aus einigen Gegenden Preußens geraubten Handschriften ermitteln und zurückverlangen, nebenbei auch einige Geschäfte des Kurfürsten besorgen, der in dem Augenblick keinen Bevollmächtigten dort hatte. Zwar jener Auftrag brachte mich in ein unangenehmes Verhältnis zu den Pariser Bibliothekaren, die mich früher sehr gefällig behandelt hatten. Jetzt aber wurde einmal Langlès, den ich besonders drängte, so bitter, daß er mir nicht mehr gestatten wollte, auf

der Bibliothek zu arbeiten, was ich in Nebenſtunden immer zu thun fortfuhr; nous ne devons plus souffrir ce Mr. Grimm, qui vient tous les jours travailler ici et qui nous enlève pourtant nos manuscrits, ſagte er öffentlich. Ich machte die Handſchrift, die ich eben auszog, zu, gab ſie zurück, und gieng nicht mehr hin um zu arbeiten, ſondern nur um zu beendigen, was mir aufgetragen worden war. Zu Paris, wo ich diesmal ordentlicher (bei einem Advocaten in der Rue de l'université) einquartiert war und ein tägliches Koſtgeld von der Stadt bezog, erfreute ich mich beſonders des näheren Umgangs mit dem preuß. Geh. Kammergerichtsrath Eichhorn, der gerade eine ſchwere Krankheit auszuſtehen hatte. Erſt im December giengen meine Geſchäfte glücklich zu Ende und ich empfieng ſpäter zu Kaſſel ein Schreiben des Fürſten von Hardenberg (31. Aug. 1816), das mir Zufriedenheit mit meiner Verrichtung bezeugte.

Von jetzt an beginnt die ruhigſte, arbeitſamſte und vielleicht auch die fruchtbarſte Zeit meines Lebens. Nach Strieders erfolgtem Tode, hatte ich endlich den früher gewünſchten Platz bei der Kaſſeler Bibliothek erlangt, an der auch nun Wilhelm ein Jahrlang früher arbeitete. Eine Anſtellung bei dem Bundestag zu Frankfurt, als Geſandtſchaftsſecretär, hatte ich entſchieden abgelehnt. Ich wurde alſo zweiter Bibliothekar (16. April 1816) und behielt den bisherigen Gehalt von 600 Rthlr., Völkel war zum erſten Bibliothekar befördert worden. Die Bibliothek iſt jeden Tag drei Stunden geöffnet, alle übrige Zeit konnte ich nach Luſt ſtudieren, und wurde nur durch kleine Nebenämter, wie das mir größtentheils aufgebürdete cenſoriſche, aber nicht bedeutend geſtört. Mit meinem Collegen Völkel lebte ich auf freundſchaftlichem Fuß, nichts hätte gefehlt, als eine mäßige und gerechte Gehaltszulage für mich und meinen Bruder, und es würden uns in dieſer Hinſicht wenig Wünſche übrig geblieben ſein. Schnell verfloſſen die Jahre.

Nach dem Tode des höchſtſeel. Kurfürſten traten in Verwaltung der Bibliothek Veränderungen ein. Während vorher

die Bibliothekare den ausgeworfenen Fonds jährlich baar empfangen und darüber der Finanzkammer Rechnung abgelegt hatten, wurde nunmehr die Bibliothek unter den Befehl des Oberhofmarſchallamts geſtellt, von dieſem ſollte in Zukunft jede zu leiſtende Zahlung verfügt und bewirkt werden. Ob dadurch der herſchaftliche Dienſt gewonnen hat, will ich nicht beurtheilen; ſo viel iſt ſicher, daß dadurch alle Zahlungen aufgehalten und daß dem Bibliothekar die Hände gebunden wurden, vortheilhafte Ankäufe gleich zu benutzen, wenn er nicht das Geld aus ſeiner eignen Taſche vorſchießen wollte. Jene Behörde forderte auch hernach außerdem, daß zum Behufe einer nothwendigen Controlle ihr eine Abſchrift des geſammten Katalogs (der aus 79 oder 80 Folianten beſtand) binnen kurzer Zeit eingereicht würde. Gegenvorſtellungen fruchteten nichts, und wir muſten, der alte Völkel, mein Bruder und ich, wirklich Hand anlegen und ohngefähr anderthalb Jahre die edelſten Stunden auf dieſe Abſchrift, deren Zweck wir nicht einſahen, verwenden. Man arbeitet noch Alles gern, was irgend einen Nutzen hat, aber dies Geſchäft, geſtehe ich, iſt mir das ſauerſte in meinem Leben geworden, und hat mich Stunden und Tage lang verſtimmt. Nützlich für die Bibliothek wurde die von dem jetzt regierenden Kurfürſten befohlne Abgabe eines Theils der Wilhelmshöher an die unſrige (etwa 200 Bände); manche alte Bekannte giengen mir von Neuem durch die Hand. Im Januar 1829 ſtarb Völkel, dem ich ein längeres Leben zugetraut und ſicher von Herzen gegönnt hätte. Wir bildeten uns ein, gerechten Anſpruch auf Beförderung zu haben, ich war 23 Jahre im Dienſt, ich hatte ſeit 1816 niemals um Zulage angehalten und niemals eine erlangt; auch hoffte ich der Bibliothekarſtelle keine Unehre gemacht zu haben. Allein es ſchlug anders aus. Der, ſoviel ich mich erinnere, im Jahr 1819 oder 1820 von Marburg nach Kaſſel als Hiſtoriograph verſetzte Profeſſor Rommel erhielt zu jener Zeit daneben die Aufſicht über die Urkunden des Hofarchivs, unter dem Titel eines Staatsarchivdirectors. Vor der franzöſ. Occu-

pation hatte ſich das Hofarchiv in einer gewölbten Kammer des alten Schloſſes befunden, war alſo ſeit 1814 nothwendig in einem anderen Local untergebracht worden, wo es verblieb, bis 1824 oder 1825 in einem Zimmer des Muſeums die Wachsbilder der alten Landgrafen weggeräumt wurden; das Zimmer wurde hernach zur Aufnahme des Archivs auserleſen. Dieſe lockere Verbindung zwiſchen Muſeum und Archiv ſollte ſich nunmehr zu einer feſten ſtärken. Herr von Rommel (ſeit 1828 in den Adel des Kurfürſtenthums erhoben) wurde mit Beibehaltung ſeiner bisherigen Poſten auch zum Director der Bibliothek und des Muſeums beſtellt. Ich blieb, was ich ſeit 1816 war, zweiter Bibliothekar, mein Bruder, was er ſeit 1815 war, Secretar, jeder von uns empfieng 100 Rthlr. Zulage. Hiermit war uns Beiden weitere Ausſicht auf künftige Beförderung abgeſchnitten. Die Sache hätte, auch wenn von Rommels Anſprüche berückſichtigt werden ſollten, auf mehr denn eine Art anders eingerichtet werden können. Zum Beiſpiel, er hätte die Direction des Muſeums erhalten mögen, wenn ich den Poſten eines Archivarius, mit angemeſſenem Gehalt, bekommen hätte, und mein Bruder zum Bibliothekar ernannt worden wäre. Einem Archiv vorzuſtehen und ein ſo reiches und wenig benutztes, wie das heſſiſche, nach Luſt bearbeiten zu können, hätte meiner innern Neigung noch mehr zugeſagt, als die Bibliotheksſtelle. Der alte, ſimple Archivariustitel hätte mir auf Lebenslang genügt, und keiner Direction ſo wenig wie früherhin es bedurft. Indeſſen bin ich nie von Jemand gefragt worden und hütete mich wol Vorſchläge verlauten zu laſſen. Ich hatte mich ganz einfach um die erſte Bibliotheksſtelle gemeldet, als um das Gerechteſte und was ſich beinahe von ſelbſt verſtand. Die getroffene neue, alle beſcheidenen Wünſche vernichtende Einrichtung muſte mich tief kränken. Ich hatte einen im Jahr 1816 durch Eichhorn indirect mir geſchehnen Antrag einer Profeſſur zu Bonn geradezu abgelehnt und keiner Art Vortheil daraus zu ziehen geſucht, weil ich in Heſſen zu leben und zu ſterben dachte. Damals aber wäre

es mir gewis leichter und vortheilhafter gewesen, mich der akademischen Laufbahn zu widmen, als später. Unter der Hand geschah uns nun im Sommer 1829 der Antrag, einem ehrenvollen Rufe nach Göttingen zu folgen. Alle zu Rath gezognen Freunde ermahnten dazu aus Kräften. Die geliebte und gewohnte Heimat aufzugeben schien uns hart und schmerzhaft wie vorher, aus dem Geleise genau bekannter Beschäftigungen und einer uns Frucht bringenden Muße herauszutreten, fast unerträglich. Allein auch in dem Verhältnis zu einem neuen Vorgesetzten, der wo er eingreifen oder schonen sollte, selbst noch nicht zu wissen schien, lag etwas Peinliches und Unheimliches. In dieser Stimmung folgten wir dem Gefühl der Ehre, und entschieden für die unbedingte Annahme des Gebotenen. Unterm 20. Oct. erfolgte zu Hannover die förmliche königliche Vocation, die mich zum ordentlichen Professor und Bibliothekar, meinen Bruder zum Unterbibliothekar ernannte, mit angemessenen Besoldungen, die unsrer steten Nahrungssorge im hessischen Dienst ein Ende machten. Schon unterm 30. Oct. wurde zu Cassel unsere Entlassung ausgefertigt. Neujahr 1830 haben wir die hiesigen Stellen angetreten. Wir sind von allen Collegen zu Göttingen freundschaftlich aufgenommen worden, mein erstes Collegium lese ich diesen Sommer über deutsche Rechtsalterthümer. Zwar sind die Bibliotheksarbeiten weit mühsamer als zu Cassel, aber sie bieten doch auch ihre Vortheile dar, die ich mit der Zeit noch viel deutlicher gewahren werde. Zwar ist die Göttinger Gegend nicht zu vergleichen mit der Casseler, aber die nämlichen Sterne stehen am Himmel, und Gott wird uns weiter helfen.

Noch habe ich hier dankbar der mir zu Theil gewordnen Ehrenbezeugungen zu erwähnen, die mich vielfach ermunterten, auf der betretenen Bahn vorzuschreiten und mich des erhaltnen Beifalls würdiger zu machen. Unterm 9. Jun. 1811 ernannte mich die Académie celtique (gegenwärtige Societé des antiquaires de France) in Paris zu ihrem correspondierenden Mitglied; den 26. April 1813 das Museum in Frankfurt zu einem Ehrenmit-

glied; den 3. Nov. 1813 die maatschappy der nederlandsche letterkunde te Leiden zu ihrem Mitglied; den 1. Septbr. 1816 die zweite Claſſe des königlichen Inſtituts in Amſterdam zu einem membre associé; den 6. Nov. 1816 det skandinaviske literatur-selskab in Kopenhagen zu ſeinem correſpondierenden Mitglied; in demſelben Jahr auch die Berliniſche Geſellſchaft für deutſche Sprache zu einem Mitglied; den 9. Oct. 1818 die Frankfurter Geſellſchaft für deutſche Sprache desgleichen; den 18. Dez. 1818 die Geſellſchaft für deutſche Geſchichtskunde zu einem außerord. correſpondierenden und Ehrenmitglied; im Jahr 1822 die Utrechter Societät zum Mitglied; 27. Oct. 1823 das islenzka bókmenta fèlag in Kopenhagen zu einem Ehrenmitglied; 28. Dec. 1824 die königl. Societät zu Göttingen zum Correſpondenten (ſeit dem 11. Apr. 1830 bin ich nun aber ordentl. Mitglied); 13. Jan. 1825 die königl. deutſche Geſellſchaft in Königsberg zu ihrem Ehrenmitglied; 28. Apr. 1825 das norroena fornfroeda fèlag zu ſeinem ordentl. Mitglied; Juni 1826 die königl. preuß. Akademie zu Berlin zum Correſpondenten; 7. Aug. 1827 der Verein für Geſchichte und Alterthümer Weſtfalens zum correſpond. Mitglied; 26. Jan. 1829 der Breslauer Kunſtverein zum Ehrenmitglied; 19. April 1829 das provincial friesch genootschap ter beoefening der friesche geschied, oudheid en taalkunde in Leeuwarden zum Ehrenmitglied.

Das Doctordiplom der Philoſophie wurde mir Jan. 1819 von Marburg ertheilt, das beider Rechte von Berlin 18. Oct. 1828 und von Breslau 16. April 1829.

Ehe ich aufzähle, was von mir im Druck erſchienen iſt*), bemerke ich im Voraus, daß faſt alle meine Beſtrebungen der Erforſchung unſerer älteren Sprache, Dichtkunſt und Rechtsverfaſſung entweder unmittelbar gewidmet ſind, oder ſich doch mittelbar darauf beziehen. Mögen dieſe Studien überhaupt Manchem unergiebig geſchienen haben und noch ſcheinen; mir

*) Hier fortgelaſſen, weil dieſe Liſte nur bis 1828 geht.

sind sie jederzeit vorgekommen als eine würdige, ernste Aufgabe, die sich bestimmt und fest auf unser gemeinsames Vaterland bezieht und die Liebe zu ihm nährt. Das Schwierige bestand hauptsächlich darin, daß die meisten Quellen noch gar nicht herausgegeben waren, oder unkritisch, daß man sich mühsam und mit Kostenaufwand der Handschriften versichern muste, und eigenhändige Abschriften nicht scheuen durfte. Die auf solche Abschriften verwandte Zeit ist aber keine verlorne, sondern eben sie führen auf genaues Verständnis und heben das Unsichere oder Bedenkliche hervor. Ein anderer Grundsatz, der mir stets vorschwebte, war, in diesen Untersuchungen nichts gering zu schätzen, vielmehr das Kleine zur Erläuterung des Großen, die Volkstradition zur Erläuterung der geschriebenen Denkmäler zu brauchen. Die in dem folgenden Verzeichnisse bestemten Bücher habe ich mit meinem Bruder Wilhelm gemeinschaftlich ausgearbeitet und herausgegeben, von Jugend auf lebten wir in brüderlicher Gütergemeinschaft; Geld, Bücher und angelegte Collectaneen gehörten uns zusammen, es war natürlich, auch viele unserer Arbeiten genau zu verbinden. Es war uns auch Beiden förderlich. Eine solche Verbindung schriftstellerischer Thätigkeit ist es besonders für eine gewisse Zeit, wo sich abweichende Ansichten noch nicht deutlich ausgeprägt haben, wo das, worin Einer dem Andern zu weit oder nicht weit genug geht, noch nicht hinreichend entwickelt worden ist. Späterhin kann es auch wieder vortheilhaft sein auf die eigne Hand Bücher zu schreiben, ohne daß die fortwährende gegenseitige und nähere Theilnahme an den Arbeiten des Andern dadurch gestört wird. Wenn ich meinen Bruder hier rühmen dürfte, so könnte ich es viel besser als Andere.

Jacob Grimm sandte diese Lebensbeschreibung an Justi, wie dieser in den Nachträgen zu seiner Grundlage u. s. w. S. 831 bemerkt, im Juli 1830 ein. Was er darin mittheilt, ließe sich in reichlichem Maße vervollständigen. Für den Augenblick jedoch er-

ſcheint eine umfaſſendere Darſtellung ſeines Lebens noch unmöglich, da zuviel Verhältniſſe nicht mit der Offenheit beſprochen werden könnten, deren es zu einer ſolchen Arbeit bedürfte. Daſſelbe gilt für Wilhelm, welcher ſein Leben für daſſelbe Werk beſchrieben hat und zwar, wie ſich aus brieflichen Aeußerungen ergiebt die auch wol für Jacob gelten, nur aus Gefälligkeit gegen Juſti und im Gefühl daß Vieles, meiſtens ſogar das Einſchneidendſte, ungeſagt bleiben muſte.

Unter Jacobs Papieren findet ſich, die Correſpondenz ganz abgerechnet, viel einzeln Aufgezeichnetes, das auf die Stimmung von Tagen und Stunden, deren Inhalt er einſam, faſt nur um das Gefühl mit dem geſchriebenen Worte zu beſchwichtigen, in wenigen Reihen niederlegte. Sein Trieb, Facta zu ſammeln, äußert ſich auch hier in oft rührender Weiſe. Kleine Löckchen die er den Kindern ſeiner Geſchwiſter abſchnitt, wickelte er ſorgſam ein und ſetzte genaues Datum dazu, Blumen die er abgepflückt, bewahrte er ſo, oft mit der Angabe in welcher Stimmung er ſie gepflückt, was er dabei gedacht und wie das Wetter geweſen. Von den früheſten Jahren an hat er ſolche Andenken aufbewahrt. Die Erinnerungen ſeines Lebens begann er früh niederzuſchreiben. Das Aelteſte fand ich in einer Briefta ſche, welche er mit auf Reiſen nahm als er in der Eigenſchaft eines heſſiſchen Legationsſecretairs im December 1813 in weitem Umwege durch die Schweiz nach Paris ging. In Baſel ſchrieb er am 25. Januar 1814 Folgendes:

'Ich bin heute beſonders leidermüthig und ſehe klar, daß ich nicht wolgethan mitzugehen. Dies Leben paßt mir auch gar nicht. Aus meinen Arbeiten ganz verſtört, ohne freundlichen Zuſpruch, ja Anſpruch; Zeitverſplitterung, die ich nicht abwenden kann; alberne Verrichtungen, beſtändiges Aus- und Einpacken, das immer unordentlicher geſchehn wird je mehr ichs thun muß; allerhand Unbequemlichkeit ſonſt; ſeitdem ich weg bin kein Wort von Haus, Geldausgaben und keine Ausſicht zu ſparen*); und keine beſtimmte

*) Jacob und Wilhelm hatten bei faſt ſo gut wie keinem eigenen Vermögen drei jüngere Brüder und eine Schweſter zu erhalten. Die Entbehrungen, welche ſie ſich um deswillen auflegten und zugleich der Fleiß mit dem ſie dafür ſorgten. daß niemals Geld mangelte, haben

wann dies Alles aufhören wird. Nicht recht gesund, und Meinung daß ich nicht lange lebe und in der übrigen Zeit etwas Besseres thun könne.

'Trost. Schon daß ich dies geschrieben habe, beruhigt mich. (Sonst hab' ich dergleichen nie gemocht.) Freude, daß das deutsche Wesen gut geht, wobei ich wenig in Anschlag kommen darf. Hoffnung, daß es bald endigt und dann will ich mir mit Gottes Hilfe auch wieder in einen andern Stand helfen. Das diplomatische Fach muß auch bei einem ruhigen Ort und in Friedenszeit zuviel langweilige Bekanntschaften herbeiführen und ich bin sonst nicht dazu gemacht, höchstens in der jetzigen Zeit könnte ich etwas nutzen, wenn ich vielleicht mit einfachen Leuten, wie Stein sein soll, bekannt werde. Also noch einen Monat Ruhe! Den 24. Februar*) will ich einmal wieder schreiben. Von der fortgesetzten Reise erwarte ich wenig literarische Beute.'

Dann ferner auf denselben Blättern Erinnerungen an seine Mutter.

'Wie ich confirmiert wurde und zuerst zum Abendmal gieng, sah ich wie die Mutter ganz klar aus dem Stuhl heraus das Lied mitsang und wie sie das Gesangbuch hielt und dabei weinte.'

'Von Paris kam ich im October 1805 in Cassel Abends an, die Mutter war ausgegangen zur Tante, in der Stube war aber die alte bekannte Uhr und warm; wir giengen ihr heimlich entgegen und begegneten ihr auf dem Marställerplatz mit einer Laterne.'

'Die Mutter phantasierte und träumte in ihrer Sterbensnacht

---

dem der die Details kennt etwas Rührendes. Ich würde dies unerwähnt lassen, wäre es nicht ein für ihr Bild nothwendiger Charakterzug. Als Hintergrund dieser Verhältnisse bedürfte es einer Darstellung der buchhändlerischen Zustände zu Anfang unseres Jahrhunderts, wozu gleichfalls Material vorläge. H. G.

*) Wilhelms Geburtstag.

Digitized by Google

daß die Franzoſen verlören und die Heſſen ſiegreich auf einer Wolke himmelan ſtiegen. Sie ſprach alles laut aus.'

In derſelben Brieftaſche war ein gefaltetes Papier mit wenig kleinen ſchwarzen Samenkörnern und darauf geſchrieben 'Samen eines armen Unkrautpflänzchen, das ich im Sommer 1821 vor dem Verderben und Verdörren rettete, daß es hernach ſo fortkam und wucherte, daß es eine ganze Scherbe deckte. Es iſt rankicht und trägt kleine Sternblüten und hatte unzählig viel Samenkapſeln, in deren jeder 16—18 ſolcher (verhältnißmäßig großer) Körnchen waren. Aus einer Pflanze ſind alſo ſicher fünfhundert neue, junge zu ziehen.'

In Dijon, wohin er, wie vorn von ihm erzählt worden iſt, zurückflüchtete, begann er ſeine Erinnerungen ſyſtematiſch aufzuſchreiben und verzeichnete mit der größten Genauigkeit Alles was ihm von ſeinen Kinderjahren im Gedächtniſſe geblieben. Den Grundriß des Hauſes in Hanau, dazu die deutlichſte Darſtellung der Stuben darin, eine Schilderung der Verwandten, der Mägde, der Nachbarn, der Vorgänge die zuerſt ſeine Aufmerkſamkeit erregten, leſe ich hier ſo anſchaulich als wären es meine eigenen Erlebniſſe. Mitten darin bricht er ab mit den Worten 'hier wurde ich weiter zu ſchreiben durch die in Dijon eingetroffene Nachricht von der Einnahme (von) Paris gehindert'. Als ſpätere Notiz iſt dem Manuſcripte zugefügt 'Im April 1815 habe ich zu Wien einen andern Weg eingeſchlagen, weil jenen weiter zu verfolgen zu umſtändlich geworden wäre, und einzelne chronologiſche Verzeichniſſe ausgearbeitet 1) von den wichtigſten Vorfällen 2) von den wichtigſten Bekannten 3) von den wichtigſten Beſchäftigungen'. Auch dieſe ſind, ſcheint es, erhalten. Keine Spur darin aber jemals, daß er ſein Leben habe beſchreiben wollen. Es leitete ihn nur der Trieb, zu verhüten daß hier wie irgendwo ſonſt Factiſches verloren gienge. Ganz derſelbe Anſporn, der ihn Citate, die er vorausſichtlich niemals brauchen würde, dennoch an Ort und Stelle genau, ſauber und vollſtändig eintragen ließ.

Es fügt ſich hier nicht unpaſſend ein Brief noch an, welchen

er kurz vor der Berufung nach Göttingen an ſeinen jüngſten Bruder ſchrieb.

'Lieber Ferdinand,

ich antworte Dir ſo ſpät auf Deinen letzten Brief ohne Datum, der aber noch aus dem vorigen Jahr geweſen ſein muß weil er ſchon den 2. Jan. eintraf. Du haſt keine Vorſtellung davon, wie viel ich zu ſchreiben, zu leſen und zu thun habe, und dabei fehlt es auch an mancherlei Störung nicht. Deine Glückwünſche zu meinem Geburtstag rühren mich, ich habe nun bald das Alter heraus das unſer ſeeliger Vater erreichte, er wurde mitten aus ſeiner Wirkſamkeit durch den Tod geriſſen, ohne Freude und vergeltende Liebe an ſeinen Kindern zu erleben. Wahrſcheinlich wäre ganz etwas Anderes aus uns geworden, wenn ihn Gott länger erhalten hätte, und wie zufrieden wäre ich unter dieſer Bedingung mit jeder andern Lebensart geweſen. Ich erinnere mich genau, daß ich mit dem Vater, als er noch Stadtſchreiber in Hanau war, einmal in einer Winternacht oder doch Abends durch den Schnee in ein Dorf fuhr, wo er Leute zu verhören hatte, die Stube war voll Bauern, Tabaksdampf und trüber Lichter. Aus noch früherer Zeit iſt, daß ich Morgens gleich nach dem Aufſtehen mit ihm im Fenſter ſtand und Mägde unten auf der Gaſſe giengen mit Waſſerbütten auf dem Kopf, worin ſich die Sonnenſtrahlen ſpiegelten. Aus der Steinauer Zeit iſt mir natürlich von ihm noch viel mehr im Gedächtnis. An Stickel und die Juſtine haſt Du mich eben erinnert. Beſinnſt Du Dich auch des alten Stickels und ſeiner Frau, der reinlichen Holzkrüge, der Wagen mit den verſchiedenen Gewichten auf dem Hausehren? Die Juſtine war ein hübſches gutes Mädchen, ſie wurde nach Gelnhauſen an einen Kaufmann Mittler verheiratet, ich weiß nicht wie es ihr gegangen iſt. —

'Das Autographum von Frau Naubert habe ich mir in mein Exemplar der Volksmärchen geklebt. Ich theile Deine Verehrung für dieſe ſehr begabte und phantaſiereiche Schriftſtellerin; es iſt ſchade daß ſie zuviel und zu ſchnell geſchrieben hat, weshalb ihr Stil oft ſchlecht und fehlerhaft wird. Muſaeus, der ſich im Stil ſehr auszeichnet, lebt darum bei der Nachwelt länger.

Digitized by Google

'Meinen erworbenen Doctorhut ſetzeſt Du mir allzuſehr herab; die Ehre hat mich doch gefreut und wie würde der Gedanke daran den Vater gefreut haben. Die Sache kann mir einmal weſentlich nutzen.

'Durch den erfolgten Tod unſeres Collegen Völkel wird unſere hieſige Stellung irgend eine Veränderung erleiden. Das Nähere kann aber erſt der nächſte Brief bringen. Ich verbleibe Dein treuer Bruder Jacob.

C. 26. Febr. 1829.

Es iſt wieder eine neue Reihe Bäume auf dem Friedrichsplatz gepflanzt worden.'

Man ſieht wie ſicher die Brüder darauf rechneten in Caſſel eine beſſere Stellung zu erhalten, und wie wenig ſie ahnten, worin die Veränderung beſtehen ſollte welche ſie durch Völkels Tod zu erleiden hatten. H. G.

Ueber meine Entlassung.*)

War sint die Eide komen?**) Nib. 562, 3.

Der Wetterstrahl, von dem mein stilles Haus getroffen wurde, bewegt die Herzen in weiten Kreisen. Ist es bloß menschliches Mitgefühl, oder hat sich der Schlag electrisch fort verbreitet, und ist es zugleich Furcht, daß ein eigener Besitz gefährdet werde? Nicht der Arm der Gerechtigkeit, die Gewalt nöthigte mich ein Land zu räumen, in das man mich berufen, wo ich acht Jahre in treuem, ehrenvollem Dienste zugebracht hatte. 'Gib dem Herrn eine Hand, er ist ein Flüchtling', sagte eine Großmutter zu ihrem Enkel, als ich am 16. December die Grenze überschritten hatte. Und wo ward ich so genannt? In meinem Geburtslande, das an dem Abend desselben Tages ungern mich wieder aufnahm, meine Gefährten sogar von sich stieß.

Ueber eine That, deren Absicht offen, deren Beurtheilung Allen unerschwert war, die nicht mit sehenden Augen blind sein wollen, durfte sich die allzu neue Aufwallung Anfangs Schweigen gebieten; es ist mir von Freunden und Unbekannten liebevolle, ehrende Theilnahme, untermischt bei Einzelnen mit scheuer Beklommenheit an den Tag gelegt worden. Weder nach Beifall gelüstet hat mir, noch vor Tadel gebangt, als ich so handelte, wie ich muste; aber es verlauten auch widerwärtige Stimmen, vornehme, die mir Klugheit, hoffärtige, die mir gesunden Menschenverstand absprechen, selbst höhnende, die im Voraus entschlossen

*) Basel 1838. Schweighauserische Buchhandlung. Geschrieben 12. bis 16. Jan. 1838.

**) Wohin sind die Eide gekommen?

sind, mir gemeine und unwürdige Beweggründe unterzulegen, wie die Krähe angeflogen kommt, dem, den sie für todt hält, die Augen auszuhacken. Ich bin keiner so weichlichen Gelassenheit, daß ich mein Recht unvertheidigt preisgeben und von allen in das Kreuz oder die Quere laufenden Tagesmeinungen verdrehen lassen möchte: mein gutes Recht, das, wie unbedeutend es der Welt scheinen mag, für mich den Inbegriff alles dessen enthält, was ich errungen habe, und ohne Makel, ungelästert hüten will. Nur die Wahrheit währt, und selbst Uebelgesinnte oder Schwache, die sie nicht laut bekennen, fühlen sich insgeheim von ihr durchzuckt. Die Welt ist voll von Männern, die das Rechte denken und lehren, sobald sie aber handeln sollen, von Zweifel und Kleinmuth angefochten werden, und zurückweichen. Ihr Zweifel gleicht dem Unkraut, das auf den Straßen durch das Pflaster bricht, Manche rotten es aus, doch nicht lange, so hat es wieder ganze Stellen überzogen. Täuschungen und Entfärbungen darf sich die Kraft einer einfachen und schuldlosen Erzählung entgegenstellen: sie will glimpflich sein, aber frei und ungehemmt. Sie will keine Wunden vor der Zeit zuheilen lassen, sondern sich das Andenken an jeden Vorgang noch frisch erhalten; später wird Alles schon verharschen. Niemand setzt die Feder gern für sich selbst an, sogar in gerechtem Abwehren; wer mag neugierigen Blicken die Thüre seines Hauses öffnen, wo er, sähe er sich unangetastet, lieber in schirmender Zurückgezogenheit geblieben wäre?

Mein Leben, insoweit seine Schicksale von meiner Gemüthsart und Gesinnung abhängen, würde still und ungefährdet in unabläßigem Dienste der Wissenschaft verflossen sein. Nun ist schon zum drittenmal der Pfad, den ich mir bahnen konnte, verdornt und gesperrt worden durch äußere Verhältnisse, die weit über den Widerstand hinaus walteten, den ich ihnen entgegen zu setzen hatte. Ich ziehe die Augen der Macht immer erst dann auf mich, wenn sie mich zwingt, das Feuer meines Herdes fortzutragen und auf einer neuen Stätte anzufachen. Nie, von

früh auf bis jetzt, iſt mir oder meinem Bruder von irgend einer Regierung Unterſtützung oder Auszeichnung zu Theil geworden: einigemal jener, war ich dieſer nie bedürftig. Dieſe Unabhängigkeit hat meine Seele geſtählt, ſie widerſteht Anmuthungen, welche die Reinheit meines Bewuſtſeins beflecken wollen. Mein Bruder hat noch die Pflicht eine ſolche Geſinnung ſeinen Kindern zu überliefern. Spräche er ſtatt meiner, er würde ſich in ſeiner Weiſe ausdrücken, aber ſeine Antwort auf jede ernſte Frage würde nicht anders lauten, weil die Quelle, aus der ich ſie ſchöpfe, auch ihn tränkt.

Ich bin von unbemittelten aber braven, mir frühe entriſſenen Eltern in Heſſen geboren und fühle mich noch heftig allen Eigenheiten meiner Heimat zugewandt, ſelbſt von ihren Mängeln und Gebrechen berührt. Sie gewöhnten mich von Kindesbeinen an, dieſe durch glänzende Mittel wenig hervorſtechende, durch angeſtammte Tüchtigkeit und Genügſamkeit ausgezeichnete Landſchaft nur als einen weſentlichen Beſtandtheil des deutſchen Vaterlands anzuſehn, deſſen Ruhm und Größe auch ſie beſtrahlen, und was ſie ihm zum Opfer darbringen könnte, liebend empfangen müſte. Meine Gedanken, ſobald ich ſie ſammeln, meine Arbeiten, ſo lange ich ſie richten konnte, kehrten ſich auf die Erforſchung unſcheinbarer, ja verſchmähter Zuſtände und Eigenthümlichkeiten Deutſchlands, aus welchen ich Haltpuncte zu gewinnen trachtete, ſtärkere, als uns oft die Beſchäftigung mit dem Fremden zu Wege bringt. Schon der Beginn dieſer Studien war hart aber troſtreich Mit herbſtem Schmerz ſah ich Deutſchland in unwürdige Feſſeln geſchlagen, mein Geburtsland bis zur Vernichtung ſeines Namens aufgelöſt. Da ſchienen mir beinahe alle Hoffnungen gewichen und alle Sterne untergegangen; nur erſt mühevoll und langſam gerieth es mir die Faden des angelegten Werkes wieder zu knüpfen und dann wehmüthig feſtzuhalten. Es war nicht umſonſt, ich hatte mich heimlich emporgerichtet, und meine Arbeiten gewannen Fortgang. Nach Deutſchlands Befreiung und Heſſens Wiederherſtellung ſoll-

ten ſie mir den großen Lohn tragen, daß für den Gegenſtand ihrer Forſchungen die ihnen vorher abgewandte öffentliche Meinung empfänglich und günſtig wurde. Jahre lang konnten wir, mein Bruder und ich, von jeher in entſchiedner, unzertrennlicher und wechſelſeitig aushelfender Gemeinſchaft der Studien und Schickſale, mäßig und anſpruchslos zuſammen arbeiten, und Früchte gedeihen ſehn, die auf den noch ſchmalen Beeten, aber unſers eigenſten Bodens wuchſen. Als eine offenbare Ungerechtigkeit unſern treuen Dienſt und erworbnen Anſpruch auf damals oder nie in der Heimat zu erwartende Beſſerung unſerer Lage, ohne welche unabhängig und ſorgenfrei fortzubeſtehn ſchwierig ſchien, mit einemmal abſchnitt, koſtete es wegzuziehn immer noch heiße Ueberwindung. Wir folgten einem Rufe nach Göttingen, keine der Anſtrengungen ſcheuend, welche der Uebergang aus zurückgezogener, aber innerlich freier Wirkſamkeit in eine öffentliche und gemeſſenere mit ſich führt. Man behauptet mit Grund, die Beſtimmung zur akademiſchen Laufbahn müſſe von frühe entſchieden und durch lange Gewohnheit unterſtützt werden. Das Lehramt auf Univerſitäten iſt ein eigenes Element, das ſeine Freiheit, aber auch ſeinen Zwang hat, und deſſen Wahl oft erſt durch Nebenumſtände, die außer allem Anſchlag liegen, für nicht gerechtfertigt erſcheint. Seinen Anforderungen zu genügen haben wir acht Jahre hindurch geſtrebt, wenn nicht ohne Sehnſucht nach dem vorausgegangenen Stilleben, auch nicht ohne das frohe Bewuſtſein unvorhergeſehener, in der engeren Gemeinſchaft mit trefflichen Menſchen beruhender Gewinne. Aus dieſen neuen Gewohnheiten des Daſeins und Wirkens, die vielleicht tiefere Wurzel in uns, als wir ſelbſt wiſſen, gefaßt haben, ſollen wir wiederum weichen, nicht einem Antrage folgend, deſſen Vortheile und Nachtheile ſorgfältig abgewogen werden dürfen, ſondern auf einmal verſchlagen in unabſehbare Ferne, geriſſen mitten aus angelegten und begonnenen Arbeiten, ja was am innigſten verſehrt, augenblicklich ſogar perſönlich von einander getrennt.

Was iſt es denn für ein Ereignis, das an die abgelegne Kammer meiner einförmigen und harmloſen Beſchäftigungen ſchlägt, eindringt und mich herauswirft? Wer, vor einem Jahre noch, hätte mir die Möglichkeit eingeredet, daß eine zurückgezogne, unbeleidigende Exiſtenz beeinträchtigt, geleidigt und verletzt werden könnte? Der Grund iſt, weil ich eine vom Land, in das ich aufgenommen worden war, ohne alles mein Zuthun, mir auferlegte Pflicht nicht brechen wollte, und als die drohende Anforderung an mich trat, das zu thun, was ich ohne Meineid nicht thun konnte, nicht zauderte der Stimme meines Gewiſſens zu folgen. Mich hat das, was weder mein Herz noch die Gedanken meiner Seele erfüllte, plötzlich mit unabwendbarer Nothwendigkeit ergriffen und fortgezogen. Wie ein ruhig wandelnder Mann in ein Handgemenge geräth, aus dem ein Ruf erſchallt, dem er auf der Stelle gehorchen muß, ſehe ich mich in eine öffentliche Angelegenheit verflochten, der ich keinen Fußbreit ausweichen darf, nicht erſt lange umblicken, was Hunderttauſende thun oder nicht thun, die gleich mir zu ihrer Aufrechthaltung verbunden ſind.

Meine Vaterlandsliebe habe ich niemals hingeben mögen in die Bande, aus welchen ſich zwei Parteien einander anfeinden. Ich habe geſehen, daß liebreiche Herzen in dieſen Feſſeln erſtarrten. Wer nicht eine von den paar Farben, welche die kurzſichtige Politik in Curs bringt, aufſteckt, wer nicht die von Gott mit unergründlichen Gaben ausgeſtatteten Seelen der Menſchen wie ein ſchwarz und weiß getheiltes Schachbrett anſieht, den haßt ſie mehr als ihren Gegner, der nur ihre Livree anzuziehen braucht, um ihr zu gefallen. Hat nicht die Geſchichte unſerer Zeit oft genug gezeigt, daß keine Regierung ſich irgend einer Partei hat lange ergeben können? Ich traue jedem dieſer Gegenſätze einen größern oder kleinern Theil Wahrheit zu, und halte für unmöglich, daß ſie in voller Einigung aufgehn. Wer fühlte nicht in gewiſſen Puncten zuſammen mit dem Liberalen, mit dem Servilen, mit dem Conſtitutionellen und dem Legiti-

miſten, Radicalen und Abſoluten, ſobald ſie nur nicht unredlich oder Heuchler ſind? Unſere Sprache beſitzt zum Glück noch keine Ausdrücke, die das Ultrierte in allen dieſen Begriffen wiedergäben; viel naturgemäßer ſcheint in einigen Ländern eine hiſtoriſche Bezeichnung der beiden Theile, wie durch Whigs und Torys, welche Namen darum keinem jener abſtracten genau entſprechen und doch ihr geiſtiges Element in ſich faſſen. In dem Grunde ſolcher Entgegenſetzungen ſehe ich oft wilde Pflanzen treiben, üppig in Stengel und Laub, ohne nährende Frucht. Unter den vielen wechſelnden Verfaſſungen waren die glücklichſten die, welchen es gelang, das allgemeine Loos irdiſcher Tugenden und Unvollkommenheiten dergeſtalt zu beherrſchen, daß ſie, was Zeiten und Völker am eigenſten hob, ſich gewähren ließen und ſchirmten. In ſeiner noch größeren Einfachheit und Abſchließung hat das Alterthum vollendetere Einrichtungen aufzuweiſen, deren Erfolge in der Geſchichte verzeichnet ſtehn, dem menſchlichen Geſchlecht zu unverrinnender Erquickung, nicht zu unbeſonnener Nachahmung, die blindlings das Sichere der eignen Gegenwart fahren läßt und nach einem verſchwundenen Zuſtande ringt. Noch jetzt aber, bei vielen Völkern, haften Grundpfeiler von Treue und Anhänglichkeit an hergebrachte und angeſtammte Ordnung, unter deren Sonne und Schatten ſie groß gezogen worden ſind. Auf ihr zu beharren, ohne ſich der Macht des Neuen zu entſchlagen, die Verfallnes und Verwittertes nach eignen Mitteln herzuſtellen hat, das ſcheint die Aufgabe, bleibe nun der alte Stil vorherſchend oder werde er überſtiegen von dem Neubau. Den heilſamſten Anlaß zu ſolcher, wie ſoll man ſagen, Fortentwicklung oder Verjüngung? führt die Mitte herbei, nicht das Ende, aber jene Mitte des Lebens, des Herzens, nicht die künſtlich gemachte, die Lüge mit Lüge abwägt. Die innere Mitte iſt warm, die Extreme ſind erkältet, um ſie webt ſchnell die luftigſte Theorie, während jener Schoße die goldne Praxis entſteigt. Ich habe, auch ganz zujüngſt, Liberale augenblicklich, wo es daran lag, ſervil handeln, Servile, wo ihr Vortheil oder

Schaden ins Spiel trat, ohne Weiteres die liberalſte Schonungsloſigkeit in ihr Verfahren legen ſehen. Ein paar Gleichniſſe ſollen verſuchen den Eindruck darzuſtellen, den jene Gegenſätze wol bei mir hinterlaſſen. An Conſtitutionellen misbehagt mir ihr pedantiſches Streben nach Ausgleichung und Gleichförmigkeit, Berggipfel möchten ſie ebnen, ſtolze Wälder ausrotten, ihren Pflug in blumenreiche Wieſengründe die Furche des Ackers reißen laſſen. Sie mühen ſich, das Obere hinab, das Niedere hinauf zu rücken, ihr eigentliches Gefallen iſt das Gewöhnliche, Nützliche. Wenn von ihnen Alles mit Haſt getrieben wird, gehn die Abſolutiſten aus auf eine unnatürliche Stätigkeit aller Dinge; ſie ſcheuen und ſuchen jede Erhebung des Geringen zu hintertreiben, ihre Mittel ſind langſamer und geſchmeidiger. Sie unternehmen es wohl, wenn ihrer Anſicht der Vordergrund unſrer Zeit zu eintönig und abgeblichen erſcheint, ihn mit grellen Farben aufzumahlen, und vor unſern Augen Fratzen hinzuſtellen, welche die Zukunft hohnlachend niederreißen wird. Alle Gegenwart in der Zeit hat mit der Nähe im Raum gemein, daß ſie den Zuſtänden und Gebräuchen ſanftes und verſchmelzendes Colorit verleiht.

Es gibt noch ein Kennzeichen für beide Parteien. Die Liberalen verachten das Mittelalter und ſchreien wider Barbarei und Feudalismus; die Servilen tragen eine gewiſſe Sehnſucht danach zur Schau. Ich darf hier ein Wort mitſprechen, der ich gerade mein Leben an die Unterſuchung unſeres Mittelalters ſetzte. Ich habe mit innerer Freude getrunken an ſeinen ſtillen Brunnen, die mir kein Sumpf ſchienen; in die rauhen Wälder unſrer Vorfahren ſuchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauſchend. Weder die alte Freiheit des Volks blieb mir verborgen, noch daß es ſchon, bevor des Chriſtenthums Segen ihm nahte, ſinnigen, herzlichen Glauben hegte. Ihr habt oft wenig gewuſt von dieſen Dingen, ihr konntet Waffen holen aus meinen Büchern, wenn ihr, nach euerm Zweck, die Gegenwart durch die Vergangenheit herabwürdigen oder beſtätigen,

wenn ihr dem König, dem Volk, der Kirche bald geben, bald nehmen wolltet. Schriftſteller die ſich einem verlaſſnen Felde widmen, pflegen ihm Vorliebe zuzuwenden; ich hoffe, wer meine Arbeiten näher kennt, daß er mir keine Art Geringhaltung des großen Rechts, welches der waltenden Gegenwart über unſere Sprache, Poeſie, Rechte und Einrichtungen gebührt, nachweiſen könne. Denn ſelbſt wo wir ſonſt beſſer waren, müſſen wir heute ſo ſein, wie wir ſind.

Ich fühle mich eingenommen für alles Beſtehende, für Fürſten und Verfaſſungen. Wie gerne hätte ich in ſtiller Abgeſchiedenheit, zufrieden mit der Ehre, die mir die Wiſſenſchaft gibt, mein Leben in dem Dienſt eines von der Liebe und Ehrfurcht ſeines Volkes umgebenen Herrn zugebracht. Die Perſon des Fürſten bleibt uns geheiligt, während wir ſeine Maßregeln und Handlungen nach menſchlicher Weiſe betrachten. Die Könige des Mittelalters zeigten ſich dem Volke noch in ihrer Würde Zeichen, die Krone auf dem Haupt unter wallenden Locken, den Mantel um die Schultern; wenn die heutigen Könige dieſes Glanzes ſich entäußernd gleich Unterthanen einhergehn, wenn ſie bei vielen Anläſſen die Bequemlichkeit des Privatlebens der Bürde ihrer öffentlichen Stellung vorziehen; ſchwebt ihnen dann nicht das allgemeine Ziel aller menſchlichen Hinfälligkeit*) lebendiger vor Augen? Fühlen ſie dann nicht, daß ihre Zeit auch Privattugenden von ihnen heiſcht? Der Majeſtät Strahl umgibt ſie immer noch, je mehr ſie im Licht der Gerechtigkeit wandeln, die ihre erſte Eigenſchaft iſt.

Hier kann ich zu den Hergängen übergehen, durch welche die beſtandene Ruhe nicht allein des Königreichs Hannover, ſondern des ganzen deutſchen Vaterlandes auf das Empfindlichſte

*) Wer kan den hêrren von dem knehte scheiden, swa er ir gebeine blôzez fünde? Walther von der Vogelweide 22, 12; vgl. Neocorus 1, 489.

und zum Leidweſen der Redlichen, man darf hinzufügen von allen Parteien, unterbrochen worden iſt.

Es iſt nicht von Nöthen, den Inhalt beider Patente auszuheben, welche König Ernſt Auguſt nach ſeiner Thronbeſteigung erließ; es wäre anzuführen überflüſſig, wie durch dieſe Acte unmilder Gewalt die Freude gedämpft wurde, daß ein wichtiger Landſtrich aus der zwar ehrenvollen, oft erſprießlichen, aber das Nationalgefühl herabdrückenden Verbindung mit einem mächtigen fremden Reiche in das reine Verhältnis der andern deutſchen Bundesſtaaten übergegangen war. Dumpfe Beſtürzung verbreitete das erſte Patent, heftigere und unverhaltbare das andere.

Der Herzog von Cumberland, in dem freiſten, glücklichſten und blühendſten Reiche der Welt geboren, hatte von Kindheit auf die Luft brittiſcher Verfaſſung eingeſogen und muſte alle die Eindrücke wahrgenommen haben, welche aus einer lange bewährten großartigen Ordnung der engliſchen Macht auf jeden Unbefangenen, wie viel mehr auf alle Landesgenoſſen hervorgehn. Dort wird nichts ſo lebhaft gefühlt, ſo augenblicklich vereitelt und gerächt, als jeder Eingriff in die feſtgegründeten Rechte beneidenswerther Inſtitutionen.

Unter Privatleuten gilt als edle Sitte, daß der Bruder, wenn er des Bruders Habe erbt, des Hingeſchiedenen Ruhe nicht ſtöre und alle Anſtalten deſſelben aufrecht erhalte. Während Wilhelm des Vierten, als eines milden, gerechten Königs Andenken zahlloſe Unterthanen ſegneten, als die Leichenfeier noch nicht verhallt iſt, beginnt der Nachfolger ſeine Regierung damit anzutreten, daß er des königlichen Bruders und Vorfahren Werk, als ſei es ein nichtiges und untaugliches, umſtürzt.

Dies Werk war das im Jahr 1833, nach langer, von allen Theilen wohlgemeinter Berathung zwiſchen König Wilhelm und den Ständen auferrichtete Grundgeſetz, welchem von da an bis auf jenen Machtſchritt Regent, Land und Leute mit Treu und Glauben angehangen hatten, gegen deſſen völligen, unkränkbaren

Rechtsbeſtand in dem Volke ſelbſt nicht der leiſeſte Zweifel obwaltete. Jetzt plötzlich ſoll dieſes Geſetz nicht mehr gelten. Alſo ein König, deſſen angebornes Wohlwollen aus allen ſeinen Aeußerungen hervorleuchtete, Miniſter, deren redliche Abſicht zu bezweifeln keine Urſache war, haben dem Lande eine Verfaſſung gegeben, deren Nichtigkeit ſie vor Allen einſehen muſten? Sie haben einen Eid darauf abgelegt, von dem ſie wuſten, daß er auf Täuſchung beruhe, und vier Jahre danach regiert? Kann der einfache geſunde Sinn das glauben?

Der König findet ſeine agnatiſchen Rechte ungewahrt. Wer kann ihn tadeln, wenn er darauf hält? Das durfte ihn zu deren neuer Erörterung führen, nicht zu einſeitiger Auflöſung eines ihm als Regierungsnachfolger überlieferten Staatsgrundgeſetzes. Als Nachfolger tritt er aus der Reihe der Agnaten, und ihnen gegenüber, er nimmt ſeines Vorgängers Geſichtspunct an. Könnte jeder Nachfolger den Vertrag löſen, der mit dem Lande eingegangen war, ſo würde niemals Sicherheit, auch nicht während langer Regierungen entſpringen, weil hinter jedem Thronerben ein Umwurf drohen würde. Nicht daß Verfaſſungen ewige Dauer gebührt: ſie ſollen gleich allem Irdiſchen vergänglich und zerbrechlich ſein, nicht aber aus Willkür, ſondern von beiden Theilen, zwiſchen welchen ſie zu Stande gekommen waren, abgeändert oder zerbrochen werden. Es fällt mir weder ein noch iſt es meine Sache, eine ungewöhnliche Trefflichkeit des hannöveriſchen Geſetzes von 1833 zu behaupten; es wird dem Einen democratiſchen Stoffes zu viel, dem Andern zu wenig enthalten und genug Mängel ſonſt an ſich tragen; aber es hat bisher beſtanden und gegolten. Allen ſtändiſchen Verfaſſungen in Deutſchland kann der negative Nutzen ſchwerlich abgeſprochen werden, den ſie ſeit ihrer Dauer ſtifteten. Sie fördern nicht ſo offenbar, als ſie wolthätig Mißbräuche hemmen; ſie ſind ein Damm, der eine Gegend noch nicht fruchtbar macht, aber den einbrechenden und verſandenden Wellen wehrt. Der eigentliche Segen geht allerdings erſt von der reinen Liebe des Fürſten zu ſeinem Lande aus.

Bei Bekanntwerdung des erſten Patents fanden ſich die Landſtände gerade noch in Hannover verſammelt, und ihr Präſident ſcheint ſchwere Verantwortung auf ſich geladen zu haben, dadurch daß er ihren rechtmäßigen Einſpruch, als es die höchſte Zeit war ihn geltend zu machen, vereitelte. Alle ſpäteren Schwierigkeiten hängen von dieſem unberechenbaren Fehlgriff ab, das Land iſt der nothwendigſten Form beraubt worden, an welche es ſeinen Widerſtand binden durfte.

Das einfachſte Mittel war entriſſen; aller Augen richteten ſich auf die Miniſter hin, denen nun zunächſt die Pflicht des Handelns oblag. In conſtitutionellen Ländern ſind ſie ein Barometer, ſie dürfen über eine beſtimmte Linie weder hinaufſteigen noch herabſinken, ohne einen gefährlichen, ja unerträglichen Stand der Dinge anzuzeigen. Ein begründeter Ruf der Rechtlichkeit und Unbeſcholtenheit umgab dieſe Männer, ihre Namen wären mit unvergänglicher Ehre in den Annalen des Landes eingeſchrieben, wenn ſie Muth und Tact gehabt hätten jede falſche Stellung von ſich abzulehnen. Eine ſolche war ganz deutlich die, welche ſie nach dem erſten königlichen Erlaß noch einnahmen. Wer aber drückt das allgemeine Staunen aus, als ſie ſogar nach dem zweiten Patent in einem Amte zu verharren wagten, das für ſie ſelbſt perſönlich um eine Stufe erniedrigt wurde? Aus treuen Freunden der Verfaſſung, deren oberſte Hüter und Wächter ſie geweſen waren, wandelten ſie ſich in erklärte Feinde derſelben, die fortan nothgedrungen waren, jeden Angriff auf ſie zu erleichtern und zu beſchönigen. Fühlten, auf ſo ſchlüpfrigem Boden, ſie wenigſtens nicht einmal die Gefahr des gegebnen Beiſpiels? Der belaſtet ſich zwiefach, der auch noch Andere in den Fall mit ſich fortreißt.

Und ſie hatten zuoberſt den Eid auf die Verfaſſung geleiſtet, der ſo heilig iſt als jeder andere Eid, der von allen Staatsdienern als weſentliche Ergänzung des Huldigungseides im Jahr 1833 geſchworen worden war, und ſeitdem von jedem neu in den Staatsdienſt Eintretenden geleiſtet werden muſte. Was nun

den Eindruck des zweiten Patents mehr als Alles ſteigerte, war eben die darin unumwunden ausgeſprochene Loszählung aller Staatsdiener von dem auf die Conſtitution geleiſteten Schwur. Dem Gewiſſen, das keine irdiſche Macht, kein König entbinden kann, wird hier eine Erledigung angeboten, die zu immer währender Belaſtung führt. Den Eid auf die Verfaſſung konnte Niemand löſen als entweder der König gemeinſchaftlich mit den nach dem Geſetz von 1833 berufenen Landſtänden, oder ein rechtlicher Ausſpruch des Bundestages; einen dritten Weg gab es nicht. Beiden Entſcheidungen würden wir uns in ehrerbietigem Gehorſam gefügt haben, aber ohne volle Ueberzeugung war keine Entlaſtung möglich, jeder Zweifel hätte einen unerträglichen Zuſtand der Seele mit ſich geführt. Ich ſehe das kalte Lächeln Derer, die ſich die Klugen nennen, und hier bloß eine nicht ernſthaft gemeinte Ausflucht erblicken; habe ich doch ſelbſt ſagen hören, ein Eid in politiſchen Angelegenheiten bedeute nicht viel, oder auch, der aufgelegte Eid binde eben nicht, man erfülle ihn ſo weit man Luſt habe. Gut, denkt der Eine, daß ſich Veranlaſſung findet, eine liberale Verfaſſung umzuwerfen, wenn es gelingt, ſo heiligt der Zweck die Mittel; wir haben ein höheres Recht, das die Rechte des Machwerks nicht zu achten braucht. Was kümmert mich die Politik, meint der Andere, wenn ſie mich in meiner Behaglichkeit oder in meinen gelehrten Arbeiten ſtört. Aber ſo ſehr iſt die Religioſität nicht verſchwunden, daß nicht Viele, die etwas Höheres als weltliche Klugheit kennen, die volle Schwere des Grundes mit mir im tiefſten Herzen empfinden. Es gibt noch Männer, die auch der Gewalt gegenüber ein Gewiſſen haben. — Späterhin wurde eine weitere Deutung aufgeſucht: der König ſei alleiniger Dienſtherr, ihm allein, keinem Andern, ſei der Eid geſchworen, in ſeiner Macht ſtehe es den Diener von dem Eide zu entbinden. Gewis, der König iſt der einzige Herr, gewis, der Eid iſt in die Hand ſeines Bevollmächtigten abgelegt, dennoch ſteht es nicht in der Macht des Königs, den einmal vor Gott ausgeſprochenen zu löſen. Er iſt auf die Aufrechthaltung des

Grundgeſetzes geleiſtet, und ſo lange dies nicht rechtsgültig aufgehoben iſt, muß er unverbrüchlich ſein. Ich habe keine ſtaatsrechtliche Theorie gemacht und keine zu verfechten, ich muß mich an das halten, was nur von oben gegeben iſt, aber nach der Baſis, auf welcher das Grundgeſetz ruht, kann man mit vollem Recht ſagen, der Eid iſt auch dem Lande geleiſtet. Und braucht man nach analogen Verhältniſſen weit zu ſuchen? Hat ein Oberappellationsgericht einen andern Herrn als den König? Und ſteht es in ſeiner Macht, die Mitglieder deſſelben von dem Eide, den ſie auf die Gerichtsordnung geleiſtet haben, zu entbinden? — Würde ſich vor einem Jahre Jemand mit einer ſolchen Deutung vorgewagt haben? Und glaubt man, daß ſophiſtiſche Wendungen dieſer Art in ein ehrliches, einfach denkendes Gemüth eindringen?

Indem ich mich nunmehr anſchicke, von den Geſinnungen und Handlungen zu reden, welche ſich in Göttingen ſeit den beiden Patenten kundgaben, gedenke ich zuvor noch des tragiſchen Verhängniſſes, das dieſe Unterbrechung der öffentlichen Ruhe unmittelbar in den Zeitpunct fallen ließ, wo die Univerſität die gröſte Feier zu begehn hatte, die ihr ſeit ihrer Stiftung zu Theil werden konnte. Alle Gemüther waren innig erregt und die Blicke von ganz Deutſchland auf Göttingen gerichtet; das Schickſal hatte dem höchſten Glanz der Academie ſchon eine Zuthat von unruhigem Schmerz gegeben, der an den feierlichen Tagen ſich noch in den Hintergrund ziehen durfte, weil damals die auf das erſte Patent gefolgte zweifelnde, noch nicht verzweifelnde Beklemmung herſchte. Der noch reine Feſthimmel war nur am Rande mit bedenklichen Wolken geſäumt. Die von den Schaaren fremder Gäſte und Zuſchauer, wie nie vorher, belebten Straßen der Stadt waren wieder öde geworden und ein kurzer Feriengenuß eingetreten, als unmittelbar mit dem Beginn des neuen Semeſters die gefürchtete Cataſtrophe eintrat und alle gehegten Beſorgniſſe, auf einen Schlag, weit überbot. Die unerwartete, bald aber beſtätigte Botſchaft von

der Nachgiebigkeit der alten Miniſter vollendete die allgemeine Beſtürzung.

Kein anderer Beſtandtheil des ganzen Königreichs konnte von dieſer Begebenheit lebhafter und tiefer ergriffen werden, als die Univerſität. Die deutſchen hohen Schulen, ſolange ihre bewährte und treffliche Einrichtung ſtehn bleiben wird, ſind nicht bloß der zu und abſtrömenden Menge der Jünglinge, ſondern auch der genau darauf berechneten Eigenheiten der Lehrer wegen, höchſt reizbar und empfindlich für Alles, was im Lande Gutes oder Böſes geſchieht. Wäre dem anders, ſie würden aufhören, ihren Zweck, ſo wie bisher, zu erfüllen. Der offne, unverdorbne Sinn der Jugend fordert, daß auch die Lehrenden, bei aller Gelegenheit, jede Frage über wichtige Lebens- und Staatsverhältniſſe auf ihren reinſten und ſittlichſten Gehalt zurückführen und mit redlicher Wahrheit beantworten. Da gilt kein Heucheln, und ſo ſtark iſt die Gewalt des Rechts und der Tugend auf das noch uneingenommene Gemüth der Zuhörer, daß ſie ſich ihm von ſelbſt zuwenden und über jede Entſtellung Widerwillen empfinden. Da kann auch nicht hinterm Berge gehalten werden mit freier, nur durch die innere Ueberzeugung gefeſſelter Lehre über das Weſen, die Bedingungen und die Folgen einer beglückenden Regierung. Lehrer des öffentlichen Rechts und der Politik ſind, kraft ihres Amtes, angewieſen die Grundſätze des öffentlichen Lebens aus dem lauterſten Quell ihrer Einſichten und Forſchungen zu ſchöpfen; Lehrer der Geſchichte können keinen Augenblick verſchweigen, welchen Einfluß Verfaſſung und Regierung auf das Wohl oder Wehe der Völker übten; Lehrer der Philologie ſtoßen allerwärts auf ergreifende Stellen der Claſſiker über die Regierungen des Alterthums, oder ſie haben den lebendigen Einfluß freier oder geſtörter Volksentwicklung auf den Gang der Poeſie und ſogar den innerſten Haushalt der Sprachen unmittelbar darzulegen. Alle dieſe Ergebniſſe rühren aneinander und tragen ſich wechſelſeitig. Es bedarf kaum geſagt zu werden, daß auch das ganze Gebiet der Theologie und ſelbſt der Medicin,

indem sie die Geheimnisse der Religion und Natur zu enthüllen streben, dazu beitragen müssen, den Sinn und das Bedürfnis der Jugend für das Heilige, Einfache und Wahre zu stimmen und zu stärken. Wie allseitig muß also die Universität von der Kunde ergriffen werden, daß die Verfassung des Landes dem Umsturz ausgesetzt sei. Eine Menge junger Leute nehmen Antheil an der veränderten Lage ihrer Eltern, Brüder, Freunde und Lehrer, an der Verrückung ihrer eignen Stellung; Alle bewegt ein allgemeines Gefühl der schwebenden Gewaltthätigkeit, und es braucht nicht erst gesagt zu werden, auf welcher Seite sie stehen.

Unter den Professoren thaten sich bald verschiedenartige Gruppen hervor, die Charactere, wie mein Bruder treffend bemerkte, fiengen an sich zu entblättern gleich den Bäumen des Herbstes bei einem Nachtfrost; da sah man Viele in nackten Reisern, des Laubes beraubt, womit sie sich in dem Umgang des gewöhnlichen Lebens verhüllten. Zwar das muß zugegeben werden, daß Alle und Jede von dem Entschluß des Königs unangenehm berührt wurden und ihn lieber ungeschehn gewust hätten. Die vom Alter Abgestumpften scheuten die Mühe und den Lärm der Neuerung, aus der für ihre letzten Bequemlichkeiten sich Störungen ergeben könnten; sie überlegten nicht, daß auch dem ablaufenden Leben Festigkeit zieme, sogar gefahrlosere bereitet sei, daß noch die scheidende Sonne ein zu Ende neigendes ehrenvolles Wirken überglänzen könne. Ein andrer Theil, an sich gegen jede Verfassungsform völlig gleichgültig und nur eigne Vortheile ins Auge fassend, mochte dem Grundgesetz von 1833 abgeneigt sein, weil es einzelne frühere Rechte und Privilegien der Universität aufgehoben hatte. Dahin gehörte zumal die Vernichtung der dem Professorenstande so nöthigen Einquartierungsfreiheit, worüber ärgerliche Reibungen und Verhandlungen mit den Bürgern entsprungen waren, die sich hier einmal als tüchtige Staatsbürger fühlten und begierig an dem Princip der gleichen Beitragspflichtigkeit zu allen Staatslasten festhiengen, in Zeiten wahrer Noth aber wenig Beruf in sich spüren, ihrer Staats-

bürgerverpflichtung nachzukommen. Ich will dem Aufheben ſolcher Privilegien nicht das Wort reden, es wird an der allgemeinen Nivellierung aller Verhältniſſe ein Weniges dadurch gewonnen, aber der Verband der Corporation gelockert, an welchem viel mehr gelegen war. So lange nicht die Ausgleichung den Gipfel erlangt hat, daß ſie den Bürger befähigt abwechſelnd mit dem academiſchen Lehrer das Catheder zu beſteigen, dieſen nöthigt, abwechſelnd mit dem Bürger zu backen und zu ſchlachten, brauchen noch keine Soldaten in die Auditorien eingelegt zu werden. Doch war hier weniger die Richtung der Conſtitution von 1833 anzuklagen, als der ſchon lange wirkende Zeitgeiſt, dem ſie huldigte. Aeltere Göttinger Profeſſoren erinnern ſich auch einer ſonſt beſtandenen Acciſefreiheit, deren Wohlthaten ſchon geraume Zeit vorher, ehe Jemand an ein Grundgeſetz dachte, aufgehört hatten. Man muß Verbeſſerungen im Großen hinnehmen mit Verſchlimmerungen im Kleinen, nicht umgekehrt ein ganzes Verderbnis entſchuldigen aus einzelnen Vortheilen, die es bringen könnte. Es mag indeſſen nur ſehr wenige Profeſſoren geben, die ſich von ſolchen Gründen hätten bewegen laſſen, dem königlichen Patent ihren Beifall zu zollen, aus deſſen Sinn durchaus nicht entnommen werden darf, daß mit der Vertilgung der Verfaſſung jene Bevorrechtungen einzelner Stände wieder erwachen werden. Jede Regierungsart iſt ſo klug, daß ſie ſich auch einige Folgerungen aus der ihr ganz entgegengeſetzten gefallen läßt.

Der gröſten Zahl der Profeſſoren muſte einleuchten, daß das königliche Machtgebot die wichtigſte Angelegenheit des Landes betreffe und daß es nun auch der Univerſität gelte, ſich ihm entweder muthlos zu ergeben, oder ein gegründetes Recht des Widerſpruchs auszuüben. Wiederum aber zerfielen die, welche es für rathſam hielten unterwürfig zu ſchweigen, in zwei ſehr verſchiedne Parteien. Zur einen gehörten die Männer welche, ſonſt vorlaut und ſtolz genug, vor aller Gewalt verſtummen, und jede Ungnade in den Augen des Herſchers als das unerträg-

lichste Unglück betrachten; sie waren, auf Kosten ihrer selbsteignen Denkungsart, zur Nachgiebigkeit bereit, und schnell erfinderisch Scheingründe für ihre Abtrünnigkeit nicht bloß hervorzusuchen, sondern sie auch anders Gesinnten auf alle Weise anzuempfehlen. Andere, allerdings achtungswerther, bedauerten zwar den Untergang der beschwornen Verfassung, hiengen aber über Alles an der Aufrechthaltung der Universität, deren Gefahr, wenn sie den Unwillen des Königs auf sich ziehen sollte, ihrem Herzen weit näher lag, als das Heil des ganzen Reichs, welcher daher die angelobte Pflicht unbedenklich aufgeopfert werden müsse. Verkennend, daß auch die edelsten und berühmtesten Einrichtungen darunter am meisten leiden, wenn die Gerechtigkeit von ihren Verwaltern versäumt wird, sind sie Beamten ähnlich, die aus misverstandner Liebe zu ihrem Amt dessen ganze Würde in die Schanze schlagen, und das ihnen rein vertraute Gut fleckig werden lassen, um ihren Nachfolgern wegen der zu ziehenden Diäten nichts zu vergeben. Die Wissenschaft bewahrt die edelsten Erwerbungen des Menschen, die höchsten irdischen Güter, aber was ist sie gegen die Grundlage des Daseins werth, ich meine gegen die ungebeugte Ehrfurcht vor göttlichen Geboten? Sie wird, von dieser abgetrennt, wie jene italienischen von Marmor täuschend nachgeahmten Früchte ein eitles Schaugericht, das Niemand sättigt und nährt. Auf diesem Wege verstehe ich es nicht, den Glanz der Georgia Augusta zu erhalten, für den ich freudig und mit treuer Anhänglichkeit meine besten Kräfte hingegeben, keine Störung der liebsten Arbeiten gescheut habe. Hier mögen meine Collegen, selbst die anders gehandelt haben, hier mag das Curatorium Zeugnis ablegen.

Mit Freuden bekenne ich, daß, diese die höhere Pflicht und jene alles Selbstgefühl Aufgebenden abgerechnet, unter der bedeutenderen Masse aller Uebrigen, in den ersten Wochen, die Meinung der vor Zorn und Scham Glühenden das Uebergewicht hatte, welche ihren Eid zu wahren, nicht zu brechen gedachten.

Digitized by Google

Hätte man damals die Stimmen geſammelt, ſie wären faſt alle zu Gunſten der Wahrheit und des Rechts abgegeben worden, und ſelbſt die Schwächeren fühlten ſich durch die Reinheit des erſten Eindrucks, wie er ſich bei ſolchen Gelegenheiten überall geltend macht, empor gehalten. An den Mitteln aber, welche man berathſchlagte, thaten ſich bald Trennungen hervor, und den Nachgiebigeren oder Zagenden war es innerlich willkommen, ohne der Anfangs geäußerten Geſinnung zu entſagen, vorerſt die Ablehnung feſterer Maßregeln durch aufhaltende Bedingungen oder die Halbheit dazwiſchen geworfner vielfacher Vorſchläge zu erreichen. Während dem Gewiſſen mit jener Anmuthung ſich des Eides zu entſchlagen eine ſofortige und laute Gegenerklärung geboten war, faßte bei Vielen die leidige Anſicht Wurzel, der rechte Zeitpunct ſich zu erklären trete für die Univerſität erſt dann ein, wenn ſie die bevorſtehende Aufforderung zur Wahl eines Deputierten in die vom König unberechtigt einberufene Ständeverſammlung nach den Grundſätzen von 1819 entſchloſſen bei Seite zu weiſen habe. War denn nicht der Eid auf die Conſtitution von 1833 factiſch zu Boden getreten, und gab es Gründe ſein Sträuben dawider warten zu laſſen? Bedurfte es erſt noch eines andern Factums, gegen welches Widerſtand zu leiſten ſei? War nicht Gefahr, daß durch die lange Erwartung dieſes Factums Erſchlaffung der Handelnden herbeigeführt werden würde? Der Erfolg hat dieſe Beſorgniſſe vollkommen gerechtfertigt. Unter dem Vorwand, bei Einberufung der Wählenden einen allgemeinen Proteſt der geſammten Univerſität zu Stande zu bringen (woran gleich damals billig zu zweifeln war), gab man die ſtarke Eintracht der beſſeren Mehrheit auf, und ſtellte die Entſchloßnen größerer Gefahr preis. Es hat ſich gezeigt, daß die Stunde jener Wahl nicht vierzehn Tage (wie man vorſchützte), ſondern über acht volle Wochen nach dem Patent eintreten ſollte, nachdem ſich durch eine Reihe anderer Vorgänge und Einwirkungen die Gemüther hinlänglich abge-

lenkt*) haben können. Was auch nunmehr bei dieſem Wahlact vorgehn möge, es wird von wenigem Gewicht auf das Ganze ſein. Die Regierung weiß nunmehr viel beſſer als damals, wie ſie ſelbſt eine völlige Verwerfung ihres Wahlvorſchlags aufzunehmen und zu behandeln habe.

In ſo peinlicher, vielberathner und hingehaltner Lage entſchied ſich endlich eine geringe Zahl Beherztgebliebener das Eis des Schweigens zu brechen, deſſen Rinde hart und ſchmählich das ganze Land überzogen hatte**). Unſere Erklärung an das Curatorium war den 17. November Abends entworfen worden, noch wuſten wir nicht, ob ſie am folgenden Tage von fünf, oder von ſieben, oder von dreizehn unterſchrieben abgehen ſollte. Sieben Namen ſtanden am Schluß der am 18. November entſandten Ausfertigung. Jeder war auf ſeinem Wege mit völliger Unabhängigkeit des Geiſtes zu der Ueberzeugung gelangt, welche die Proteſtation ausſprach. Es war alſo wenigſtens eine Beſiebnung, der das altdeutſche Recht entſchiedne Kraft beimißt, vollführt.

In dieſem erlaßnen Widerſpruch gegen das Patent herſcht die einfache aber ſtarke Sprache unverſtellter, unverſchleierter Wahrheit. Die der Würde des Königs gebührende Ehrfurcht wird nirgends verletzt; was zu ſagen war, konnte nicht verhalten bleiben. Das Schreiben wurde an die Behörde eingereicht, welche der Univerſität zunächſt vorgeſetzt war und in deren Verpflichtung es lag, der Regierung ungeſäumte Kunde dieſes Hergangs zu hinterbringen.

*) Aber es mag einer ſo gut geſittet ſein, daß über ihn das göttliche wie das menſchliche Urtheil übereinſtimme. Doch er iſt ſchwach an Muth: wenn einem ſolchen etwas Widriges begegnet, ſo wird er vielleicht aufhören die Unſchuld zu pflegen, durch welche er ſein Glück nicht feſthalten konnte. Boethius vom Troſt.

**) Wie bitter iſt der Tadel darüber, den ein etwas höher geſtellter Beamter in Hannover ausſprach, ohne es in ſeiner Unſchuld zu merken: 'Wir haben es nicht gewagt dem Könige zu widerſprechen, und ſieben Profeſſoren nehmen es ſich heraus'.

Er konnte und ſollte nicht geheim gehalten werden. Nicht allein war die vorausgegangene Berathung und ihr Ziel unter der Mehrzahl der Profeſſoren bekannt, ſondern auch Entwurf und Reinſchrift der Erklärung mehrern Collegen, die nicht mit unterzeichneten, vorgelegt worden. Und wie hätte eine Vorſtellung gegen das, was der König öffentlich an das ganze Land erlaſſen hatte, ſich in die Schranken einer bloß an das Miniſterium gerichteten, vielleicht ohne weitere Folge zu den Acten genommenen Antwort zwängen mögen? Dieſe Antwort bedurfte eben ſo ſehr an das Licht der Welt zu treten, als ihr Anlaß. Richtet der König ſein Wort an ſeine Unterthanen, ſo ſteht auch ihnen offen zu antworten und ſich zu vertheidigen frei. Was für ein Verbrechen wäre das Recht dieſer Vertheidigung, die nichts verräth, nichts verdeckt, keinen Gehorſam aufkündigt, ſondern nur gegen eine Gewaltmaßregel der Regierung Einſprache thut? Ihr einziges Ziel, die Beruhigung der Gewiſſen, war der Anerkennung würdig. Wer verabſcheut mehr als ich Alles was man politiſches Treiben nennt? Es hat mich nie nur aus der Ferne berührt. Steht es ſo mit uns, daß die Lehre des Chriſtenthums, den Strauchelnden durch Beiſpiel zu warnen, zu einem politiſchen Vergehen darf geſtempelt werden? Ich halte Jeden, der nicht mit voller unerkünſtelter Ueberzeugung den Gründen des Patents vom 1. November nachgeben kann, auch den, der ſeine Gedanken aus Klugheit davon abwendend die Frage ſich nicht beantworten will, noch heute für einen Eidbrüchigen.

Die Geſchichte zeigt uns edle und freie Männer, welche es wagten, vor dem Angeſicht der Könige die volle Wahrheit zu ſagen; das Befugtſein gehört denen, die den Muth dazu haben. Oft hat ihr Bekenntnis gefruchtet, zuweilen hat es ſie verderbt, nicht ihren Namen. Auch die Poeſie, der Geſchichte Widerſchein, unterläßt es nicht, Handlungen der Fürſten nach der Gerechtigkeit zu wägen. Solche Beiſpiele löſen dem Unterthanen ſeine Zunge, da wo die Noth drängt, und tröſten über jeden Ausgang.

Niemand in Göttingen, oder andrer Orte, hat überſehn können, wie verſchieden die Entſchloſſenheit der einzelnen Facultäten ausgefallen iſt, das Recht der Univerſität auf Erhaltung des Grundgeſetzes zu vertheidigen. Als Corporation befugt und verpflichtet ihren Deputierten den Ständen beizuordnen, gekränkt durch die ausgeſprochne Aufhebung der Verfaſſung, war ſie einzuſchreiten ermächtigt und aufgefordert. Einer aus gelehrten, kundigen, feiner fühlenden Männern zuſammengeſetzten Gemeinheit gebührte dieſer Beruf vor den übrigen im Lande: was als Laienwahrheit allen Herzen einleuchtete, ſollte ſie von der Gelehrten-Bank herab, nach göttlichen und menſchlichen Satzungen, beſtätigen und beſtärken. Ein vollſtimmiger Beſchluß von Seiten der ganzen Univerſität hätte die bedeutendſte Wirkung haben müſſen; bald aber zeigte ſich nicht nur die Unausführbarkeit einer ſolchen Vereinigung, ſondern auch wie ſehr die Kräfte der Muthigeren durch geſondertes, ungleichzeitig und in abweichenden Formen ſich entfaltendes Auftreten zerſplittern würden. Keiner der endlich eingeſchlagnen Schritte vermochte die Mitglieder der theologiſchen noch der mediciniſchen Facultät für ſich zu beſtimmen. Die philoſophiſche und juriſtiſche waren es, von welchen aller Entſchluß und alle Anregung ausgiengen, und das bleibt eine faſt pſychologiſche Merkwürdigkeit. Wenn man auch anſchlagen muß, daß der Zahl nach die philoſophiſche Facultät auf allen Univerſitäten immer die bei weitem ſtärkſte, die theologiſche die ſchwächſte iſt; ſo wird doch die mediciniſche in dieſer Beziehung der juriſtiſchen wenig weichen. Macht die alltägliche Gewohnheit vor Sterbebetten zu ſtehn und mit dem Meſſer in Leichen zu ſchneiden Aerzte härter und unempfindlicher gegen die Noth des Vaterlands? Wird ihnen durch ihr Geſchäft mehr Gleichgültigkeit für die Bedrängniſſe des menſchlichen Lebens, dem ſie nur von der leiblichen Seite her zu Hilfe kommen, eingeflößt? Es gibt gleichwol die edelſten Beiſpiele liebender Aufopferung für das Gemeinweſen auch unter Aerzten, und ihre regere Berührung mit allen Ständen pflegt ihnen ſonſt die Kunde der öffent-

lichen Dinge zu erleichtern, nicht zu verleiden. Von den Theologen hingegen, den Bewahrern des Glaubens und der Gewiſſen, wäre am allererſten zu erwarten geweſen, daß ſie, eingedenk lutheriſcher Freimüthigkeit und Standhaftigkeit, ihre Zornſchalen kräftig ausgeſchüttet und alle Blödigkeit des Zweifels dahin geworfen hätten. Es fehlte nicht an Beiſtimmung, aber an der Entſchloſſenheit ſie öffentlich zu bekennen. Theologiſcher und juriſtiſcher Gelehrſamkeit ſtand hier allerdings die eigentliche Begründung der obſchwebenden Fragen zu; wenn es die Unterzeichner der Proteſtation ſchmerzlich empfanden, von ihren theologiſchen Collegen verlaſſen zu ſein, ſo durfte freilich die Theilnahmsloſigkeit der mediciniſchen Facultät minder ſchwer auffallen, doch die Einſtimmung ſtrengjuriſtiſcher Anſichten mit denen, die aus der freieren philoſophiſchen Claſſe hervorgiengen, vollkommen beruhigen.

Es iſt außerdem, ſelbſt öffentlich von der Regierung, hervorgehoben worden, daß an dem Widerſtand, welchen ſie zu erfahren hatte, hauptſächlich ſogenannte Ausländer, d. h. keine gebornen Hannoveraner betheiligt ſeien. Ein tief kränkender, undankbarer Vorwurf, der, wenn er gelten könnte, überhaupt nur den Sinn haben würde, daß unter deutſchen Gelehrten, zwiſchen welchen von jeher Freizügigkeit und Gefühl deutſcher Nationaleinheit waltete, die Abgrenzung einzelner Bundesgebiete Spaltungen erzeugen ſollte. Oder hören die, welche fünf, zehn, zwanzig Jahre im hannöveriſchen Lande gelebt und gewirkt haben, noch nicht Auswärtige zu heißen auf? Will der König ſeine hohe Schule mit lauter eingebürtigen Profeſſoren beſetzen, nur für eingeborne Studenten öffnen? Man ſchlage Göttingens Jahrbücher auf, und zähle nach, wie viel Gelehrte ihm die engere Heimat, wie viel das übrige Deutſchland zugeführt hat? Von welchen unter dieſen der gröſte Glanz über es gekommen, die feſteſte Treue ihm bewieſen worden iſt? Nach dem dermaligen Beſtande des Perſonals der Univerſität bilden die eigentlichen Hannoveraner nicht einmal deſſen vierten Theil, und ſo ſchwer-

lich die Würde der ganzen Anſtalt mit bloßen Hannoveranern aufrecht erhalten werden könnte, eben ſo wenig Luſt bezeigen möchten die auf andern deutſchen Univerſitäten zerſtreuten, nirgend als Ausländer betrachteten hannöveriſchen Gelehrten jetzt nach Göttingen abzugehn. Haben die außerhalb gebornen Unterzeichner der Proteſtation (welchen ſich, wie jedermann weiß, auch ein geborner Göttinger rühmlich zugeſellte) keine Liebe zu dem Lande verrathen, deſſen Grundverfaſſung ſie auf Gefahr ihrer Stellung hin zu hegen unternehmen? Liegt der hier berührten Erſcheinung etwas Wahres zum Grunde, ſo dreht ſie ſich um in den wirklichen Vorwurf, daß die eingebornen Landeskinder, denen keine geringere, ſondern eine noch mächtigere Verpflichtung zu der Conſtitution oblag, ſaumſelig und furchtſam ihr nicht nachgekommen ſind. Ihre Läſſigkeit kann das gewiſſenhafte Betragen der Uebrigen nicht zum Laſter ſtempeln.

Man hat, im Gefühl es gebreche ſonſt an Urſachen uns zu verdammen, die ſchnelle Veröffentlichung jener Erklärung als etwas Strafbares aufzufaſſen geſtrebt. Wiſſen doch Regierungen ſelbſt, wie ſchwer es heutzutage iſt, ſogar ihre verborgenſten Handlungen der Oeffentlichkeit zu entziehen, die als wolthätige zugleich und gefährliche, aber unausrottbar gewordne Macht ihren Schritten zur Seite ſteht. Und, wie verbotne Früchte ſüßer ſcheinen, kehrt ſich auch der Vortheil augenblicklicher Hemmung bald hernach wider die, welche ſie verurſachen, wenn ſich die geſchehnen Dinge mit deſto ſtärkerem Schwung Luft machen und das Gerücht ihnen erhöhten Reiz leiht. Des Verbots, der Cenſur blödſichtiges Auge vermag doch bloß in unmittelbaker Nähe und Gegenwart zu ſichern, die drohenderen Uebel der Zukunft gewahrt es nicht. Hätten wir mit Angſt und Sorge jede Mittheilung unſrer Worte gemieden, ſie wären, einmal entſandt, doch auf mehr als einem Wege frei geworden. Wir wollten ſie nicht zuerſt verbreiten, erwarteten nie, daß ſie geheim bleiben würden. Sind wir daran Schuld, wenn ein uns völlig unbekannter

Correſpondent einer engliſchen oder franzöſiſchen Zeitung von unſerer Abſicht hörte und davon meldete? Was konnten wir mit einer ſolchen kahlen Notiz bezwecken? Wir die wir nichts verheimlichen wollten, die wir offen und mit allen Gründen uns zu erklären vorhatten? Endlich was hätte ſelbſt eine ſolche Nachricht Strafwürdiges in ſich? Ich für mein Theil habe ohne Bedenken was ich gethan, und Niemand daß es geſchehen würde vorher wuſte, was ich noch jetzt für völlig ſchuldlos halte, ausgeſagt, daß ich den vierten Tag nach der Entſendung, zu einer Zeit wo bereits zahlloſe Abſchriften umgiengen und benachbarte öffentliche Blätter Auszüge lieferten, einem auswärtigen Freunde, gar nicht zur Bekanntmachung, bloß zur Kenntnisnahme, eine vollſtändige Copie mitgetheilt habe*). Aehnliches, ſo viel ich weiß, dürfen meine Collegen behaupten. Keiner hat den Andern gefragt, was er thun wollte; viere haben gar keine Veranlaſſung zur Mittheilung gehabt. Und hätten wir wirklich zu geſtehn gehabt, die alsbaldige Veröffentlichung ſei unmittelbar von uns ausgegangen, ſtand darauf Landesverweiſung, überhaupt nur auf der Mittheilung einer Erklärung an die Behörde irgend eine Strafe? War das Ausgeſprochene in Recht und Wahrheit gegründet, ſo durfte es vor die Welt hintreten, wie vor den König ſelbſt. Indem wir es weder an ſeine eigne Perſon richteten, noch unmittelbar öffentlich machten, folgten wir der Scheu natürlicher Ehrerbietung.

Ich habe nunmehr ein Ereignis zu berühren, das künftige

*) Meine Ausſage muß in dem academiſchen Protocoll enthalten ſein, und das nennt die hannöveriſche Zeitung vom 17. December unumwunden eingeſtehn, zur Verbreitung der Proteſtation beigetragen zu haben. Weil ich auf allgemeines Befragen ehrlich ſage, was den Umſtänden nach völlig unerheblich iſt, deshalb wird mir auferlegt, Haus und Hof zu räumen, die Meinigen und meine Habe im Stich zu laſſen! Welche Barbarei will Mittheilungen an Freunde unterſagen? Durch mich iſt die Urkunde ſicher in kein öffentliches Blatt gelangt und jedes konnte ſie bereits anderswoher entlehnen.

Geschichtsschreiber der Universität Göttingen aus ihren Jahrbüchern tilgen zu können wünschen werden, die berüchtigte Rothenkircher Deputation.

Die innere Wahrheit unserer Protestation muste in Hannover wider Willen gefühlt worden sein, denn man schwieg so lange, bis der Versuch gemacht wäre, die übrige Universität von aller zu besorgenden Nachfolge abzuschrecken. Einem Gerücht zufolge wollte der König selbst nach Göttingen kommen, um über die Protestanten das volle Maß seiner Ungnade auszuschütten; er begab sich in das etwa vier Meilen ferne Jagdschloß Rothenkirchen.

Gegen Ende Novembers ließ der Prorector dem Senat eröffnen, daß der König zu Rothenkirchen eine Becomplimentierung von Seiten der Universität erwarte. Diese Förmlichkeit schien überflüssig, da die Dankgefühle der Universität bereits zur Zeit des Jubiläums ihren reichlichen Erguß genommen hatten. Man wähnte indessen, dem Prorector sei eine officielle Einladung des Ministeriums oder Curatoriums zugegangen, der sich nicht ausweichen lasse. Es hat später verlautet, daß dies nicht der Fall gewesen sei, vielmehr eine dritte Mittelsperson die Hand im Spiel gehabt habe. Gegen eine Bezeugung der Ehrfurcht war vom Senate, wie sich von selbst versteht, nichts einzuwenden. Neben dem Prorector, der selbst zugleich Substitut des Regierungsbevollmächtigten und Decan der Juristenfacultät war, wurden deren Exdecan und die Decane der drei übrigen Facultäten zur Reise bestimmt. Einige Senatsglieder mögen sogar gemeint haben, das aufsteigende Unwetter könne durch eine offne und freie Sprache der Abgeordneten beschworen werden. Man wird es seltsam, ja unbegreiflich finden, daß diesen keine bestimmte Instruction entworfen wurde; sie hatten einen oder zwei Tage lang Zeit dazu, alle obwaltenden Verhältnisse zu überlegen, reisten aber unvorbereitet und in voller Selbstgenügsamkeit am 30. November ab. Zu Rothenkirchen angelangt, wurde die Deputation alsbald befragt, ob sie eine Adresse der Universität

bringe? auf verneinende Antwort aber bedeutet, daß ſie ohne eine ſolche nicht vorgelaſſen werden könne. Hier war nun ein einfacher durch die Umſtände ſogar gebotener Ausweg, eben dieſes Mangels wegen umzukehren und heimzureiſen. Der Prorector entſchloß ſich lieber, in dem Vorzimmer des Pallaſtes eine ſolche Schrift abzufaſſen und ſich ſo den Weg zur Audienz zu bahnen. Er ſoll anfänglich eine allgemeine, d. h. nichts ſagende aufgeſetzt und übergeben haben. Dieſe wurde jedoch nicht angenommen, ſondern mit dem Bedeuten zurückgeſtellt, es müſſe darin eine Misbilligung der Proteſtation ausgedrückt ſein. Die Deputierten ſahen ſich nun in dem ſchwierigen und peinlichen Fall, etwas ausſprechen zu müſſen, was ſie ſelbſt in Wahrheit nicht fühlten und wozu ſie wenigſtens durchaus nicht von der ſie abſendenden Senatsbehörde bevollmächtigt waren. Rechtlichen Männern, hier gedrungen, über einen Schritt ihrer Collegen abzuurtheilen, blieb das einleuchtende Mittel, eben dieſen Abgang an aller Vollmacht geltend zu machen. Die Deputation dachte aber auf Umwegen durchzuſchlüpfen, und eine neue Adreſſe ward ausgeklügelt, deren gewundne Phraſen wahrſcheinlich einen vielleicht beſchönigenden Tadel, nicht der Sache und Meinung ſelbſt, ſondern der ſchnellen Verbreitung der Proteſtation auszudrücken ſuchten. Dieſe Adreſſe, deren wörtlicher geſchweige buchſtäblicher Inhalt bisher noch auf keine Weiſe hat bekannt werden wollen, genügte, und wurde von dem König, nach bewilligtem Gehör, dergeſtalt beantwortet, daß nun ſeine Ungnade allein auf die Unterzeichner der Erklärung fallen, die übrige Univerſität aber ihrer bewieſenen loyalen Geſinnung halber gerühmt werden konnte. Der Prorector wurde außerdem zu einer beſondern und geheimen Audienz gelaſſen, in welcher es ihm frei ſtand von ſeiner Privatanſicht ſo viel als er mit ſich ſelbſt zu verantworten glaubte zu äußern. Klar aber iſt, daß weder er noch die Decane, als Abgeordnete ihrer Collegen, im Namen der Univerſität, der Facultäten und des Senats nicht das Gelindeſte von dem

auszusprechen befugt waren, was sie zu Rothenkirchen von sich gegeben haben sollen.

Was sie aber auch dort verhandelt und ausgerichtet haben mochten, ihre unerläßliche Pflicht war, ungesäumt nach der Heimkehr dem committierenden Senate nicht allein, sondern, in einer so wichtigen Angelegenheit, auch dem gesammten Corpus der Professoren Rechenschaft abzustatten. Sollte man es glauben, daß vom 1. bis zum 14. December, an welchem Tage mein bisheriges Verhältnis zur Academie gelöst wurde, mithin in zwei vollen Wochen, keine Silbe über diese Hergänge von Seiten des Prorectors an mich gelangt ist? Was sich im Senat zugetragen hat, mögen Andere genau berichten; man weiß daß auch da der Prorector nur allgemeine, ganz unverfängliche Dinge gesagt zu haben bekannte, jeder genaueren Erklärung und schlichter Erzählung ausweichend. Nicht weniger als ihrem Oberhaupt lag aber auch den übrigen Abgeordneten, seit sie übelverrichteter Dinge zurückgekehrt waren, die stärkste rechtliche und sittliche Pflicht ob, auf die Erstattung dieser Rechenschaft zu dringen. In Privatäußerungen schienen einige von ihnen freimüthiger, ohne jedoch irgend etwas einzuräumen, was den noch wurzelnden Glauben beeinträchtigen konnte, sie hätten bei dieser Veranlassung, wie es sonst immer üblich ist, ihren Genossen die Farbe gehalten. Daß sie nicht recht klaren Wein einschenkten, fühlte man wol, war aber weit entfernt, eine solche Verleugnung ihnen aufzubürden, als sie deren einige Tage später öffentlich geziehen werden sollten.

Hegten die Mitglieder der Deputation insgeheim den Wunsch, daß die königliche Ungnade sich entladen würde, ohne sie in die Entwicklung einzumischen, so sind sie mit allem Recht getäuscht worden. Ihre unmannhafte Haltung, die sittliche Mattherzigkeit ihrer zu Rothenkirchen geführten Sprache ist es offenbar, was unser Verderben wenn auch nicht bereitet, doch vollendet hat. Das muß frei und laut gesagt werden. Ihnen lag die moralische Pflicht ob, der Anklage ihrer Collegen gegenüber, auf die

Sache ſelbſt einzugehen, und beſcheiden und ehrerbietig aber furchtlos ihre Ueberzeugung auszuſprechen. Das wird Niemand, wo ſie ſelbſt es nicht etwa thun, leugnen. Aus ihren Träumen oder Hoffnungen ſahen ſie ſich plötzlich geweckt durch einen officiellen Artikel der hannöveriſchen Zeitung vom 6. December, dem es nicht genügt, jener misbilligenden Adreſſe Meldung zu thun, der vielmehr wörtlich und ausführlich die ganze Rede mittheilt, welche, in Gegenwart der Decane, der Vorſtand der Deputation geſprochen haben ſoll, und worin ſich die Univerſität überhaupt, in deren Namen unbefugterweiſe aufgetreten wird, nicht bloß von aller Gemeinſchaft mit den ſieben Proteſtierenden losſagt, ſondern ihre Geſinnung öffentlich ſchmäht. Lange noch wird der Verfaſſer dieſes Artikels, wer er auch ſei, mit heimlicher Schamröthe übergoſſen werden müſſen, wenn ihm der gehäſſige Eindruck vorſchweben kann, den dieſes Machwerk bis in die weiteſte Ferne hervorgerufen hat. 'Das ſind Fabeln' ſagte mir einer der Deputierten ins Geſicht, auf die gedruckten Worte weiſend; es war ein übertreibendes Zerrbild ihrer ganzen Handlung. Man ſoll glimpflich urtheilen von Collegen, die unbedachterweiſe in eine gelegte Falle gerathen waren. Mir ſchien es jederzeit, daß die Ehre ihnen das unabweisliche Gebot ſtellte, von nun an, und ſei es auf Koſten ihres Amtes, ſich alles Lugs und Trugs zu überheben. Nichts in der Welt durfte ihnen das Recht abſchneiden das, was zu Rothenkirchen aus ihrer Feder oder aus ihrem Munde gegangen war, wörtlich bekannt zu machen, und jeder Fälſchung frei, ich meine mit der Unterſchrift ihres Namens, zu widerſprechen. Sie zauderten und zauderten, noch bis heute iſt ihr Schweigen nicht gebrochen. Welcher diplomatiſche Codex wird es zuerſt wagen, die echte Urkunde herzuſtellen?

Während durch die Rothenkircher Vorgänge die Theilung der Gemüther zunahm und die Spannung unter den Profeſſoren eine vorher unglaubliche Höhe in wenigen Tagen erreichte, während bei einigen unſrer Geſinnung nahe ſtehenden edlen Freun-

den der Entschluß zur Nachfolge um so schneller reifte, als die Gefahr wuchs; nahte die Entscheidung nunmehr in raschen Zügen, und doch überraschend. Der Regierung stand es zu, Lehrer deren offen dargelegte Grundsätze ihr nicht gefielen, vom Amte zu suspendieren: darauf gefaßt sein muste man. Es gab jedoch eine doppelte Art und Weise, die Suspension bis zu dem Augenblick, wo die Ungewißheit über die Verfassung durch den Zusammentritt einer Ständeversammlung nach dem Gesetz von 1819 entschieden sein würde, aufzuschieben oder alsogleich zu verhängen. Selbst der zweite härtere Weg schien noch allzu gelind. Der König verfügte, nachdem ein kurzes inquisitorisches Verfahren über die Verbreitung (wobei ich das erstemal in meinem Leben vor irgend einem Gericht erschien) vorausgegangen war, unterm 11. December nicht Suspension, sondern förmliche Entlassung der sieben Professoren aus seinem Dienst. Dreien darunter, welche Exemplare des Protestes anderwärts mitgetheilt hatten, wurde binnen dreien Tagen Frist das Land zu räumen auferlegt, widrigenfalls sie gefänglich eingezogen werden sollten*). Wer möchte aber schuldlos im Kerker schmachten!

Mahnte den Prorector nicht sein Gewissen, als er dies ohne Zuziehung einer Behörde gefällte, nur von dem Cabinetsminister contrasignierte Urtheil Männern publicierte, denen er im Herzen selbst nichts vorzuwerfen hatte? Zeigte ihm die Ehre nicht den Weg den er gehen muste?

Durch diesen ohne Urtheil und Recht, selbst mit Verletzung der in des Königs eignen Patenten vorgeschriebnen Formen ausgesprochnen Entsetzungsact erachte ich mich meines wolerworbnen Rechtes auf mein Amt und den damit verbundnen Gehalt noch nicht beraubt, und gedenke alle mir dagegen zu Gebote

*) Es wird ihnen geboten 'das Land in drei Tagen zu verlassen, und wenn sie sich dem nicht freiwillig fügen sollten, wird die Untersuchung gegen sie mit aller Strenge fortgesetzt werden, und sie zu dem Ende an einen andern Ort im Königreich gebracht werden'.

ſtehenden Mittel gerichtlich zu verfolgen. Der Gewalt zu weichen war ich gezwungen.

Die unmittelbarſte Behörde der Univerſität, ihr eignes Curatorium, wurde bei einem, für das Wol und Wehe der Anſtalt folgenreichen Gewaltſchritt ſo wenig von dem Alles lenkenden Cabinetsminiſter gefragt oder gehört, daß es erſt von Göttingen aus am 17. oder 18. December durch die kriegeriſch vollzogne Maßregel Kunde des Geſchehnen empfieng.

Die Regierung erhielt mit der Nachricht von der Ausführung ihrer Befehle gegen die ſieben Profeſſoren zugleich die Botſchaft, daß ſechs Andere nicht ihr ſelbſt, ſondern alſogleich in öffentlichen Blättern erklärt hätten, keineswegs die Rothenkircher Schmach theilen zu wollen. Dieſe zweite Proteſtation zu Gunſten der bedrohten Conſtitution von 1833, ihrer Faſſung nach ſchwächer als die erſte, ſtärker hingegen, weil ſie nach der ſchon ausgeſprochnen Ungnade des Königs jener ſich anzuſchließen wagt, iſt unſre ſchönſte Ehrenrettung und ein herliches Zeugnis für den Geiſt der Univerſität. War unſere Verurtheilung unverdient und ſchonungslos, ſo gedachten ſicher die nachproteſtierenden Männer keine durch die Finger blickende Schonung ſich abzuverdienen. Aber die Regierung, die Conſequenz ihrer Gerechtigkeit aufgebend, ſchien ſelbſt über den Riß zu ſtutzen, den ihr Verfahren in dem edelſten Gebäude des Landes hervorbrachte. Ein ausgeſtoßner Stein zieht dann den andern nach ſich und ganze Wände lockern ſich zum Sturz. Wo dieſes einhalten werde, läßt ſich nicht einmal berechnen.

Es war vorauszuſehn und iſt allgemein bekannt, welche bewegten und ſchmerzhaften Eindrücke unſere Entſetzung im Lande, unter allen Mitgliedern der Univerſität, die ein Gefühl von Recht hatten, vorzüglich aber unter der ſtudierenden Jugend erzeugen muſte. Ich verzichte hier darauf ſie zu beſchreiben: ſie bleiben in meine Bruſt gegraben.

Schwerer fällt es die weit in ganz Deutſchland gefühlte und noch lange nachhaltende Wirkung des Ereigniſſes aufzufaſ-

sen. Aber ich, der ich bloß von dem, was mich persönlich berührt, reden wollte, enthalte mich des Versuchs und überlasse die Pflicht dies zu erwägen denen, welchen sie von ihrer Stellung unabweislich auferlegt wird.

Nun liegen meine Gedanken, Entschlüsse, Handlungen offen und ohne Rückhalt vor der Welt. Ob es mir fruchte oder schade, daß ich sie aufgedeckt habe, berechne ich nicht; gelangen diese Blätter auf ein kommendes Geschlecht, so lese es in meinem längst schon stillgestandnen Herzen. Solange ich aber den Athem ziehe, will ich froh sein gethan zu haben was ich that, und das fühle ich getrost, was von meinen Arbeiten mich selbst überdauern kann, daß es dadurch nicht verlieren sondern gewinnen werde.

Zwischen die Erzählung des Lebenslaufes bis 1830 und die Erörterung der Gründe weshalb Göttingen wieder aufgegeben werden mußte, gehörte die lateinische Rede Ueber das Heimweh mit welcher Jacob seine Professorenlaufbahn vor der Universität eröffnete. Das Manuscript dazu konnte nicht aufgefunden werden, die lateinische Einladungsschrift befindet sich in den Händen der Fachgelehrten.

Die Absetzung der sieben Professoren wäre auf Grund des von beiden Brüdern sorgfältig aufbewahrten Materials jeder Gattung einer umfassenden Darstellung fähig, die weniger um des Ereignisses selbst willen (das im Vergleich zu vielem Anderen heute unbedeutender erscheint) als der Charaktere wegen, welche sich dabei, man möchte sagen, entdeckten, von Wichtigkeit wäre. Es war damals eine neue Anforderung an die Menschen, in politischen Dingen auf der Stelle entschieden Partei zu nehmen. Es kam wie ein Ueberfall auf völlig unvorbereitete friedliche Leute: die Einen zeigten sich rathlos, die Anderen folgten furchtsamen Regungen, noch Andere offenbarten sich in gemeinster Gesinnung, und dies Alles, da Niemand zu öffentlichem Auftreten

eingeſchult war, in einer ſo prägnanten Weiſe wie ſich dergleichen heute kaum mehr ereignen dürfte. Ich wähle aus der ganzen Fülle der vorliegenden Papiere die folgenden beiden Briefe aus weil ſie zugleich an Otfried Müller erinnern, einen Mann der in ganz idealem Lichte vor mir ſteht und der in Göttingen zu den edelſten Freunden Jacobs und Wilhelms gehörte.

'Mein theurer Freund,

ich gebe unſerm K. der ſo glücklich ſein wird mit Ihnen auf ein paar Stunden zuſammen zu ſein, außer meinem ſehr geringfügigen Proreeteratsprogramme noch ein Blättchen mit, nicht um Ihnen den Stand unſerer Angelegenheiten ausführlich darzulegen — dies wird K., der jetzt auch Senatsmitglied geworden iſt, ſorgfältig und zuverläſſig thun — ſondern nur um Sie recht inſtändig zu bitten, nichts zu thun was den Plan der Wiederherſtellung der Univerſität zerſtören könnte. Der Senat hat ſich nun endlich zu dringenden Vorſtellungen beim König und Cabinet ermannt; in Hannover iſt man auf verſchiedene Weiſe darauf vorbereitet worden, und da alle Berufungen bisher misglückt und der neue Catalog (Lectionscatalog), der auch in dieſen Tagen erſcheinen wird, nur die Lücken, aber gar keine Ergänzungen zeigt, ſieht man wol ein daß man Alles thun muß, das Geſchehene wieder gut zu machen. Die Art und Weiſe wie ſich das wird möglich machen laſſen iſt freilich noch ganz dunkel und der Senat hat auch noch keine beſtimmten Vorſchläge gemacht, aber das iſt anerkannt, daß nur eine durchaus ehrenvolle Zurückberufung den Sieben und der Univerſität frommen kann. Es handelt ſich hierbei nicht ſowol um das Schickſal der Sieben, die vielleicht anderswo ebenſo glücklich leben werden, als um unſere arme Univerſität, die ohne Rettung verloren iſt wenn nicht durch die Herſtellung ihrer Mitglieder ihre Ehre hergeſtellt wird. Von dieſem Geſichtspunete aus und dem der Ehre und des Wohls der Freunde die Sie hier zurückgelaſſen haben bitte ich Sie, beſter theuerſter Freund, die Sache auch anzuſehen wenn Sie die jammervolle Geſchichte jener Tage vor dem Publicum zur Sprache bringen. Die Univerſität hat vielfach gefehlt, am meiſten wol darin daß ſie das Strafdecret des Cabinets

überhaupt angenommen und nicht gleich mit der äußerſten Energie dagegen proteſtiert hat; ſie iſt, wie Corporationen meiſtentheils, in ſehr vielen Gliedern ſchwach an Geiſt und ſchwächer an Fleiſch — Gott beſſer's —, aber man würde das Fünkchen edleren Gefühls das jetzt zu glimmen anfängt, zugleich ausblaſen wenn man ihr jetzt ihre Schmach ohne Barmherzigkeit vorhielte. Sollten dieſe beſſeren Regungen wieder in Elendigkeit untergehen, dann habe auch ich nichts dawider wenn darüber vor dem Publicum ſtrenges Recht geübt wird.'

'Wenn nur erſt die allgemeinen Landesangelegenheiten zu einem erwünſchten Ausgange gebracht wären, dann hätte man eine beſtimmte Baſis für die Zurückberufung der Sieben. Aber leider verwickeln die ſtändiſchen Verhandlungen ſich immer mehr und das einfache Verfahren iſt ſo weniger klar.'

'Ich habe vor zwei Wochen an Graf Münſter ſehr ausführlich über die Lage der Univerſität geſchrieben, und als den erſten Schritt zu verſöhnenden Maßregeln die Aufhebung Ihres ſo harten wie ungerechten Exils proponiert, aber habe noch keine Winke darüber wie mein ſehr aufrichtiges Schreiben aufgenommen worden iſt. Wenigſtens hat Graf Münſter über viele Dinge die Wahrheit vernommen. Wenn Sie Dahlmann ſchreiben, wollen Sie ihm nicht auch rathen auf unſere Hoffnungen Rückſicht zu nehmen? Der Himmel beſchütze Sie und gewähre uns die Hoffnung Sie bald wieder zu ſehen.

C. O. M.'

Auch Otfried Müllers Brief an den Grafen Münſter liegt vor, ſo wie deſſen Antwort, ein verſöhnlich, bedenklich, unbeſtimmt gehaltenes Schriftſtück, aus dem die für das Cabinet gewis vortheilhafteſte Abſicht des Zeit gewinnen wollens zu erkennen iſt. Dieſe ebenſo natürliche als von jeher, wo ſie zur Anwendung gebracht werden konnte, erfolgreiche Politik führte auch hier zum Ziele, nur das abgerechnet, daß ſie diejenigen, deren Perſönlichkeit heute und für immer das Urtheil über jene Dinge feſtſetzt und feſtſetzen wird, weder zu täuſchen noch zur Nachgiebigkeit zu bewegen vermochte. Und darauf allein kommt es an. Jemehr ſich

herausſtellen wird, daß es ſich bei dem Schritte der Sieben um keine politiſchen Nebenabſichten ſondern nur um eine Gewiſſensfrage handelte in der man feſt blieb und deren Folgen man ruhig erwartete, um ſo glänzender wird ihr Beiſpiel für alle Zukunft denen vorleuchten die je in ähnliche Lagen gerathen könnten. Hier Jacob Grimms Antwort.

'Caſſel 13. Merz 1838.

Geliebter Freund, Ihr Brief, deſſen ganzer Inhalt Ihre Freundſchaft, wenn es dafür noch Beweiſes bedürfte, auf das Herzlichſte darlegt, verbindet mich zur offenſten Erwiederung. Ich will nun gleich geſtehn daß ich gewünſcht hätte, es wären von dem Senat gar keine Schritte geſchehn die unſere Zurückführung veranlaſſen ſollten. Denn daß wir zurückkehren iſt eine ſchwierige, unwahrſcheinliche, faſt unmögliche Sache. Es dürfte nur unter Bedingungen eintreten, die ſelbſt dieſe Regierung zu gewähren anſtehen würde, nur das könnte uns genügen was ſie noch mehr herabſetzte. Wir haben öffentlich das Patent des Königs für ein Unrecht erklärt, von ihm ſind unſere Grundſätze als ſtaatsgefährliche bezeichnet worden, Beides kann keine Kunſt vermitteln. Unſer Einſpruch gegen eine unerträgliche Tyrannei war der erſte und freiſte, er muß rein und unentweiht bleiben, das liegt ſogar im Intereſſe des Landes, folglich zuletzt der Univerſität ſelbſt. Brächte die Regierung, der es allem Anſchein nach gelingen wird jetzt ihr Vorhaben durchzuſetzen, uns am Ende auch noch zur Nachgiebigkeit, ſo würde unſre Handlung bald wie ein eitles Spiel erſcheinen und ihre vielleicht langſame und ſpäte Frucht kommenden Geſchlechtern verloren gehn. Wir alle Sieben, zweifle ich nicht, werden ſtandhaft ſein und einträchtig, denn auch jeder Zwieſpalt unter uns würde uns in der öffentlichen Meinung ſchaden. Es iſt beſſer daß wir ſonſt leiden und daß die Univerſität die Folgen ihrer Verſchuldungen eine Zeitlang trage. Das friſche Verfahren der Majorität bei der Wahl hat in ganz Deutſchland ihre Ehre wenig hergeſtellt, daran ſollte Niemand in Göttingen zweifeln; hier war den Collegen die letzte Gelegenheit gelaſſen uns beizuſtehn. Mit Treue hänge ich an der Univerſität, was nur in meinen geringen Kräften iſt, möchte ich Alles für ſie

thun; seit der Trennung von ihr lebt in mir das Gefühl recht lebhaft, wieviel ich ihr verdanke, den Umgang mit Ihnen, mit Dahlmann, mit Lücke, wird mir nichts an einem andern Ort ersetzen. Die Universität hat so festen Grund unter sich daß sie auf ihm schon wieder emporsteigen wird: Märtyrer einmal gehabt zu haben, kann ihr später mehr frommen als jetzt plötzliche Restitution und Vergessenheit der Dinge. K. war nicht hierhergekommen; wozu auch brauchte ich von den Maßregeln des Senats näher unterrichtet zu sein? Ihrer Gesinnung, sowie der einiger anderer Freunde, sicher, teusche ich mich nicht über die Beweggründe der meisten Uebrigen, die sich nun erst bloß darum für die Sieben verwenden wollen weil die Universität unter unserm Abgang etwas leidet. Nichts würden sie uns zu Liebe thun, unsrer Entfernung vielleicht noch froh sein, wenn die neuen Berufungen mehr Willfährigkeit gefunden hätten. Die Bogen die ich vorigen Januar über meine Entlassung geschrieben habe, sind längst aus meiner Hand, sie würden bereits im Druck erschienen sein wenn diesem die Censuren nicht in den Weg getreten wären. Ich lege ihnen keine Bedeutsamkeit bei, doch sie wollen unverdeckt erzählen was sich ereignete und ich empfand; ihr Erscheinen allein wird mir jede Rückkunft abschneiden. Das konnte ich mir keinen Augenblick verbergen. Von einer Aufhebung des Bannes für mich allein würde ich keinen Augenblick Gebrauch machen, sie müste auf alle Drei erstreckt werden und uns sonst in nichts binden.

Und nun noch tausend Dank für alles Edle und Freie was Sie in Wort und That geäußert haben, namentlich auch für das letzte schöne Programm. Bleiben Sie mir gut was auch komme. Mit unverbrüchlicher Freundschaft

Ihr Jacob Grimm.'

Otfried Müller kam dann während des Cassseler Aufenthaltes einmal herüber zum Besuch. Bald darauf trat er seine Reise nach Griechenland an, von der er nicht zurückkehrte.

Auch von Lücke sind im Nachlasse eine Anzahl Briefe vorhanden.

H. G.

Italieniſche und ſcandinaviſche Eindrücke.

1844.*)

Lange Zeit ſchon ſtand meine Sehnſucht unverrückt und ungeſtillt nach dem Norden, von wannen unſrer Sprache und unſerm Alterthum nicht das Urbild, aber ein ähnliches Gegenbild entnommen werden kann. Auf den Süden, ſeit die Mailänder Palimpſeſten herausgegeben waren, hatte meine Spannung nachgelaſſen; lieber wollte ich lernen ohne zu reiſen als reiſen ohne zu lernen: daß man ausgienge in die Fremde und kein großes Geſchäft in ihr zu verrichten hätte, erachtete ich für Abbruch am Gewiſſen und Greifen nach dem Ungewiſſen. Jetzt iſt mir geſchehn, daß auf die Gefahr hin Suchens und Findens überhoben zu ſein, ich in zwei Herbſten hintereinander, weil an der veränderten Luft meine Bruſt heilen ſollte, ſchnellen Flugs die ſüdliche und nördliche Halbinſel von Europa erreichte, und meine Augen haben ſich geweidet an Allem was von gothiſchen Handſchriften zu Mailand, Neapel und Upſala überhaupt noch vorhanden iſt. Dieſe edlen Denkmäler, ſoll ihr Beſitz nach ihrem Urſprung beſtimmt werden, gebührte es ſich unter uns in Deutſchland zu bewahren, denn unſre Sprache, deren Grundlage und Stolz ſie ſind, behauptet unwiderſprechlich darauf das nächſte Anrecht.

Ich will aber hier keine gothiſchen Studien vorbringen, wozu ſchicklichere Gelegenheit anderswo ſich darbieten wird, ſondern es verſuchen Rechenſchaft zu geben von den gemiſchten manigfalten

*) Vorgeleſen in der Berliner Academie der Wiſſenſchaften 5. Dec. 1844.

Empfindungen, die mich auf diesen Reisen bewegten, die ich auch mit einem Theil von uns, der in denselben Gegenden länger zu Haus gewesen ist, gemein haben könnte. Was ohnehin in lebhaftestem Andenken schwebt, brauche ich nicht erst anzufrischen; so möge man meine besondere Stimmung selbst wo sie abirrt, zu dulden desto willfähriger sein. Wie man aber gegen Fremde über seine Heimat zurückhält, läßt man sich zu Hause gern über die Fremden aus.

Italien wurde von unsern Vorfahren Walaholant, oder im bloßen Dativ Pluralis Walahum, später Walhen, adjectivisch walhisc Lant, welsch Land genannt; da jedoch in zu großer Unbestimmtheit dieser Ausdruck auch auf gallische Völker geht, von welchen er sogar hergenommen scheint (und den Angelsachsen galt Vealh von ihrem galischen Nachbar, dann von dem Fremden insgemein, ja für die romanisch redenden Dacier hat man Walachen eingeführt); so wandte sich der Sprachgebrauch allmählich zu dem im Lande selbst herkömmlichen Namen Italia. Es ist als weckte sein Wollaut Verlangen zu dem Boden der ihn führt. Wie sich Pflanzen nach der Mittagssonne drehen, Völker von Osten gegen Westen, von Norden gegen Süden wenden, begehrt, seit dem Drang der großen Wanderungen Einhalt gethan und die Sitte der frommen Romfahrten erstorben ist, der einzelne Mensch jetzt noch in diesen paradiesischen Landstrich einzuziehen und in der Fülle aller dort aufsteigenden Gefühle zu schwelgen.

Drei Gegenstände sind es, an denen sich in Italien ein offner Sinn laben kann: die Größe und Herlichkeit der Natur, die reiche Geschichte des Landes, das Zeuge war so vielfacher in das Schicksal der Welt eingreifender Ereignisse, und die allenthalben auf ihm ausgestreuten Denkmäler der Kunst.

Ueber alles Andere aber reicht die Macht der Natur, vor deren ewiger Jugend unsere Geschlechter hinsterben und aus der die Kunst immer nur Stücke hernehmen kann, stolz oder zufrieden sie in ihr engeres Maß zu fassen. Doch den Menschen ver-

mittelt des Künſtlers oder Dichters ſchöpferiſcher Geiſt jene göttliche Natur im näheren Bilde.

Wer dem meeresumſpülten Italien heutzutage entgegenreiſt wird ſich eine Küſte erſehn, um an ihr raſch hingleitend wie durch Zauber alsbald auf entlegner Stelle zu landen, gewiſſermaßen im Beſitz der Ferne zu ſein, aus welcher ihn nachher langſamere Landwege wieder in ſeine Heimat führen. Ein über die Alpen bloß landaufwärts Vordringender ſorgt immer nicht Alles zu erlangen und ſeine Luſt ſchwächt ſich an Zwiſchenaufenthalten; friſch von Genua aus ſelbſt am römiſchen Gebiet ſehnſüchtig vorüberſegeln und Neapel erreichen heißt zugleich auch ſich Roms verſichern, und die Lombardei darf man bei der Rückkehr, wie den Herbſt nach verlebten Sommertagen, viel ruhiger genießen; Staub gibt es auf der Heimreiſe doch genug zu ſchlucken, und die reine Waſſerſtraße iſt, wie die alte Sitte des Händewaſchens vor dem Gaſtmahl, eine den Geſchmack erhöhende Vorbereitung. Unter dem heiteren Himmel, der Monatelang keinen Tropfen Regen fallen läßt, wird man drei ſchwüle Tage und zwei kühlende Nächte recht der Wellen froh, deren bald blaue bald grüne Flut weiß aufſchäumt und die Sonnenſtrahlen wie den Glanz des Monds und das Flimmern der Sterne, gleich als ſprühe ſie ſelbſt von Funken, wiederſpiegelt. Zur Seite aber folgt dem Schiffenden des Landes Rand mit ſeinen rein und ſcharf geſchnittenen duftigen Bergen. Dieſe kühne Geſtalt des Gebirgs rechne ich zu den höchſten Vorzügen Italiens und der Alpen; unſre meiſten Berge in Deutſchland haben runde zu verſchwommen abgeſtumpfte Formen, die mit träger Schwere ins Auge fallend ſich dahin ziehen. Wie eines Weibes edler Wuchs in vollem Ebenmaß ſeiner Theile angekündigt und von dem ganzen Leib auf die Züge des Geſichts bis zu den im lächelnden Munde bleckenden Zähnen (ein Zeichen der höchſten Schönheit) geſchloſſen wird; ſo iſt auch den italieniſchen Gegenden bei ihrem allgemeinen Reiz eine nie ausbleibende Fülle von Einzelnheiten eingeprägt, die ihren großartigen Eindruck bewäh-

ren. Zwar hat die glühende Sonne das bei uns lachendere Grün der Wieſen bald geſengt und ein dort ſtärker ausduftendes Laub der Bäume gebräunt; doch dies verleiht den ſchön geformten Eichen noch männlicheres Anſehn und von ihnen ſticht die fahle Farbe der Olivenwälder deſto angenehmer ab; was aber ließe ſich dem ſchlanken Aufſchuß gekrönter Pinien vergleichen, die den Horizont ſäumen? Wenn Regen die lechzende Flur erquickt, fällt er großtropfig, nicht fein zerſprützt und gemächlich nieder und das Gewitter hat ſich ſchnell entladen. Auf dem Gefilde ſind Gärten und ungebautes Land oft nicht zu unterſcheiden, gelbblumige Aloe zännt mit ihrem ſcharfeckichten Blatt ſichrer und ſchöner als Gitter und Mauer: unſer Weinſtock muß geſchnitten an kleinen Stäben aufwachſen, deren Einförmigkeit den poetiſchen Rebhügeln ſteifes Anſehn ertheilt: dort ſchlingen ſich Ranken der Weinbäume, die in zwangloſe Gruppen geſtellt ſich mit ſchwerbeladnen Armen wie zum frohen Reigen anzufaſſen ſcheinen. Gärten ſtoßen an Wälder und die Wälder haben die Art fortgeſetzter Gärten.

Mit dieſer Anmut einer unerreichbaren Natur ſucht nun auch das was durch Menſchenhände geſchieht im Einklang zu bleiben, ſie nicht zu ſtören noch zu verderben. Auf den Heerſtraßen laden gefüge Bänke den Wandersmann zum Ruheſitz, zierliche Brunnen zur Labung ein, Namen die zu wiſſen nöthig iſt ſtehn mit ſchöner Majuskel an die Mauern geſchrieben. Alle Städte zeigen ſich wol angelegt, alle Dörfer gefällig über das Land verbreitet; wenn auch nicht jedes Haus und Gebäude Forderungen eines reinen Geſchmacks genügt, wird doch ſichtbarer als anderswo ein Geſamteindruck bewahrt, der keine auffallende Beeinträchtigung leidet. In dem weitläuftigen Neapel ſind mir tadelhaft entworfene Gebäude aufgefallen, es ſcheint dort noch ein ſpaniſcher Stil fortzuwirken, überhaupt iſt die große Toledoſtraße weit hinter meiner voraus gefaßten Erwartung geblieben; ihr Gewühl, wenn ſie rechte Breite hätte und mehr edle Paläſte in ſich ſchlöſſe, müſte ganz andere Wirkung hervorbringen,

und doch in dieſer Stadt, bei dem nahen Anblick des Meers, des rauchenden Veſuvs und der mitten in ſie reichenden Gebirge verſtummt aller Tadel. Wer die Anhöhe von Camalduli erſtiegen und nach der Stadt, den Seen und dem Meer herabgeſchaut hat, dem wird vielleicht im ganzen übrigen Europa kein Anblick gegönnt ſein, der dieſem nur in fernem Abſtand zu vergleichen wäre. Gegen das toſende Neapel iſt Rom Aufenthalt der feierlichen Ruhe und alle Manigfaltigkeit ſeines großen Inhalts, eben weil Natur, Kunſt und Geſchichte faſt im Gleichgewicht ſtehn, laſſen einen doch ſchnell zu erwünſchter Beſinnung und freier Auswahl gelangen.

Schon wenn man dieſer ſtolzen Stadt, die nun 2600 Jahre zählt, auf der Via Appia näher kommt und die edlen Bogentrümmer großartiger Waſſerleitungen erblickt, fühlt man ſich im Voraus für die alten Römer ungleich mehr eingenommen als für die jüngeren. Ganz Rom bildet ungeheure Steinmaſſen, allenthalben in endloſer Reihe ſtrecken ſich Mauern; es iſt als hätten die wieder geordneten und die im Schutt liegenden Steine ihre Geſchichte, und wären ſich bewuſt einer andern Bindung, die zuſammengeſtürzt iſt. Was würden ſie erzählen, könnten ſie reden! Wie gewaltig ragt noch immer das ſtehn gebliebene Alte aus den Kreiſen hervor, die ſpätere Geſchlechter dazwiſchen und an ſeine Stelle ſetzten. Die neuen bauen für ihr Treiben und wohnen kleinlich bequem, ſind wenn ſie darüber hinaus wollen, um den Stil verlegen und ſpielen nutzlos; die Alten richteten ihre großen Werke zu ernſten Zwecken des Lebens auf, die wir nicht einmal nachahmen. In Rom geht nichts über den Anblick des Forum, wo man das Capitol hinter ſich, das Coloſſeum vor ſich hat; dagegen vermögen Engelsburg, Vatican, Peterskirche gar nicht aufzukommen; bei allem ihrem Aufwand zeigen ſie nur die engere Schranke der neuen Welt. Die Peterskirche, an deren linker Seite der Vatican allzu dicht klebt, auf der Stelle erbaut, nach welcher die provenzaliſchen und altfranzöſiſchen Dichter Rom überhaupt ſeltſam genug Neiron prat,

Noiron pré, d. i. Prata Neronis nennen, diese Kirche hat für einen durch die Seulengänge und auf den Stufen Emporsteigenden noch nichts Erhabnes, erst wenn er in ihre innere Halle getreten ist, füllt ihre Größe ihn mit Staunen, das sich aber nicht in ruhige Bewunderung aufzulösen vermag. Ich weiß wol, welche berühmte Baumeister, unter denen Rafael und Michel Angelo sind, an ihr gearbeitet haben; es ist doch weder ein heidnischer noch ein christlicher Tempel, und ich glaube die vom Feuer verzehrte Paulskirche an der Stadt entgegengesetztem Ende, wenn sie wieder ganz wird hergestellt sein, muß weit größere Wirkung thun. Die Römer des Mittelalters scheinen sich gegen den vollen gothischen Stil, wie er in den Domen zu Cöln und Mailand waltet, gewehrt und ihn nur mit vieler Einschränkung zugelassen zu haben. Die ältesten christlichen Kirchen waren nach der weltlichen Basilica der Heiden gestaltet, von deren überliefertem Gepräge, zugleich dem nahen Eindruck der classischen Bauten die römischen sich nicht losmachten, während der gothische Kirchenstil in freierem Schwung entfaltet, man darf es sagen, den Kunstwerken der Christen erst die rechte Weihe gab. Auch in dem Meisten was die Päbste sonst gebaut haben herscht leere Pracht und überladner Schmuck, ohne das Behagen der wahren Größe. Besser darauf verstanden sich die Florentiner königliche Paläste aufsteigen zu lassen; aber unter allen Städten Italiens ist es Venedig, dessen wundervolle Gebäude nach dem eigenthümlichsten Maaßstab des Mittelalters emporgewachsen sind und darum allermeist befriedigen. Man mag überhaupt sagen, daß unbestritten Rom die erste Stadt Italiens sei und bleibe und neben ihm Florenz die wohnlichste, zu langem Aufenthalt einladende, Neapel den zweiten Rang habe, aber Venedig den dritten.

Oft zwar sehen wir unter gleichem Himmelsstrich die verschiedensten Sitten und Gebräuche eingeführt und keine Gegend vermag den eingewanderten Menschen umzuschaffen; dennoch muß in der Länge der Zeit sie großen Einfluß auf ihn ausüben, und ohne Zweifel hat auch der Italiener manche günstige Eigenschaf-

ten dem dauernden Wohnen ſeines Geſchlechts in ſchöner und milder Natur zu danken. Alle Völker des heutigen Europas zuſammengehalten, läßt ſich nicht verkennen, daß dem Italiener die natürlichſte und ungezwungenſte Lebensart eigen iſt. Schon ſeine Gebärden ſpielen frei und ungehindert, er ſticht vortheilhaft ab gegen den gezierten, übertriebnen Franzoſen, den feierlichen Spanier, den eingebildeten Engländer und unbeholfnen Deutſchen. Es iſt als ob wir hinter den Alpen Geſeſſenen der Mienen des Geſichts und der Bedeutſamkeit unſerer Hände und Finger, deren Geſticulation des lebhafteſten Ausdrucks, einer ſtummen Sprache fähig wird, uns gleichſam ſchämten. Jeder Italiener weiß damit auf das angelegenſte und ungezwungenſte ſeine Rede zu unterſtützen. Er beſitzt mehr angebornen als erzognen Anſtand und hat faſt von ſelbſt ſeines Geſchick für das Rechte. Seine Kleidung, wo ſie noch Volkstracht geblieben iſt, wirft mahleriſche Falten, und er braucht, wenn er Andere zu beſuchen geht, nicht erſt ſich zu ſchmücken, ſondern erſcheint wie er den ganzen Tag ſich zeigt auch in Geſellſchaften; dieſer eine Zug verbürgt uns einen noch einfachen unverſtimmten Zuſtand. Man muß es angeſehen haben, mit welcher zierlichen Gewandtheit die Stutzer den ausgezognen Wamms auf dem äußerſten Ende der einen Achſel zu tragen wiſſen, ohne daß er je zu Boden fällt. Kein anderes Volk hat zu öffentlichen Aufzügen, Umgängen, Tänzen und Vermummungen beſſeres Geſchick als das italieniſche. Den ſchönſten Menſchenſchlag meine ich im Kirchenſtaat und in einzelnen Theilen der Lombardei geſehn zu haben; der in Neapel und Toscana ſcheint ihm nachzuſtehn, und mit dem Vorzug der leiblichen Geſtalt war, wie es meiſtentheils zu ſein pflegt, gewöhnlich auch angenehmere Kleidung verbunden. Ueberall jedoch ſind Männer und Frauen leutſelig, geſprächig und unverlegen, einmal wie das andremal, während wir Deutſche im Umgang mit der Menge im Anfang ſteif erſcheinen und erſt aufthauen müſſen, ehe wir uns in ſie hineinfinden können.

Zu dieſem Allem ſtimmt nun im höchſten Grade die aus-

nehmende Schönheit und Gelenkigkeit der italienischen Sprache, die zwar eine Menge lebendiger Volksdialekte neben sich trägt, allenthalben aber als höhere, edle Schriftsprache gilt und gepflegt wird. Früher wol, angezogen von dem männlichen Cervantes, hatte ich der spanischen einen Vorzug gegeben, den sie nicht behaupten kann, und jetzt steht meine Ueberzeugung fest, daß die italienische Sprache Königin aller romanischen, die reichste und wollautendste unter ihnen sei. In dieser letzten Eigenschaft gleicht sie der lateinischen ihrer Mutter, welcher ich ebenso einen außerordentlichen Wollaut, und höheren als selbst der griechischen zuerkennen muß, weshalb auch die Tochter der letzteren die neugriechische bei weitem nicht an den Wollaut der italienischen reicht *). Zugleich habe nsich, wenn man das Gesamtvermögen der romanischen Sprachen erwägt, in der italienischen Flexion die meisten Formen, in der italienischen Syntax die behendesten Bewegungen offenbar erhalten. Aus solchem willig ertheilten und wie ich glaube gerechten Lob der Sprache folgt jedoch keineswegs, daß mit ihr auch das Höchste zugleich in der Poesie ausgerichtet sei, so Viel und Herliches ihr von frühe an gelang; zum Dichten ist keine Sprache ungeschickt, ja in ihrer Weise jede befähigt, und wie ein schönes Gefieder nicht immer die Vögel anzeigt, welche am reinsten und süßesten singen, scheint aus ärmeren Sprachen gleichsam zum Ersatz für ein ihnen versagtes reichgeschmücktes Gewand die Fülle der Poesie desto lauterer vorzubrechen. Mein Urtheil über die italienische Dichtkunst werde ich nachher noch aussprechen.

Es mag auffallen, wenn ich wahrnehme, daß die italienische und hochdeutsche Mundart, zwei Sprachen ganz verschiednen Ursprungs und Fortgangs, Einiges von Bedeutung mit einander gemein haben, was sie von allen benachbarten unterscheidet. Dahin gehört schon im einfachsten Lautverhältnis die Reinheit ihrer Vocale, indem beide die Grundlaute a, i, u unverderbt

*) Die Grundsätze, welche diese Behauptung leiten, sind in einem besondern (anderswo erscheinenden) Excurs vorgetragen

ausſprechen und was damit innerlichſt zuſammenhängt beide Sprachen wahrhafte Diphthonge beſitzen und aufrecht erhalten haben, wiewol ſie ihnen etwas verſchiedne Behandlung angedeihen laſſen, indem das ahd. ou, uo, iu jedesmal den erſten Vocal, das Italieniſche au, uo, ie jedesmal den zweiten betonen, welche Abweichung wiederum zu anziehenden Aufſchlüſſen über den deutſchen und italieniſchen Reim führt. In den übrigen Sprachen ſehen wir die einfachen Vocale oft getrübt und gleichſam auf die Hälfte ihres Werths zurückgebracht, die Diphthonge meiſtentheils zerſtört, d. h. wieder in bloße Längen verengert, was zugleich auf die andern Vocale nachtheilig wirkt. So gehn in der franzöſiſchen Ausſprache wenn auch nicht Schreibung die diphthongiſchen Laute unter, und faſt auf gleiche Weiſe haben ihnen die niederdeutſchen und heutigen ſcandinaviſchen Mundarten entſagt, wodurch nicht nur entſchiedne Blödigkeit und Weiche in den Laut gerathen, ſondern auch den Dichtern die Beobachtung reiner Reime erſchwert worden iſt. Reine Reime insgemein hat bloß die italieniſche und mittelhochdeutſche Poeſie aufzuzeigen. Im Conſonantismus verräth uns aber die italieniſche Spuren der Lautverſchiebung und außerdem iſt ihr ein Theil der Ziſchlaute des hochdeutſchen und ſlaviſchen Syſtems eigen. Eine andere nicht minder überraſchende Einſtimmung iſt mir der vocaliſche Ausgang aller Plurale in der Declination ſowol der Subſtantive als Adjective; denn wie ſämtliche ital. Plurale auf i oder e endigen (wo ſie nicht Sg. und Pl. völlig gleichmachen), alſo die Flexion s der drei letzten lateiniſchen Declinationen fahren ließen, ſo iſt bereits der ahd. Pluralausgang immer vocaliſch und dem gothiſchen s einzelner Flexionen wird entſagt. Umgekehrt ſehn wir in jenen vocalblöderen Sprachen, namentlich der ſpaniſchen, provenzaliſchen, franzöſiſchen die pluralen s bewahrt, und gleichergeſtalt haften ſie im Altſächſiſchen und Angelſächſiſchen ſowie im Altnordiſchen, wo ſie bloß in r übertraten. Noch bis auf heute iſt derſelbe Zug im Engliſchen wahrzunehmen, und im Neunordiſchen hält das er an; auch in dem Niederdeutſchen und Niederländiſchen bricht s

durch, obwol es durch hochdeutschen Einfluß häufig gestört und getilgt wurde. Die Vernichtung des s scheint mir aber im Italienischen und Althochdeutschen deshalb eingetreten zu sein, weil die größere Bestimmtheit der Vocallaute aller Verwirrung vorbeugte, wie noch nhd. aus der Nachwirkung des im Niederdeutschen mangelnden oder beschränkten Umlauts hervorgeht. Beiderlei Einförmigkeit sowol des vocalischen als des s-Ausgangs widerstrebt ihrer ursprünglichen Vereinigung, wie wir sie aus der lat. griech. und gothischen Sprache erkennen und zum Theil noch aus dem provenzalischen Wechsel des gesetzten oder mangelnden s, nach einem Unterschied zwischen Nom. und Acc. (regime und sujet) erkennen mögen, der sich später verwischte und dessen genauere Erklärung mir hier obliegt. Um aber dieser geltend gemachten phonetischen und flexivischen Uebereinkunft zwischen italienischer und hochdeutscher Sprache auch eine syntactische beizufügen; so ist es gewiß nicht ohne tieferen Grund, daß der Italiener gleich dem Hochdeutschen das Präteritum des substantiven Verbums mit diesem selbst und nicht mit haben umschreibt, es heißt sono stato und ich bin gewesen, während nicht nur in allen übrigen romanischen Dialecten sondern auch den niederdeutschen und nordischen in dieser Umschreibung haben verwandt wird: prov. ai estat, franz. ai été, span. he sido, niederd. ek heve wesen, mnl. hebbe ghesin, engl. I have been, altn. hefi verit, schwed. jag hafver verit, dän. jeg har väret: bloß das Neuniederländische ergab sich hochdeutscher Einwirkung, wie es auch jenem Plural s entsagte. Beide Ausdrucksweisen lassen sich nun rechtfertigen, offenbar ist die hochdeutschitalienische abstracter, die französisch-englische concreter, und für das substantive Verbum, das aus dem concreten Begrif des Wohnens in den abstracten des Daseins übergieng, eignet sich, wie mich dünkt, die hochdeutschitalienische Auskunft vorzugsweise, denn ich bin gewesen und ich habe gewesen unterscheiden sich ungefähr wie ich bin gefahren und ich habe gefahren oder ähnliche den doppelten Ausdruck zulassende periphrastische Präterita: in jenem

Digitized by Google

Fall iſt der Zuſtand des Seins, in dieſem der einer Thätigkeit bezeichnet, und jener Ausdruck ſcheint freier und ſelbſtbewuſter. Da nun auch die ſlaviſchen Sprachen ſowol im vocaliſchen Pluralis als in Umſchreibung des Prät. zur hochdeutſchitalieniſchen Einrichtung ſtimmen, mit welchen ſie ſonſt in Lauten und Flexionen oft zuſammentreffen; ſo ließe ſich, wenn man die Wahrnehmung nicht übertreiben will, im Italieniſchen, Hochdeutſchen, Slaviſchen ein ſüdöſtlicher Zug gegenüber dem nordweſtlichen in allen übrigen romaniſchen und deutſchen Zungen ſpüren, der ſich nicht an die eigentliche Volksgrenze dieſer Sprachſtämme hielte. Das Italieniſche ſchließt ſich auch darin mehr an das Deutſche, daß es der Vertilgung des Neutrums, die ſich in den andern romaniſchen Sprachen früh entſchied, länger widerſtand, worüber ich mich auf Diez 2, 25 beziehe, welcher gründliche Forſcher viel geleiſtet, doch das ergibige und ſchwierige Verhältnis der romaniſchen Sprachen zu der lateiniſchen und andern nicht nach allen Seiten hin erſchöpft hat. Um hier einen neuen Beitrag zu liefern, habe ich in dem zweiten Excurs die beinahe räthſelhafte Beſchaffenheit des italieniſchen andare und franzöſiſchen aller zu erörtern geſucht.*)

Wem ſolche Erſcheinungen überhaupt nicht gleichgültig, vielmehr bedeutſam ſind, für wen auch in der Sprache wechſelſeitiges Durchdringen des Nothwendigen und Freien, eines mächtigen wunderbaren Stofs und einer ihn verarbeitenden, bildenden Willkür vorliegt, dem darf in der ganzen Geſchichte der Deutſchen und Italiener, jener Einſtimmung zur Seite, ein gemeinſamer Gang noch unverkennbar einleuchten. Ich bin fern davon das Eine aus dem Andern herzuleiten oder völlig erklären zu wollen, aber helfen können ſie ſich wechſelsweiſe zu ihrer Erklärung. In beiden Völkern nehme ich die gröſte Anlage zur Freiheit wahr, und die längſte Abhaltung davon. Ganz Europa beſitzt nur zwei Völker, deren äußere Macht und Gewalt von früher Zeit an durch innere Spaltung gebrochen wird, Deutſche und Italiener, und die Urſache davon muß unmittelbar in ihrer Natur und

*) hier nicht mitgetheilt.

Sinnesart wie in ihrer Geschichte gelegen sein. Während in Frankreich, England, Spanien, ja den slavischen Ländern die einzelnen Gebiete, aus welchen sie nach Unterschied ihrer Bewohner anfänglich bestanden, allmälich, aber unaufhaltsam zusammenfielen und diese Verschmelzung unleugbar ihre größere Kraft entwickelte, blieben unsere und die italienischen Landschaften zersplittert und in Lappen gerissen, die nicht einmal alle die Farbe der ursprünglichen Volksabstammung tragen. Es ist in der Geschichte ohne anderes Beispiel, daß eine große, ihrer Macht und Thaten sich bewuste Nation solche Zerstückung erfuhr, wie die deutsche. Durch lang hergebrachte misverstandne Anwendung der gemeinen Erbfolge auf Land und Leute wurden edle Volksstämme gesprengt, unter sich sondernde Söhne ja die Männer von Erbtöchtern hingegeben, und im verminderten Umfang der Gebiete auch Band und Gefühl des alten Zusammenhangs geschwächt. Was sich nicht vererben ließ konnte durch Kauf, Tausch und Gewaltstreiche in andere Hand gebracht werden: gegen solchen entnervenden Wechsel der Fürsten und Herrn im Mittelalter sind Verlust und Eroberung, die aus Schlachten hervorgehn, ein Glück zu nennen, weil in den Herzen sie die männliche Empfindung des Siegs oder der Rache hinterlassen, jene langsam und ungewahrt abstumpfen. Wo auch im übrigen Europa Keime dieser Zerstückelung walteten, scheinen sie durch einen gesunden practischen Sinn der Völker niedergehalten und in ihren Folgen unschädlich gemacht. In Deutschland und Italien sind es aber zwei Ideale und höhere Einflüsse, von beinah gleicher Stärke, welche sie zugleich begünstigten und entschuldigten: Kaiser und Pabst. Wo ein großes Reich gedeiht und aus dem engeren Verband einzelner Stämme erwächst, pflegt geraume Zeit lang Wahl dem erblichen Königthum voranzugehn, aber zur rechten Stunde darf es nicht ausbleiben. Diese Stunde versäumten die Deutschen; ich weiß nicht ob der Mut der Stämme noch zu stolz war, sich unter dem Kaiser zu beugen, dessen Begrif, wie der Name lehrt, uns aus der Fremde zugeführt wurde,

oder ob des Kaiſers Würde zu hoch und allgemein erſchien, daß ſie eines Uebergewichts an Landbeſitz nothwendig bedurft hätte. Niemals erſtarkte die Macht des deutſchen Kaiſers zu der Stufe, daß ſie gleich der des franzöſiſchen oder engliſchen Königs auf die Dauer der Herzöge, Fürſten und Grafen gewaltig geworden wäre, denen ſie doch den Gipfel der Herſchaft vorenthielt und dem weſentlichen Begrif nach nur den Rang bloßer Beamten geſtattete. Von dieſer Theorie wich aber in vielfacher Färbung die Praxis ab, und das Anſehn des Kaiſers leuchtete bald auf, bald fiel es zuſammen. In Italien ſtand mitten im Lande die Idee des Pabſtes und hemmte allen weltlichen Aufſchwung, ja ihr nachgeahmtes Muſter konnte unter uns Deutſchen, und ſicher nur unter Deutſchen, geiſtliche Fürſten in Unzahl hervorbringen, deren wechſelnde Wahl neben der Erbmacht weltlicher Fürſten die Zerſplitterung des Reichs vollendete. Wo hätten in andern Ländern die Könige jemals ihre Geiſtlichkeit, ſelbſt die einflußreichſte, zu Landesherrn werden laſſen? In Deutſchland fand man es nicht unnatürlicher daß ein Abt oder Biſchof, als daß das Oberhaupt der ganzen chriſtlichen Kirche über Land und Leute herſchte. Unter dem Krummſtab aber, ſobald keine öffentliche Noth einbrach, ließ ſich gut wohnen, und es bleibt überhaupt ein erhebender Troſt, daß die nach außen gehemmte Freiheit nach innen ſchlagen und das geiſtige und bürgerliche Leben deſto wärmer durchdringen konnte. Man könnte ſagen, es geſchah im Drange der Noth, weil die königliche Ordnung durchzugreifen nicht vermochte und das Volk ſich mit eigner Hand helfen mußte; wer wollte aber dabei deſſen angeſtammten Freiheitsſinn unangeſchlagen laſſen? Nirgend außer Deutſchland und Italien haben die Städte ſo mutig empor geſtrebt, und was wäre den lombardiſchen, rheiniſchen, ſchwäbiſchen und hanſiſchen Städten im ganzen Mittelalter an die Seite zu ſetzen? Aus ihrem Schoß und in ihrem Geiſt ſind Venedig und Genua, wie Lübeck und Hamburg hervorgetreten, und kann man der innerſten Eigenheit deutſcher und italieniſcher Zuſtände größeres Lob

sprechen, als wenn man eingeständig werden muß, daß ohne sie das neuere Europa keine dauernde Freistaaten erblickt hätte? Denn nicht nur jene Städte, auch die Schweiz und Holland waren nur auf deutschem Boden möglich. Zeugen tief wurzelnden Gemeinsinns sind uns die zahlreichen freien Reichsstädte, deren Name glänzt, deren einzelne sogar den jüngsten Schiffbrüchen entgangen sind. In ihnen währte der republicanische Geist, den England und Frankreich nur einige Jahre ertrugen, Jahrhunderte.

Gegenüber dem Pabstthum stehn wir Protestanten oder lieber wir Deutsche feindselig; doch ward ich mir keiner ungerechten Gesinnung bewust, wenn ich die Geschichte der Päbste aufschlug und zornig ihre herben Uebergriffe in die Schicksale unseres Vaterlandes las, dessen Frieden sie in Zwietracht wandelten, auf dessen gefeierte Könige sie ihren Bannstral schleuderten. An einem Marientag sah ich Capellari, der sich Gregor den XVI. nennt, in durchsichtigem Glaswagen über den sandbestreuten Corso vorbeifahren und unabläßig freundliche Segen winken: Kinder und Bettler fielen auf ihre Knie, das übrige Volk schaute still zu. Und diese Aufzüge haben sich unzähligemal, lang über tausend Jahre hin erneuert, der Prunk einer hochmütigen, wider den Sinn des Heilands, dessen Reich nicht von dieser Welt sein sollte, gestifteten Herschaft. Hätten Petrus und Paulus den Sitz des Christenthums in Asien behaupten oder nach Griechenland tragen können, welch andere Gestalt würde die neue Lehre angenommen und wie ganz verschieden Europa und mit ihm die Welt sich entwickelt haben. Gerade mitten in Rom, wo die Asche des Heidenthums am heißesten glühte, wurde der päbstliche Stuhl gesetzt, um unter Feinden zu erstarken und einen Theil heidnischer Anstalten sicher im eignen Schoße zu hegen; von den Päbsten der ersten Jahrhunderte wissen wir beinahe nur Namen, keine Thaten, sie waren nicht Aufsichter der Kirche im Sinn ihrer spätren Nachfolger; aus ihrer Abhängigkeit vom byzantinischen Kaiserreich wären sie

nimmer gelöst worden ohne Gothen, Langobarden und Franken, die sich als unbezwingliche Nachbarn aufstellten und den griechischen Einfluß herunter brachten, nimmer ohne Pipin und Carl, die den weltlichen Pabst errichteten, welchem noch Otto der Große rettende Arme reichen mußte. Für so große Hilfe wurde aber in folgenden Jahrhunderten, die das Gebäude einer strengeren Hierarchie aufsteigen sahen, den Deutschen schnöde gelohnt und aus dem unterwürfigen Bischof von Rom begann sich ein allgemeiner Herr der Christenheit zu erheben, in dessen Macht es stehe Könige zu ernennen und zu entsetzen. Wie deutsche Könige früher die Pabstwahl, leiteten Päbste nachher die Königswahl. Diese übermütigen Päbste waren es, deren Bann Deutschland zur staufischen Zeit, als es im vollen Begrif stand ein mächtiges Reich zu gründen, dergestalt verwirrte und entwürdigte, daß es nach Friedrich des Zweiten Tod in Schmach versank, aus welcher es sich niemals erholen konnte.

Unter den 256 Päbsten, falls man überall glaubhaft rechnet, gab es sicher edle, fromme, für ihr Amt begeisterte, und dies glänzende Amt würde durch die geringere Zahl lasterhafter, harter und beschränkter nicht einmal verdunkelt werden. Wenn ich aber aus dem Munde sogar protestantischer Schriftsteller solch ein Lob erschallen höre, daß behauptet wird, die Päbste brauchten nur ihr Archiv zu öfnen, um ihr Recht im Kampf mit den deutschen Königen und das Unrecht der Könige vor aller Welt einleuchtend zu machen; so hindern mich schon die bisher bekannt gewordnen Urkunden und die Nachrichten der Geschichtsschreiber genugsam an eines solchen Beweises Führbarkeit zu glauben, Päbste, die hartnäckig den Ton angaben, wie Gregor der Siebente, Innocenz der Dritte und Vierte, verleitet durch den Erfolg ihrer Streiche, stellten eine so unnatürliche Theorie allgemeiner die ganze Welt umspannender Priesterherschaft auf, daß nicht menschliche, nur göttliche Kräfte den straffen Zügel zu führen vermocht hätten. Unter solcher Fessel oder Bürde, wenn seine regen Geschlechter auf die Länge sie zu ertragen fähig ge-

wesen wären, würde Europa ermattet sein wie Asien im Joch des Lama oder Buddha. Ich meines Theils hätte mich in jener Zeit zehnmal lieber zu den Gibellinen geschlagen als zu den Welfen: jene folgten, wenn auch unbewust, einer gesunden Einsicht in gegebene, aus sich selbst erwachsne Lebensverhältnisse, die päbstliche Partei einem blinden, maßlosen Eifer, weshalb auch die meisten irdischen Maßes bedürftigen Dichter gibellinisch waren. Ordnung soll in der Kirche, wie überall sein, aber auch Gefühl der menschlichen Schranke, und nicht der Laien Recht, wie sich Walther von der Vogelweide ausdrückt, von den Pfaffen verkehrt werden; deutsche Kaiser, im Hader mit dem Pabst, vertraten diese Ansicht, wenn schon nicht immer auf rechtem Wege; das heilsame Gegenwicht gieng allzeit nirgendwo andersher als von Deutschland aus und den Gespinsten der Päbste hat späterhin ein andrer Deutscher, Luther, das Ende gemacht, wofür ihm nicht bloß die protestantische Kirche ewigen Dank schuldet. Man muß aber die freie Sprache der deutschen Dichter des Mittelalters hinzuhalten, um die Popularität der Reformation im Herzen Deutschlands zu fassen. Italien hat gleichsam zum Ersatz seiner verlornen weltlichen Herrschaft die Pabstwürde, deren freie Wahl sich aus der gesamten Christenheit erfrischen sollte, seit Jahrhunderten gepachtet und für sich verriegelt. War von tugendhaften Päbsten, die aus der Geistlichkeit deutscher Nation hervorgiengen, bevor das Pabstthum seine volle Schärfe angenommen hatte, nicht der Ungrund einer solchen Einschränkung im Voraus dargethan? Aus einer noch denkbar freien Priesterschaft ward immer sichtbarer eine römische Aristokratie. Rom ist unverrückt die Hauptstadt der Welt, nur in einem andern Sinn, geblieben.

Rom, nach dem sich nicht bloß Pilgrime und erdichtete Geschichten benennen, sondern unser deutsches Reich und deutsche Könige lange Zeiten hindurch einen zweideutigen Namen voll Ehre und Gefahr, voll Stolz und Ungeschick führten, dessen wir

ohne Bedauern ledig gehn*), dieſe wunderbare Stadt übt noch andern Zauber als ihren geiſtlichen. Sie iſt durch vielleicht ununterbrochen fortgeſetzte Ueberlieferung künſtleriſcher Fertigkeiten und die glückliche Bergung zahlreicher Denkmale nicht bloß die Wiege der neueren Bildhauerei und Mahlerei, ſondern auch bis auf heute deren Lehrſchule und Werkſtätte, ſo daß außer jenen frommen Wallern alle Jünger der Kunſt nur in ihren Mauern und unter ihrem Himmel groß erzogen und los geſprochen zu werden glauben. Und wer wollte bezweifeln, daß ſüdliche Luft und Verkehr in edel ausgeprägter Natur, neben den vor das Auge gerückten Muſtern des Alterthums wie der ſie übenden Meiſter, fördere und aufbaue? Da gleichwol das Steigen und Sinken der Kunſt offenbar noch von andern mehr innerlichen Bedingungen abhängig iſt, und wir italieniſche und römiſche Künſtler ſelbſt, wenn ſchon in allen jenen Vortheilen geboren und auferzogen, keineswegs die höchſten Ziele erreichen ſehn; ſo fragt es ſich, ob die Vorſtellung von dem Fortſchritt der neueren Kunſt nicht zum Theil auf Teuſchung beruhe und von der Zukunft widerrufen werden könne? Dieſe Beſorgnis geziemt mir nicht irgend zu begründen, auch dringt ſie bloß aus der Wahrnehmung vor, daß Zeiten eines über Hand greifenden Kunſtdilettantismus niemals eigentlich ſchöpferiſche geworden ſind. Durch geiſtreiche Deutſche, nicht Italiener, iſt von Winkelmann an bis auf Otfried Müller unſer Auge für Anſchauung der Antike gereinigt, und an keinem Orte günſtiger als in Rom ſelbſt ſcheint dies unerſchöpfliche Studium wärmer angefacht und genährt zu werden. Doch will ich den Eindruck nicht verhelen, den bei meinem Aufenthalt in dieſer Stadt gerade die Anhäufung der Bildwerke und Gemählde in den zahlreichen Sälen und Muſeen auf

*) Mit der Kirche drang römiſche Sprache vor, mit den Kaiſern römiſches Recht, und ſicher wird die Nothwendigkeit jener längſt in die Schranke des beſcheidneren lateiniſchen Namens zurückgekehrten die des römiſchen Rechts bei uns überdauern.

mich machte, deren Einrichtung, wo ich nicht irre, zuerst dort angegeben, allmälich über ganz Europa sich verbreitet hat. Ursprünglich waren alle Kunstwerke für besondere Stellen geschaffen und unmittelbar auf sie berechnet, nur an ihnen mochten sie mit voller Wirkung angeschaut und genossen werden. Dem heiligen Bild gehörte sein Platz im Tempel, der Darstellung eines theuern Verstorbenen im Haus, wo sie auf die kommenden Geschlechter sich zu vererben bestimmt war; jede Versetzung von diesen Stätten scheint eine Art Entweihung. Ich sehe wol ein, daß das Bewahren der längst schon ihrem ursprünglichen Ort entfremdeten Werke oder der von ihnen gebliebnen Trümmer in eignen Räumen unerläßlich und ihr Anhäufen ein nothwendiges Uebel geworden ist, dem Archäologen aber für sein Studium eben unschätzbare Vortheile gewährt; nichts desto weniger läßt sich behaupten, solche Sammlungen, in welchen man kein Bedenken trägt neben Athene Mänaden, neben eine milde Madonna die Abbildung des gemarterten Laurentius oder eine flämische Zechgesellschaft zu stellen, seien für den reinen Geschmack statt erweckend verwirrend, und für den Beschauer, der zahllosen Empfindungen und Gedanken hintereinander unterworfen werde, wenn er sie auch sammeln könne, peinlich.

Wie froh rettete ich mich aus der Unruhe solcher Villen und Hallen, so oft es vergönnt war, auf das Forum Romanum, wo mir die halb zertrümmerten Bauten der alten Römer in ihrer unbeschreiblichen stillen Größe entgegenschauten, Tempel, Columne, Bogen, Colosseum, alles noch an natürlicher Stätte haftend und sich selbst das volle Maaß gebend. Da hätte ich Monate lang ausschließlich herumwandern und meine Gedanken in alle dargebotnen Lagen und Verhältnisse saugen mögen und mich anheischig gemacht, in dieser Zeit über keine andre Kunstschwelle zu treten. Kindisch erschienen mir auch die von den Christen bei solchen Denkmälern überall angebrachten Kreuze, oder gar die in der Mitte des hehren Colosseums errichteten Stationen, gleich als vermöge man dadurch ihrer Hervorbrin-

gung oder ihres Geiſtes ſich zu bemächtigen; auch war das Umwandeln heidniſcher Mauern in chriſtliche Kirchen (wie beim Pantheon ſchreiend an Tag tritt) des Chriſtenthums, das ſich nicht erſt ein ſolches Bett oder Neſt zu ſuchen brauchte, unwürdig.

Soviel ich weiß ſind darüber noch keine genügende Unterſuchungen gepflogen, wann zuerſt auf die heidniſchen Ueberbleibſel die Päbſte ihr Augenmerk richteten und ſie zu hegen und zu ſammeln begannen. Es muß ſpät, vielleicht nicht vor Leo dem Zehnten geſchehn ſein, nachdem in den vorausgehenden Jahrhunderten ungehinderte Zerſtörung oder Vernachläſſigung dieſer Greuel des Heidenthums gewaltet hatte. Wie hätte auch auf der eifrigſten Hochwacht der Chriſten deſſen geachtet werden ſollen was von den Heiden noch übrig war? Nur das ſchonten Chriſten, deſſen Gemäuer ſie nicht zu ihren Zwecken umſchaffen konnten oder deſſen Vertilgung zu ſchwer geweſen wäre. Man behauptet, noch Paul der Zweite und Dritte hätten im 15. und 16. Jahrhundert neue Paläſte mit Steinen des Coloſſeums erbauen laſſen, bis erſt hundert Jahre nachher Benedict XIV. den Abbrüchen Einhalt that und in unſern Tagen Pius VII. die ſtürzenden Wände zu feſtigen befahl, an welcher Herſtellung ſeitdem fortgearbeitet wird. Aus dem Einen entnehme man, ob die Päbſte ihrer gelehrteren Bildung ungeachtet zur Sicherung des Alterthums geeignet waren? Es gehörte dazu erſt eine Abkühlung des alten Eifers, was ſie für die Kunſt thaten iſt dankenswerth, und wurde ihnen bei vielen zu Gebote ſtehenden Mitteln nicht ſchwer; die meiſten Könige würden in gleicher Lage mehr geleiſtet haben, und was zuletzt geſchah bietet nur ſchwachen Erſatz für alles das die Vorgänger zu Grunde gehen ließen, denen an ſich ich keinen Vorwurf daraus ſchöpfe.

Verſchiedentlich habe ich mir die Frage vorgelegt, wie es komme, daß von unſern Antiquaren zwei ſo ungleichartige Gegenſtände, als Bildwerke der Griechen und Römer und die Gemählde der chriſtlichen Kunſt ſind, faſt mit derſelben Liebe um-

faßt, mit der nemlichen Aufmerksamkeit untersucht werden? zwar liegt eine Antwort nah, daß in beiden Hervorbringungen die ihnen gemeinschaftliche Schönheit der Gestalt und Composition gesucht und anerkannt werde, folglich die eine zur Erläuterung und Bestätigung der andern gereichen dürfe. Magdalena kann so reizend gemahlt sein als Venus ausgehauen ist und die Zusammensetzung einer Grablegung von Rafaels Hand so glücklich und gewählt sein als irgend ein altes Werk. Ich bekenne daß mir dieser Grund nicht genug thut, weil, wie mich dünkt, in den Bildsäulen und Mahlereien noch eine andere gründlichere Verschiedenheit obwaltet, die durch Beobachtung ihrer gemeinsamen Vorzüge keineswegs aufgehoben wird, die mir eben, als ich römische Samlungen betrachtete, oft in grellem Abstich entgegentrat. Ein wesentlicher, ja unausgleichbarer Unterschied der alten von der neuen Kunst liegt mir nemlich darin, daß alles was jene gestaltete typisch ist, d. h. nach lang überliefertem Urbild entsprungen, die Bilder der neueren Kunst aber beinahe ganz in Phantasie und Willkür des Mahlers beruhen. Jene waren darum echt religiös, diese sind es nur anscheinend, weil die Kraft des einzelnen und des grösten Meisters solch einen Typus zu erzeugen oder zu ersetzen viel zu schwach ist. Alle alten Werke, der Griechen zumal, auch die kleinsten und nur unvollkommen gelungenen sind lehrreich und man darf sie bis ins Einzelne studieren, während aus Gemählden, selbst rafaelischen, für die Erkenntnis unserer wesentlich unbildlichen Glaubensgeheimnisse nichts zu entnehmen ist. Was ihnen gegeben war, konnten die Mahler nicht mahlen, und was sie mahlten war ihnen nicht gegeben. In allen noch so verschieden gefaßten Bildsäulen der Pallas wird der Göttin Typus walten; wie grundabweichend ist Maria von den Mahlern, von einem und demselben Meister genommen, dem Haupte des Heilands sehen wir bald schwarzes bald nußbraunes, bald schlichtes bald gekräuseltes Haar beigelegt. Man weiß daß die ersten Jahrhunderte alle Bilder verabscheuten, die folgenden fast verstolen wieder dazu, niemals aber

zu einem ſtätigen Typus der Geſtalten und Farben gelangten. Es gebricht alſo der modernen Kunſt an einem vollen Hinterhalt, an lebendigem, feſtem Zuſammenhang mit Religion und Mythus, den keine künſtleriſche Schwärmerei vergütet. Auch mich ergreift bei Rafael, Leonardo, Titian das glühende Leben ihrer Bilder, die gleich den glücklichſten und wahrhafteſten Porträten wirken, deren Form und Anlage ich bewundre. Was ich in ihnen vermiſſe, würde auch ein aufrichtiger Catholik in ihnen nicht finden: mythiſche Treue und Zuverläſſigkeit, die erſt den Mittelpunct und die Seele des Gemähldes hergeben können.

Zu ſolchen Ketzereien will ich noch eine nicht geringere fügen, die ſie erklären helfen kann. Wir ſind gewöhnt wie mit dem Begrif der italieniſchen Kunſt auch mit dem der italieniſchen Poeſie das Höchſte zu verknüpfen und ich ſcheue mich faſt es zu ſagen, ſo viel Widerſpruch wird mir drohen, es ſcheint, daß dieſe Poeſie ebenſowenig an die Seite der griechiſchen geſetzt werden darf: nicht von ferne. Die Philologie übt ein ſtrengeres Amt und leidet nicht daß Vorurtheile, ſo feſt ſie ſitzen, ſich verjähren; iſt der Schein, der ehmals die franzöſiſchen Claſſiker umgab, längſt für uns verſchwunden, ſo werden auch die italieniſchen einmal von der Stelle weichen müſſen. Wahr iſt, die Dichtkunſt nahm um das vierzehnte Jahrhundert in Italien einen kühneren Aufſchwung als irgendwo in Europa, denn unſer dreizehntes in Deutſchland war wol auch reichbegabt, doch nicht ſo fertig zum Flug oder zu bald aufgehalten. Dantes begeiſterte Werke herſchen ſchon über die Sprache und die Meiſterhaftigkeit ihrer edlen Form, die Treflichkeit ihrer Geſinnung ſcheinen anhaltenderes Studium zu verdienen, als ihr zugleich ſpannender und ermüdender uns abgeſtorbner Inhalt. Petrarch ſchließt ſich noch unmittelbar an die letzten Troubadoure, deren ſüße Weichheit er in einfachem Maß auszuhalten wußte; er zieht mehr an als daß er feſſelte. Dem dritten aber, ſeinem Zeitgenoſſen, dem unnachahmlichen Erzähler Boccaz ſtehe ich nicht an, die

erste Stelle einzuräumen; er ist aufs Vollste in den Zauber der italienischen Sprache eingeweiht und ihre schon in ihm vorwaltende, einschmeichelnde Redseligkeit kommt gerade seinem großen Talent zu statten. Diesen geschmeidigen Fluß der Worte hat unter den späteren etwa nur Machiavells ausgezeichnete, bereits etwas strengere Darstellungsgabe erreicht. Wenn neben dem letzten Lyriker Dante fast dramatische Wärme entfaltet, so hatte Boccaz vollkommen begriffen, daß zu seiner Zeit das Epos längst in die gewaltigste und rührigste Prosa übertreten muste.

Hinter diesen Vorgängern sind Ariost und Tasso, die in den folgenden Jahrhunderten aus der Menge ragen, so hoch sie ihre Zeit gestellt hat und noch heute das bewundernde Italien überschätzt, weit geblieben. Sie griffen in die verschwundene epische Zeit zurück, die kein lebendiger Volksmythus mehr trug, geschweige eingeben konnte. Ariost suchte wenigstens den alten Boden festzuhalten, aber der Stoffe war er nicht mehr mächtig und begann sie willkürlich zerschneidend und verwirrend seiner dichterischen Laune, mit großer dennoch verlorner Gewandtheit unterzuordnen. Sein Gedicht kann ergetzen, aber nicht wie ein griechisches erheben oder wie ein altdeutsches mild erwärmen. Wer an Tassos sentimentaler, aus Ariost, Virgil, Amadis und andern von einem Dichter, der wahrlich nichts zu leihen brauchte, zusammengesetzter Gerusalemme liberata Freude findet, dessen Herz hat höhere und tiefere Poesie nicht empfunden. Ihre Schönheiten gleichen ungefähr denen in Guido Renis Bildern, und was italienische Dichter und Mahler dem classischen Alterthum zu entwenden oder abzusehen suchten ist ihnen nur zum Verderb ausgeschlagen. Diese italienische Dichtkunst scheint also, meines Erachtens, lange nicht dazu befugt einen ästhetischen Maßstab für das Epos herzugeben, so wenig ihn die spätere der Franzosen für das Drama darzureichen im Stande war, und mit vollem Recht ist man allmälich von beiden wieder abgewichen. Ein Element, und gerade zur epischen Poesie das Unerläßlichste, das ungebildeten slavischen, finnischen Völkern in

hohem Grade zuſteht, aber auch deutſchen nicht mangelte, ich meine das Naive, ſcheint italieniſchen Dichtern und vielleicht ihrem Volke zu gebrechen; ſie ſind immer gern ironiſch, zu Spott geneigt und vorbedächtig. Daher auch ihre ſpätere Literatur bis auf heute, feſt gerennt in Vorbildern allzufrüh erworbener Claſſicität und immer unfruchtbarer geworden, an den Ueberreſten der Volkspoeſie ſich zu erfriſchen nicht vermochte, und der ſchönſten Sprache zum Trotz unſäglicher Breite erliegt. Doch einer zu froher Hofnung berechtigenden Ausnahme will ich ſchon gedenken: auf den toscaniſchen Alpen hat der edle Tommaſeo mit treuem Ohr jahrelang unſcheinbaren Liedern der Hirten gelauſcht und einen ganzen Band lieblicher Geſänge gefüllt, deren einfache Unſchuld dennoch Wendungen Dantes und Petrarchs begegnet. Anhaltende Thätigkeit und feine Beobachtungsgabe iſt der italieniſchen Natur nicht im Geringſten abzuſtreiten. Es gibt in dieſem Lande mehr als anderswo ſtille Arbeiter, die ein anſpruchsloſes Leben emſig im Dienſte heimiſcher Geſchichte und Alterthümer verzehren; ihre Werke ſelbſt aber gerathen ſelten über das Mittelmäßige, weil es ihnen an Geſchmack und durchgebildeter Gelehrſamkeit mangelt. In phyſicaliſchen und mathematiſchen Wiſſenſchaften, die am wenigſten von politiſcher Hemmung leiden und deren Werth ſchnell über die Grenzen der Länder dringt, beſaß und beſitzt Italien höchſt ausgezeichnete ſcharfſinnige Männer.

Beide Völker, Deutſche und Italiener, deren Schickſale ſo eng verkettet ſind, haben ſich lange Zeit einander weh gethan, beiden geziemt endlich Ausſöhnung. Daß ein Theil der italieniſchen Bevölkerung deutſches Urſprungs war, das iſt längſt vergeſſen, daß Deutſche durch geſunde leibliche Kraft, ohne Geiſtes Ueberlegenheit, eines feineren, ſchwächeren Schlags Herrn wurden, haben ſie nie vergeſſen, ja es ſchmerzt ſie, daß zuletzt noch ein geiſtiges Joch deutſcher Wiſſenſchaft jenem roheren Druck zutrete und ihn gleichſam verſiegele. Der alte Spott über unſere rauhe Sprache wird ihnen bitter eingetränkt, wenn ſie wol einſehn, daß der Gehalt unſrer Rede nicht länger zu entbehren iſt.

Deutschen Boden haben italienische Heere nur selten versehrt, aber in unserm Andenken haftet die Gewalt und Hinterlist, die ihm von welscher Priesterschaft angethan wurden. Das heutige Italien fühlt sich in Schmach und Erniedrigung liegen: ich las es auf dem Antlitz blühender, schuldloser Jünglinge. Was auch kommender Zeiten Schoß in sich berge, die Macht, deren Flamme wir noch aufflackern sehn, wird nicht ewig über ihm lasten, und wenn Friede und Heil des ganzen Welttheils auf Deutschlands Stärke und Freiheit beruhen, so muß sogar diese durch eine in den Knoten der Politik noch nicht abzusehende aber dennoch mögliche Wiederherstellung Italiens bedingt erscheinen.

Scandinavien führt diesen Namen von der Landschaft Schonen, sei es, daß auf sie die anfängliche Allgemeinheit des Ausdrucks zurück gegangen oder bereits aus ihr entwickelt war.

Wenn man über die Ostsee hinfährt, heben sich die Wellen matter als auf der mittelländischen, erst im Belt wird ihr Schlag heftiger, auch die Farbe des Meers zeigt sich nur grau: dennoch verliert das ungestüme Element nichts von seiner Erhabenheit. Alle Küsten, denen man naht, treten flacher entgegen und die Vegetation erreicht nicht einmal den Trieb der deutschen, geschweige die Fülle der italienischen. Nur hat der Baumwuchs in Seeland und theilweise Schonen noch ausgezeichnete Schönheit; in Schweden, je weiter man vordringt, läßt er nach, Eiche oder Buche weichen der weißrindigen Birke und dem einförmigen Schwarzgrün des Nadelholzes. Die Natur wird einsam, ruhig, und die geringe Anzahl des Volks kann sie nicht beleben.

Schweden, das Land der langen, lichten Sommernächte gefällt durch seine grünen Matten, in deren Gras unscheinbare Blumen haften, welche die Glut des südlichen Himmels erstickt. Sogar die braunroth angestrichnen kleinen aber reinlichen Häuser, deren rasenbelegtes Dach Halme und Gesträuch treibt, hinterlassen freundlichen Eindruck. Stockholms Lage, vom Mosabak herab geschaut, mahnt an Genua und Neapel; nur fehlen Duft und Glanz.

Soll ich in dem ernsten aber regen Gesicht der Schweden einen Nationalzug angeben, so böte ihn die feine, edle Bildung der Nase dar, etwa wie sie bei Göthe herscht, der was sein Name andeutet und Ueberlieferung besagt, von götländischen Vorfahren abstammen soll; ein dänischer Typus zeigt sich an oder zwischen den Augen. Rothwangige Däninnen sahen frischer, bleiche Schwedinnen zierlicher aus.

Nach Norwegen, dessen Gebirge großartig sein sollen, bin ich nicht gelangt, den äußersten Strich nordischer Zungen, Island, kenne ich nur aus Abbildungen, wie sie jetzt eine französische Reisebeschreibung in anschaulicher Fülle darreicht.

Diese fernen, rührigen Isländer haben an Europa ihre Pflicht redlich abgetragen und der Welt und dem sinnenden Menschengeist weit größeren Vorschub geleistet, als das unter herlichem Himmelsstrich gelegene Sardinien, das seit unsre Zeitrechnung gilt, träg und unnütz dahin lebt. So wenig also hängt die innere Thätigkeit unseres Geschlechts ganz von seiner äußeren Lage ab. Ohne Island und die Auswanderung der edelsten und kühnsten Norweger nach erstarrendem, aber freiem Boden würden beinahe alle nordischen Alterthümer untergegangen sein, wie uns ohne die Errungenschaft eines ausgestorbenen Brudervolks, der Gothen, aller wahre Zusammenhang unsrer Sprache unerkannt und räthselhaft geblieben wäre.

Für den deutschen Forscher ist Scandinavien classischer Grund und Boden, wie Italien für jeden, der die Spuren der alten Römer verfolgt. Grabhügel und Runsteine ragen aus der Erde, mächtiger zieht noch die Sprache an, die vom Andrang fremder Wissenschaft später als unsre deutsche berührt in vielen ihrer innersten Verhältnisse unangetasteter geblieben ist. Ein kaum begonnenes und noch lange fortzusetzendes Studium des nordischen, sowol todten als lebendigen Sprachstandes wird uns über Tugenden und Mängel unseres eigenen aufklären. Wenn nicht an Wollaut, doch an Gedrungenheit und freier Wortstellung übertreffen sie uns, wie schon zwei kleine aber bedeutsame

Hebel, der angehängte Artikel und die günſtige Paſſivform ſtatt unſerer ſchleppenden Umſchreibungen erwarten laſſen. Im volleren Klang der Vocale und ſchärferen Gepräge der Formen ſteht aber das Schwediſche über dem Däniſchen, das ſich allzu großer Blödigkeit und Abgeſchliffenheit ergeben hat, dennoch damit bequem und anſtändig hauszuhalten weiß. Und wer möchte der däniſchen Sprache, aus der eine ſtrebſame und geiſtige Literatur emporgewachſen iſt, einen ohne Zweifel auch gewiſſe Vortheile des Ausdrucks beeinträchtigenden Untergang wünſchen oder weiſſagen? Die ſcandinaviſche Kraft würde durch Ausdehnung des ſchwediſchen Sprachgebiets gewinnen, wie die deutſche durch Bezwingung des niederländiſchen Dialects, dem gleichfalls manche Vorzüge vor dem Hochdeutſchen zuerkannt werden müſſen, oder wie Frankreich, indem es dem provenzaliſchen Dialect das Recht der Schriftſprache entzog, an Fleiſch und Blut geſtärkt wurde. Jedes Emporheben des Ganzen gefährdet die Eigenheit des Einzelnen und kein Sieg iſt ohne Verluſt bereit.

Dieſe weiten nordiſchen Landſtrecken haben dem Proteſtantismus von Beginn an ſich unterworfen, und ungeſpalten faſt nichts von der unſeligen Verwirrung erfahren, die uns in Deutſchland begegnet, oder die in England ein nicht völlig ausgetilgtes celtiſches Element anſchürt und hegt. Doch ſind der Kirchenverfaſſung zumal in Schweden aus catholiſcher Zeit einzelne Bräuche geblieben, die nur auf den erſten Anblick, bald aber ſo wenig ſtören, als die äußere Form der alten Kirchen den Proteſtanten zuwider iſt.

An keiner neueren Geſchichte haftet unſer Herz von Jugend auf wie an der ſchwediſchen. Die Dänen haben bloß ihren Waldemar, der uns aber ſchon zu ferne rückt, doch welche Macht üben die Namen Guſtaf Waſa, Guſtaf Adolf und Carl der zwölfte über die Gemüter aus. Waſa, der als Jüngling ſein Vaterland, Guſtaf Adolf, der Deutſchland rettete, Carl, deſſen Thaten wie ein dichteriſches Abenteuer mitten in die proſaiſche Wirklichkeit ſeines Zeitalters eintreten. Wider Guſtaf Adolf

haben sich neuere Schriftsteller, und ich erröthe darüber es zu sagen, deutsche aufgeworfen: sie schelten ihn einen Eroberer, der es auf die deutsche Verfassung abgesehen habe. Die Wahrheit ist, daß auch mit dem halben Werk das der Held, mitten im Siegeslauf hingerafft, vollbrachte, er die deutsche Freiheit aufrecht erhalten hat, die ohne ihn, soweit Menschenaugen sehn können, preisgegeben war. Des Siegers Zeichen ist aber Erobern, und über Gustaf als deutschen König hätten eher Schweden als Deutsche zu klagen gehabt, die seines Reiches Mittelpunct gebildet haben würden; welche Folgen wären daraus für den evangelischen Glauben wie für die Welt hervorgegangen! mutterhalb war sein Blut schon ein deutsches und war er nicht deutscher als der in Spanien geborne Carl der fünfte? nur Eroberungen haben das Glück wie das Unglück der Weltgeschichte mit sich geführt und aufgestiegen ist keine Macht als die emporstrebende.

Nähe und Verwandtschaften erklären es, warum Deutschland vielfach auf Scandinavien einwirkte, und nach dem Wechsel der Zeiten hat die dortige Eigenthümlichkeit sich davon angezogen oder beleidigt gefunden. Noch heute wird ein deutscher Gast in keinem anderen Lande, selbst Holland und England nicht ausgenommen, so brüderlich und herzlich empfangen, als in Dänemark, Norwegen und Schweden. Sitten und Bräuche sind von unsern wenig verschieden, man lebt wie unter seines gleichen und wird vollständig verstanden. Von einer Bitterkeit, die in diesem Augenblick gerade unter Dänen gegen Deutsche obwalten soll, hatte ich nichts zu gewahren; auch scheint sie mir desto ungerechter, als die Dänen über ihre Grenze hinaus Deutsche beeinträchtigt haben, nie von Deutschen beeinträchtigt worden sind. Noch für seinen letzten großen Verlust empfieng Dänemark mit schreiendem Unrecht ein deutsches Stück; denn an jenem trugen wir Deutsche keine Schuld. Und darf der Fortbestand des widernatürlichen Sundzolls deutsches Gefühl nicht versehren? was sie selbst an Marokko zu zahlen müde sind, warum wollen wir fortfahren es den Dänen zu entrichten? Die Zeiten sind ge-

ſchwunden, da Dänemark über Schonen, Blekingen, Halland, Gothland, einen Theil von Livland gebot, und edle Dänen erkennen, daß ihr Reich an Norwegen verblutet; aber an deutſchen Stämmen ſoll es ſich nicht erholen, und nie werden dieſe ihrer Mutter ungetreu werden.

Unter den nordiſchen Völkern ſind Wiſſenſchaft und Kunſt nicht anders als auf deutſchen Fuß gefördert und wenn unſre Einwirkung dort größer ſcheint, als die franzöſiſche bei uns, iſt das naturgemäß. Namen wie Linnaeus, Berzelius, Thorwaldſen reichen über ganz Europa; nicht ſo mächtig iſt der Geſang ſchwediſcher und däniſcher Dichter, doch er beglückt und erfüllt ihr Land.

Dieſe Nordländer ſind ruhig und gemeſſen, aber in alle Tiefen des menſchlichen Geiſtes einzugehn fähig und geneigt. Wenn ich über den Malare fuhr, ſaßen die Leute ſtill und ſpielten mit den Fingern, ein Nachen der zehn Italiener faßte würde von ausgelaſſenem Geſchrei wimmeln. Man könnte mit einem Italiener alles, was ſich auf der Fläche oder in gewiſſer Höhe hielte, anmutig verhandeln und durch die Feinheit ſeiner ſinnigen Art ergetzt werden, doch weiter hinaus würde eine Schranke vortreten, über die ihn Rückhalt und Angewöhnung nicht kommen laſſen. Im Süden verfließt das gewöhnliche Leben mit Luſt und gemach, dem ernſten Norden traue ich dafür innere Blicke und Freuden zu, von welchen dort vielleicht keine Ahnung iſt.

Das Wort des Besitzes.

Eine linguistische Abhandlung *)

von Dr. J. Grimm

Heil dem fünfzigjährigen Doctor Juris

Friedrich Carl von Savigny

31. October 1850.

Geschrieben vom 13.—17. October.

Lieber Savigny. Unsere Bekanntschaft ist von lange her. Ich war einmal überrascht Geschäftsbriefe schon Ihres Vaters an meinen aus Frankfurt nach Hanau zu entdecken, die als Vorbedeutung unseres innigeren Verhältnisses angesehn werden könnten. Nein, unsere Eltern haben noch keinen Grund gelegt zu unserer Freundschaft, sondern wir sie ganz von freien Stücken und mit eigenen Händen erbaut, wie froh machte mich immer Stein auf Stein an diese Mauer zu tragen. Ich kam nach Marburg, wuste nichts von einem Unterschied der Lehrer und glaubte alle wären gleich gut; bald erfuhr ich unvermerkt, daß Ihre Vorlesungen mir die liebsten wurden, alle andern nicht halb so lieb blieben, und ich hörte nicht nur bei Ihnen, ich prägte mir Ihre Mienen und Gebärden ein. Nachdem ich nun auch zu Paris, wohin Sie mich gerufen hatten, neben Ihnen gehend, mit Ihnen arbeitend, meine Augen unverwandt auf Sie, als das mir vorleuchtende Muster richtete, schien das Schicksal uns wieder zu trennen. Seit unsrer Heimkehr währte es kurze Zeit, so drehten Sie Hessen den Rücken zu, und lehrten erst in Baiern, dann in Preußen, doch unsre Briefe giengen lange Jahre hin und her und ließen den gewohnten Verkehr nicht abkommen, und mancher lebendige Besuch, Zueignungen, Beiträge in Ihre

*) Nur die Widmung wird hier mitgetheilt.

Zeitschrift, Gedenkzeichen in Vorreden ausgesteckt fachten ihn immer von frischem an, bis zuletzt auch mir, dem im Sturm Verschlagenen, ich glaube nicht ohne Ihr Mitwirken, eine Zuflucht sich in Berlin öfnete. Nun wird hier, denn nur fünf Jahre Alters unterscheiden uns, einer von uns den andern traurig zu Grabe geleiten. [S. † 25. Oct. 1861.] Schnell dahin geronnen ist unser Leben, wir haben unsre Kräfte ehrlich angesetzt, daß unter den nächstfolgenden Menschen unser Andenken noch unverschollen sein wird, hernach mag es zuwachsen.

Ich bekenne mich Ihren Schüler, und doch ist der Schüler seinem Lehrer ungleich geblieben, fast in allem unähnlich geworden. Durch das Wehen Ihrer milden Lehre weckten Sie meinen Geist, daß er wissenschaftliche Stimmung annahm, und da alle Wissenschaften im Grund eine einzige sind und die vier Facultäten zusammenfallen in eine große; so hat auch Ihr Einfluß auf mich fortgewährt, Ihr Beispiel mich noch da getrieben, wo meine Lernbegierde sich an Stellen niederließ, die Ihr eigner Fuß nie betrat. Zwar das römische Recht hätte mich länger angezogen, doch eine innere Stimme und der Drang äußerer Ereigniſſe lenkten mich von ihm ab. Es waren meines Lebens härteste Tage, daß ich mit ansehn muste, wie ein stolzer, höhnischer Feind in mein Vaterland einzog und die mutigen Hessen, die damals noch stark an ihrem Fürsten hiengen, das Gewehr, dessen rechter Gebrauch ihnen unvergönnt war, nieder auf die Pflastersteine warfen: noch in diesem Augenblick bewährt ein so treuer Volksstamm seinen Haß gegen Unbill, Frevel, und Verrat. Damals, weil uns die Uebermacht erdrückte und selbst unsern Namen mit einem andern zu vertauschen zwang, der uns gar nichts angieng, wurde das römische und deutsche Recht mit einem Streich aufgehoben und der Code Napoleon als Gesetz eingeführt, wie hätte mir das die Rechtsstudien überhaupt nicht verleiden sollen? Ich tröstete und labte mich immer stärker am Alterthum unsrer edlen Sprache und Dichtkunst, aus welchem auch Seitenpfade in das altheimische Recht einschlugen, zu wel-

chem Sie mich nicht hingeführt hatten, dem Sie selbst sich erst später näherten; von dieser deutschen Grundlage meines erworbnen Wissens bin ich hernach auch wieder freudig auf die Zustände der classischen Literatur und Sprache eingegangen.

Mein Leben hat sich lang genug erstreckt und wirft schon abendliche Schatten, ich kann mich auf viele Vorgänge besinnen, in deren Mittelpunct oder Hintergrund Sie stehn, wer darf aber in allen Erinnerungen schwelgen? Lassen Sie mich aus früher und später Zeit gleichsam zwei Bilder darstellen, die an sich gar nichts auf sich haben und Andern bedeutungslos Ihnen ein Zeugnis ablegen sollen meiner Anhänglichkeit und Liebe.

Das erste Bild fällt in irgend einen Sommertag des Jahrs 1803. Zu Marburg muß man seine Beine rühren und Treppe auf, Treppe ab steigen. Aus einem kleinen Hause der Barfüßer Straße führte mich durch ein schmales Gäßchen und den Wendelstieg eines alten Thurms der tägliche Weg auf den Kirchhof, von dem sich über die Dächer und Blütenbäume sehnsüchtig in die Weite schaut', da war gut auf und ab wandeln, dann stieg man an der Mauerwand wieder in eine höherliegende Gasse vorwärts zum Forsthof, wo Professor Weis noch weiter hinauf wohnte. Zwischen dessen Bereich und dem Hofthor unten, mitten an der Treppe, klebte wie ein Nest ein Nebenhaus, in dem Sie Ihr heiteres, sorgenfreies und der Wissenschaft gewidmetes Leben lebten. Ein Diener, Namens Bake, öfnete und man trat in ein nicht großes Zimmer, von dem eine Thür in ein noch kleineres Gemach mit Sopha führte. Hell und sonnig waren die Räume, weiß getüncht die Wände, tännen die Dielen, die Fenster gaben ins Gießer Thal, auf Wiesen, Lahn und Gebirg duftige Aussicht, die sich zauberhafter Wirkung näherte, in den Fensterecken hiengen eingerahmt Kupferstiche von J. G. Wille und Bause, an denen ich mich nicht satt sehen konnte, so freute mich deren scharfe und zarte Sauberkeit. Doch noch viel größeren Reiz für mich hatten die im Zimmer aufstrebenden Schränke und in ihnen aufgestellten Bücher, deren ich bisher außer Schul-

büchern und des Vaters Hinterlassenschaft nur wenige kannte. Einzelne Reihen folgten unsrer gewöhnlichen Ordnung, bei andern war sie umgekehrt, wie man Hebräisch schreibt von der Rechten zur Linken, und ich hörte Sie die Verdrehung, deren Nothwendigkeit mir nicht einleuchten wollte, erklären und vertheidigen. Man durfte auf die Leiter steigen und näher treten. Da bekamen meine Augen zu schauen was sie noch nie erblickt hatten. Ich entsinne mich, von der Thür eintretend an der Wand zur rechten Hand ganz hinten fand sich auch ein Quartant, Bodmers Samlung der Minnelieder, den ich ergrif und zum ersten mal aufschlug, da stand zu lesen 'Her Jacob von Warte' und 'Her Kristan von Hamle', mit Gedichten in seltsamem, halb unverständlichem Deutsch, das erfüllte mich mit eigner Ahnung, wer hätte mir damals gesagt, ich würde dies Buch vielleicht zwanzigmal von vornen bis hinten durchlesen, und nimmer entbehren. Bei Ihnen prangte es unnütz auf dem Bret, Sie haben es sicher nie gelesen, damals aber getraute meine keimende Neigung noch nicht es von Ihnen zu entleihen; doch blieb es so fest in meinen Gedanken, daß ich ein paar Jahre hernach auf der Pariser Bibliothek nicht unterließ die Handschrift zu fordern, aus welcher es geflossen ist, ihre anmutigen Bilder zu betrachten und mir schon Stellen auszuschreiben. Solche Anblicke hielten die gröste Lust in mir wach, unsere alten Dichter genau zu lesen und verstehn zu lernen. Was rede ich aber von den Büchern, nicht von dem Mann dem sie gehörten, dessen Worte mich noch mehr ermahnten und ermunterten als was ich lesen konnte? Groß war er gewachsen, damals noch schlank, trug grauen Oberrock, braune blaustreifige Seidenweste, sein dunkles Haar hieng ihm schlicht herunter, das heute noch die Farbe hält, während meine braunen krausen Locken sich schon gebleicht haben. Dieses lehrenden Mannes freundliche Zurede, handbietende Hülfe, feinen Anstand, heiteren Scherz, freie ungehinderte Persönlichkeit kann ich nie vergessen, wie stand er vor uns auf dem Catheder, wie hiengen wir an seinen Worten. Meine erste eingelieferte schrift-

liche Arbeit hatte einen Fall der Collation bei der Inteſtaterbfolge zu behandeln, wollen Sie wiſſen wie die Worte lauteten, mit welchen Sie mich beurtheilten? Ich kann ſie immer noch auswendig: 'nicht nur vollkommen richtig entſchieden, ſondern auch ſehr gut dargeſtellt'. So günſtig hat mich nachher kein anderer Recenſent loben mögen. Wenn ich friſchen Athem bei Ihnen geſchöpft hatte, und mich, ich wuſte kaum wie, aus den Schranken gehoben fühlte, in denen meine ganze Art vorhin befangen war, ſchritt ich frohgemut, über Stock und Stein ſpringend die Stufen hinab nach Haus in mein kleines Stübchen. Damals lag meine Seele offen vor Ihnen, ich hätte Ihnen alles vertrauen können.

Das Gegenbild darf ich auf einen beſtimmten Tag in Berlin anſetzen, denn es war des Königs Geburtstag, der 15. October 1847. Vier und vierzig verfloſſene Jahre hatten mich und Sie in wechſelnde Lagen und mich wenigſtens aus dem Gleiſe meiner Laufbahnen gebracht. Ich ſtehe an einer Wetterſcheide.

Zur Mittagstafel bei Ihnen geladen that ich vorher einen einſamen Gang durch den ſchon feucht gewordenen Thiergarten. Mein Herz aber dachte Ihrer und hatte Freude in ſich geſogen darüber, daß Ihnen eben vergönnt wurde den ſechſten Band des römiſchen Rechts, von welchem ſeit 1841 nichts erſchienen war, auszugeben und damit jede Beſorgnis zu verſcheuchen, das große Werk möge unbeendigt bleiben. In der Wilhelmſtraße unter rollenden Wagen angelangt gieng man über breite belegte Stufen, neben welchen ausländiſche Gewächſe in Käſten ſtanden, hinauf; den von Kerzen hell erleuchteten, mit Teppichen bedeckten Saal erfüllten viele, dem meiſten Theil nach mir unbekannte, glänzend gekleidete Leute, mir konnten Sie vor dem Gedräng kaum eine Fingerſpitze im Handſchuh reichen. Dortchen, wie ſie auf meine Bitte zu thun pflegt, hatte auch meine Orden mir an den Rock genäht, die leiſe rappelten, und vielleicht doch nicht ganz an der gehörigen Stelle ſaßen; für unſer einen iſt es gar mühevoll ſolche Ehrenzeichen hervor zu holen, zu ordnen, anzu-

heften, wieder abzulöſen und zu verwahren. Die ganze Geſellſchaft nahm nun bald jeder ſeine Stelle ein und das Mahl ergieng ſich, wie es der Brauch mit ſich bringt, bei überſtrömenden Speiſen und zögerndem, ſtockendem Geſpräch, weil jene von allen Seiten dargereicht werden, dies nach allen Seiten zurückgehalten und geſpart bleibt: einen unbekannten Nachbar mit Rede zu behelligen ſcheut man ſich oder mag ihm auf gleichgültige Frage auch nur karge Antwort geben. Endlich erhoben Sie ſich und brachten des Königs Geſundheit, oder wie es heißt auf den König einen Toaſt aus. Mich rührte Ihre Stimme, Ihre Worte waren der Gelegenheit entſprechend und mit einer Ihnen natürlichen ſtillen Samlung geredet. Ein paar Minuten verſtrichen und es brannte mich auf der Seele, ich war Willens aufzuſtehn, hatte ſchon das Meſſer in die Hand genommen, mit deſſen Rücken ich an ein Glas ſchlagen und meiner kurzen Rede Gehör erbitten wollte. Ein vornehmer Mann neben mir, deſſen Namen ich nicht mehr weiß, mochte meiner innern oder äußern Bewegung gewahr worden ſein, und als er forſchenden Blick auf mich richtete, entdeckte ich ihm unbefangen mein Vorhaben, etwas über Savignys wieder flott gewordnes Buch auszuſprechen. Freundlich erwiderte mein Nachbar, er gebe mir zwar anheim zu verfahren, wie mich gut dünke, für unangemeſſen gelte aber an der Tafel, wo die höchſte Geſundheit ausgebracht worden ſei, ihr heute eine andre folgen zu laſſen. Einer ſolchen Autorität gegenüber muſte ich freilich meinen Vorſatz und meine Eingebung ſinken laſſen, wie die Blätter in dieſem Monat eins nach dem andern vom Baume fallen, kein Zweifel, daß die Berliner Etiquette vollſtändig begründet ſtand. Inwendig aber war ich voll Ketzerei, und erwog, warum nicht von dem höchſten Toaſt, wenn er ohne Mittelſtufe ſeinen Gipfel erreicht habe, niedergeſtiegen und an einem andern Ruhepunct verweilt werden dürfe, wie die Strophe ſich abwendet zur Gegenſtrophe; betet doch die feierliche Kirche, nachdem ſie für den König gebetet hat, zugleich noch für Andere. Ich hätte auch gar nicht einmal von Ihnen

viel Aufhebens gemacht, nur von Ihrem Werke, ausgeführt wie es niedergeſchlagen habe, daß eine kunſtvoll gegründete Burg nicht bis zur Zinne erbaut werde, von welcher endlich die Fahne herab weht, nun aber frohe Kunde erſchalle, die unterbrochne Arbeit ſei wieder von Friſchem angegriffen. An meine vordringenden Worte hätte ſich leicht eine gerührte Antwort geſchloſſen und die ganze vornehme Welt ſich erhoben und erheitert gefunden.

Zu geſchweigen nun daß uns die alten Erinnerungen immer theurer ſind als die neuen, wird mir niemand verargen, daß ich an Ihnen im Marburger Oberrock zehnmal ſtärker hänge als im Miniſterkleid, die friſche Luft des Berges vorziehe der ſchwülen Luft des Saales, die offne Ausſprache der zurück gehaltenen.

Bei Ihrer Ernennung zum Miniſter erſchracken Ihre alten Freunde. Nicht daß unter ihnen einer gezweifelt hätte, Sie ſeien vollkommen fähig und würdig ſo ein hohes Amt mit Ehren auszufüllen; allein es kümmerte uns, Sie der bewährt heilſamen, entſchiedenen, Ihrer edlen Natur und Gabe aufs Glücklichſte entſprechenden Profeſſorenſtellung nun entriſſen und in eine neue Lage gebracht zu ſehn, die, jene Befähigung unangeſchlagen, ungleich weniger gemacht ſchien Ihrem wahren, großen Talent, dem ein Magiſterium mehr als ein Miniſterium angemeſſen war, ſeinen Spielraum frei zu laſſen. Seltſam fügte ſich, daß wer mit ſolchem Erfolg das Straucheln und die Unbeholfenheit neuer Geſetzgebungen bloßgeſtellt hatte, nun lange Stunden des Tages damit hinbringen ſollte neue Geſetze zu entwerfen, entwerfen zu helfen und abzuwägen. Es iſt ein löblicher Grundſatz, daß die Staatsverwaltung nach der Wiſſenſchaft greife und aus deren Mitte ihre Aemter zu erfriſchen ſuche; aber die innerliche Weiſe Ihres ganzen Weſens ſtand nicht in Einklang mit der vorſchreitenden Kühnheit, dem wagenden Entſchluß, welchen die öffentliche Lenkung verlangt. Sie waren von der Wiſſenſchaft zu ſtark durchdrungen, als daß in practiſchen Geſchäften Sie vermocht hätten ihr etwas abzubrechen oder zum reinen Silber des

Wiſſens noch den Zuſatz zu fügen, den die Scheidemünze der Praxis begehrt und bedarf.

Schon iſt öfter gefragt worden, wie es komme, daß bei der Menge erweckter und gerüſteter Schüler, die aus Ihrer Schule oder der andern ausgezeichneten Rechtslehrer, an welchen unſre Zeit fruchtbar war, entlaſſen wurden, denen alle Gunſt ſeltner Bildung zu Theil fiel, heutzutage die lehrenden Civiliſten dünn geſät ſcheinen und es Mühe koſtet ledige Stellen auf den Univerſitäten tauglich zu beſetzen? Sie, Hugo und andre mehr, die hier zu nennen unnöthig iſt, waren empor getreten aus eigner Kraft, Ihre meiſten Schüler verloren ſich wieder im Gewühl der Praxis, die gewaltigen Bewegungen der Wiſſenſchaft mit trägem Fuße nachzufolgen pflegt und auf der Mittelſtufe genügſam harrend von den Ergebniſſen der empfangenen Lehre nur einen kleinen Theil in Umlauf zu ſetzen verſteht. Nicht bloß in der Jurisprudenz, auch in den übrigen Wiſſenſchaften ſind es immer nur wenige Männer, die an der Spitze ſtehn und die Zügel in der Hand halten, echte Wiſſenſchaft blüht in Oligarchien, ausübende Praxis richtet ſich democratiſch ein, ich meine nicht die dem Sonnenſchein und Gewitter der Wiſſenſchaft unmittelbar und raſch zur Seite ſtehende Praxis, ſondern die wie ein anhaltender Landregen nachſchleppende.

Iſt nicht auch die Kraft des alten römiſchen Rechts, wie es zur Zeit der Könige und Republik lebensvoll waltete, unter den Kaiſern einer geſchäftigen Rechtsgelehrſamkeit, die immer noch eine claſſiſche heißen mag und unſrer Praxis dem Stil wie dem Inhalt nach gegenüber rieſengroß ſteht, deren Gipfel man in die Regierung Kaiſer Hadrians verſetzt, gewichen? Wenn ein weiter Umweg meine Studien zu den römiſchen Rechtsquellen zurückführte, blicke ich ſie mit deſto unbefangeneren Augen an. Mich ergreift die edle Einfachheit des catoniſchen Büchleins vom Landbau, mich erfreuen Varrons Geſpräche mit ſeinen Freunden über dieſen Gegenſtand; alles was ſie von Formeln der Sitte und des Rechts einſtreuen, was Cicero, Livius und Andre hin

und wieder davon mittheilen, das athmet noch die kernhafte Natur und Stärke des alten Rechts in den Bruchſtücken der zwölf Tafeln und faſt aller übrigen Geſetze jener Zeit; könnten verlorne Bücher herbeigebracht werden, ich griffe gern eben nach ſolchen, die Manilianae venalium vendendorum leges, wie ſie Cicero de oratore 1, 58 nennt (bei Varro heißen ſie Mamilii actiones) zogen mich mehr an als die Commentare, Quäſtionen und Digeſten hadrianiſcher Rechtsgelehrten; in den verworrenen Schriften der Agrimenſoren, weil ſie noch am volksmäßigen Element hängen, liegt ein Reiz, den die klare aber trockne, unbehagende Bündigkeit des Gajus, Ulpianus und Paulus entbehrt. Wie die Männertugend unter den Kaiſern ſtufenweiſe abnahm, vergiengen auch Blut und Saft der Sprache des alten Rechts, und mit ihnen ſchwanden weſentliche Theile ſeines Gehalts. Das auguſtiſche Zeitalter erhebt ſich noch eben ſo weit über dem hadrianiſchen, wie dies über dem byzantiniſchen. Haben doch die kaiſerlichen Juriſten nicht einmal dafür geſorgt, daß das heilige Alterthum der zwölf Tafeln und der übrigen Geſetze geſammelt und der Nachwelt überliefert würde (was jetzt noch übrig bleibt, ſollte Rudorff, der darin lebt und webt uns bequem und gelehrt ſammeln). Von Labeo ſoll es einen Commentar zu den zwölf Tafeln gegeben haben, den Rechtsgelehrten lag bald mehr daran ihre Anſicht aufzuſtellen und zu vertheidigen, als des Rechts Grundlage zu erforſchen; wo in der Wiſſenſchaft Secten ſich erzeugen, hat ihr Geiſt ſeinen Höhepunct verlaſſen und die Räder der Gelehrſamkeit verfahren ſich auf den Holwegen der Praxis. Juſtinians Digeſtenſamlung bewahrt uns einen großen, unentbehrlichen Schatz lehrreicher Meinungen und Ausſprüche, ſie ſind voll ſcharfer Fuge, aber ſelten oder nie ſchön und erhebend, von hiſtoriſchem Rechtsſtudium hatten weder Tribonian noch ſeine Gehülfen die Ahnung und es iſt zu wetten, daß die immensa veteris prudentiae volumina in dieſer Abſicht unausgezogen und unausgeſogen blieben; ſpricht doch Juſtinian im Eingang ſeiner Samlung geradezu aus: ut liceat vobis prima legum cunabula non

ab antiquis fabulis discere, sed ab imperiali splendore appetere.*) Dieſe Inſtitutionen ſelbſt ſind noch ein ſehr lesbares Buch, dem Codex und den Novellen naht man ſich nur mit Widerwillen, der jedesmal erſt vom Gegenſtand einer Unterſuchung, für die geſammelt wird, überwunden werden kann, und wer mag nun gar den unergibigen byzantiniſchgriechiſchen Rechtsdenkmälern irgend Erfreuendes abgewinnen? Unſere deutſchen barbariſchen Volksrechte feſſeln dafür durch ihre rohe Unſchuld. In den lombardiſchen Gloſſatoren waren echte wiſſenſchaftliche Triebe rege, die zwar pedantiſch gehandhabt wurden, aber das römiſche Rechtsſtudium hegen und nach Frankreich überleiten ſollten, von wo es ſich endlich bei uns eingebürgert hat.

Entſchuldigen Sie mein Geplauder über Dinge, die Sie weit beſſer als ich kennen und durchdringen. Am heutigen Tage, lieber Savigny, wird Ihre Inauguraldiſſertation de concursu delictorum formali fünfzig Jahre alt, Sie hatten ſich in ihr, was jetzt ſchon darf geſagt werden, an ſich ſelbſt vergriffen, und nicht die Klaue hervorgeſtreckt, die den Löwen erkennen ließ. Unter den gelehrten Schriften, die das Andenken Ihrer Doctorwürde feiern, fallen meine paar Blätter winzig ins Auge, ſie hätten aber in einem dicken Buch überreicht werden können, wenn es ſchon fertig geweſen wäre; ſo habe ich aus meinem Plan, in dem wol andre Abſchnitte beſſer gereift ſind, eilends ein kleines Capitel mehr entwerfen als gebührend ausführen dürfen. Mein Vorſatz iſt nemlich einmal das Hirtenleben der Vorzeit zu unterſuchen, und auf manche Seiten und Abhänge der Sitte und Poeſie, über welchen hier noch Schatten lagern, Licht fallen zu laſſen. Ohne Wortklauben, das mit dazu gehört, kann es gerade in dem vorgelegten Stück nicht abgehn.

Auch die unſchuldige Luſt, den Titel Ihres berühmteſten Werks zu parodieren legen Sie mir zu Gute aus. Die Nach-

*) Daß Euch freiſtände die erſten Anfänge der Geſetze nicht von alten Fabeln zu lernen, ſondern vom kaiſerlichen Glanze zu fordern.

ahmung wäre vollſtändig, gienge meinem Namen ein 'von' voran, das doch neben ihm gar dumm wäre, während ein Friedrich Carl ſchicklich von Savigny oder Saviniacum, das ich weiß nicht wo auf franzöſiſchem Boden gelegen war, abſtammen, ausgegangen ſein und danach heißen darf, wenn er ſchon in deſſen Beſitz nicht geblieben iſt, weil etwa ſeine Vorfahren die zuſtändigen Interdicte gehörig vorzuſchützen verſäumt haben. Alſo keinen Sabinus, Sabinianus, Savinius hätten die Juriſten aus Ihnen bilden ſollen, höchſtens einen Saviniacenſis. Schade daß unſer alter Freund Hugo 'enist', wie die alten Deutſchen kurz ſagten; ſtreng auf Titel und Namen haltend und mit Ueberwindung alles tiefen hannöveriſchen Grams ſich ſogar Westphaliae eques auf Ulpians Fragmenten nennend würde er in ſeiner Geſamtanzeige aller Jubilarſchriften dieſe Stelle der meinigen erfaſſen, und wer kann ſagen wie behandeln.

Rede auf Lachmann.

1851 *).

Jahr ein Jahr aus pflegt an allen Akademien in laute Freude ein dumpfer Klageton zu fallen, und dringlich wird ihnen die Lehre vorgeführt, daß Menschen den Menschen Platz machen müssen. Welche frohe Hofnungen aus dem neuen Zutritt rüstiger und vielbegabter Mitglieder unsrer Genossenschaft erwachsen ist vorhin vernommen worden; gleich der Zukunft tragen doch alle Hofnungen ihr Ungewisses in sich, desto gewisser sind die schweren Verluste die uns heuer getroffen haben. Link, der seine Manneskraft noch ins höhere Alter übertrug und fast ungeschwächt des Lebens Gipfel erreichte, Jacobi, dessen Gesundheit zwar längst untergraben schien, aber durch seltne Geistesstärke aufrecht erhalten blieb, wurden uns plötzlich entrissen; nicht der geringste Schlag war Lachmanns, dem ein mäßiges, unerschüttertes Leben viel längere Dauer geweissagt haben sollte, unerwarteter, durch ein Anfangs wenig bedrohliches, bald aber tückische Gewalt über ihn gewinnendes Uebel herbei geführter Tod.

Während andere Mitglieder sich noch vorbehalten Links und Jacobis Andenken in unserm Schoße würdig zu feiern, suche ich, wiewol durch die heute übrig gelassene Zeit beschränkt, der mir auferlegten Pflicht zu genügen und ein Bild der wissenschaftlichen Thätigkeit Lachmanns zu entwerfen, wie mir langjährige Freundschaft und Wahrheitsliebe alle Züge dazu eingeben. Traurig ist es über einen Freund gleichsam das letzte Wort zu haben, stände er hinter mir, er würde vielleicht einigemal den Kopf

*) Gehalten in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wissenschaften am 3. Juli 1851.

ſchütteln, nicht von meiner Rede ſich abwenden. Wenn vorragende Männer allen Völkern angehören, ſo behauptet doch ihr Vaterland immer den erſten Anſpruch auf ſie, und die Schweden empfinden am lebendigſten, daß Berzelius ihr Eigenthum war, wir wollen unſers Lachmanns gedenken, unſer Schmerz iſt der friſchere.

Für die unvergleichliche Wirkung, welche er hervor brachte, könnte man verſucht ſein ſchon darin den ſchlagendſten Ausdruck zu finden, daß ihm, dem von der Philologie Ausgegangnen aus freien Stücken auch die theologiſche und juriſtiſche Doctorwürde zuerkannt wurde. Hätte der Zufall ihn zur Herausgabe eines alten griechiſchen Arztes geführt, mit gleichem Fug würde die mediciniſche Facultät ihren Hut auf ſein Haupt gedrückt haben und wir ſehn eigentlich damit die größere Macht der philoſophiſchen über die drei andern, in welche ſie leicht einlenkt, ausgeſprochen. Viel beſſer glaube ich aber Lachmanns innerſtes Weſen zu bezeichnen dadurch, daß er ſeine Meiſterſchaft in der claſſiſchen wie in der neu entſtandnen deutſchen Philologie, zu deren Feſtigung er ein Großes beigetragen hat, mit demſelben Erfolg bewährte, nnd daß nun die Wirkungen hinüber und herüber ſchlugen. Denn die claſſiſche Regel gab ſeinen Schritten auf dem deutſchen Gebiet frühe Stätigkeit und bewahrte ſie vor allem Straucheln; aus dem noch jugendlichen, kaum übernächtigen Wachsthum und Trieb des deutſchen Alterthums konnte er wagende Kühnheit ſchöpfen für jene claſſiſchen bisher reich, zuweilen einſeitig entfalteten, einigemal ſchon ermüdeten Geſetze. Zwei ſonſt einander ausſchließende oder gar abſtoßende Wiſſenſchaften (falls man überhaupt deutſche Philologie für eine Wiſſenſchaft gelten ließ) fanden in ihm einen unerwartet vordringenden, fruchtbaren Vertreter, der ſie als etwas Gemeinſames und ſogar Nahverwandtes zu handhaben und auszuſöhnen verſtand. Beide weichen dem Stof und der Form nach beträchtlich von einander ab, jede fordert ihr eignes Geräth und Werkzeug, das unverworren und mit beſondern Kunſtgriffen gebraucht ſein will,

in deren Beſitz ſich Lachmann vollſtändig geſetzt hatte; ſeine Begeiſterung waltete alſo nach jeder Seite hin und ſeine ganze Eigenheit wäre vernichtet, wollte man den von ihm in ununterbrochnem Wechſel erlangten Erfolgen hier oder dort abreißen.

Dies im allgemeinen vorausgeſandt hoffe ich, daß es mir nicht mislingen werde ihm auf ſeiner raſchen Laufbahn und in dem, was er ſich errungen hat, behutſam nachzugehn, wobei ich doch nur meinen Maßſtab anlegen kann; andere mögen ihn anders meſſen.

Karl Lachmann war am 4. Merz 1793 geboren und bald nachdem er dieſes Tages für ihn letzte Wiederkehr ſchon halbbetäubt von der Qual der Krankheit erlebt hatte, führten die nahenden martiae idus auch ſein Ende heran. Wie iſt unſer Leben kurz und wie ſchnell rinnt es dahin; wenig Gelehrte dürfen ſich rühmen 35 Jahre hindurch in unausgeſetzter Arbeitſamkeit und nie nachlaſſender, immer aufwärts ſteigender Kraft vorgetreten zu ſein, noch eine kleinere Zahl wirkt ein halbes Jahrhundert hindurch, die es erreichen, daß ihr Andenken ein Paar Jahrhunderte dauere.

Es iſt ſchon Vieles werth an einer Stätte das Licht der Welt erblickt zu haben, wo gute Sitte herkömmlich fortgepflanzt wird. Lachmanns Geburtsort war Braunſchweig, eine Stadt, die lange Zeit her in ganz Norddeutſchland ihren alten Ruhm behauptet, die nicht wenig große Männer in ſich erzeugt und genährt, faſt immer einen freien Sinn bewahrt hat. Wer in einer ſolchen jung erwächſt, dem müſſen wie von ſelbſt, wenn er ihre Straßen durchwandelt, heilſame Gedanken und Entſchlüſſe aufſteigen.

Noch höher anzuſchlagen ſcheint es, daß der Menſch auch in einer großen Zeit geboren ſei, die Gewaltiges ein und aus athme. Jedwede Zeit hat ihre Thaten und Leiden, ihre Vorkämpfer und Zurückdränger; wer aber, edlen Sinnes, in den jüngeren Geſchlechtern, denen ihre Hofnungen für das große deutſche Vaterland eine nach der andern gedämpft und genommen

werden, dürfte ſich meſſen mit dem aus laſtender Schwere des feindlichen Drucks empor getragnen ſiegesfrohen und überſeligen Enthuſiasmus der Jahre 1813, 1814, 1815?

In des erſtarkenden Knaben Schuljahre, in des Jünglings erſte Studentenzeit mußte noch geheimer Groll über Deutſchlands Schmach, dann aber freudige Ahnung fallen, daß ſich das Blatt bald gewendet haben werde. Man denkt ſich mit welchem Jubel, in welcher Geſinnung die endlich erſchallende Kunde der Befreiung vernommen wurde, zu welchen eignen Thaten ſie ermunterte. Eben ſeine erſte gelehrte Arbeit entlaſſend trat Lachmann als Freiwilliger in die Reihen des Feldzugs von 1815 und erwarb ſich von nun an das Recht ein Preuße zu heißen und zu ſein, wie er es bis an ſein Lebensende treu geblieben iſt. Seine die Vorrede ſchließenden Worte lauten mutig ſo: nec mihi otium suppetit, cui eo festinandum est, quo hoc tempore viros omnes, quorum apta armis aetas est, pio ac forti animo properare decet. *)

Seine das ganze Leben hindurch auf die Freiheit des Vaterlands, des Geiſtes und des Glaubens gerichtete Denkungsart bedürfen meiner Anerkennung und meines Preiſes nicht. Einige den Meiſten unbekannte Zeugniſſe dafür könnte ich geltend machen, wenn ich wollte oder das überhaupt hier paſſend wäre; denn ich gehe darauf aus ſeinen wiſſenſchaftlichen Character darzuſtellen, der freilich enge mit ſeinem öffentlichen und ſittlichen Leben zuſammenhängt.

Lange, bis es nun zu ſpät war, hatte ich aufgeſpart ihm ſelbſt Näheres über ſeine Braunſchweiger Schulzeit abzufragen, und weiß bloß, daß er unter dem tüchtigen Heuſinger mit gründlichen philologiſchen Kenntniſſen ausgeſtattet, in ihnen frühe zu ſchalten begann und bald reif zur Univerſität entlaſſen werden konnte. Mir entgeht auch, ob er bereits daheim zur engliſchen

*) „und ich habe nicht hinreichende Muße, da ich dahin eilen muß wohin zu dieſer Zeit allen Männern, die in waffenfähigem Alter ſtehen, mit frommem und tapferm Sinn zu eilen ziemt.“

Sprache geleitet war, von der ein Uebergang, vielmehr Rückumweg zu dem uns am nächsten liegenden Studium der Muttersprache manchen erleichtert wird, weil sie starke Anklänge an unser Alterthum bewahrt, die uns selbst heute verklungen sind. Auch die italienische muß er frühe genau getrieben haben, wie ich aus seiner spätern Belesenheit in ihr, und nach ihrem metrischen Gehalt, der ihm zusagte, schließe. Oefter als anderswo mochte in Braunschweig die Rede auf Lessing gefallen und die Erinnerung an ihn lebendig gewesen sein, dessen Werke einmal würdig heraus zu geben Lachmann bestimmt war.

Zu Göttingen, wo er Anfangs Theologie studieren wollte und studierte, von der aber schon Viele ab zur reinen Philologie verlockt worden sind, hörte er eifrig bei Heyne und Dissen; unter aufstrebenden Jünglingen verkehrend mit Lücke, Bunsen und Ernst Schulze, dem Dichter der jetzt beinahe vergessenen bezauberten Rose, an welcher ihm der leichtfließende Versbau sehr behagte. Hervor zu heben ist aber der nachhaltige Eindruck, den ein andrer nur in engerem Kreise erkannter Lehrer dort auf ihn machte. Benecke, überhaupt der erste, der auf unsern Universitäten eine grammatische Kenntniß altdeutscher Sprache weckte, war es, der in Lachmann den hernach zu lichter Flamme aufschlagenden Funken deutscher Philologie zündete, und mit wahrer Frömmigkeit hieng er seinem Lehrer, den er bald überragte, fortwährend an, wie es die Widmung der Auswahl und die Vorrede zur zweiten Ausgabe des Iwein schön kund thun; selbst von Beneckes halbenglischer stolzer Sprödigkeit schien etwas auf ihn übergegangen. Für den Lehrer wie den Schüler erläutert aber jener Fremdherschaft bleierner Druck die trostreiche Zuflucht zu den vergrabnen Schätzen heimischer Sprache und Dichtung, aus denen fühlbare Frische anwehte und etwas, das in der classischen, wenn auch überlegnen Literatur nicht aufgieng, jedenfalls eine angestrengter Forschung werthe und bedürftige uns vom eignen Vaterlande selbst dargereichte Gabe. Vergleichen wir die deutsche Literatur einem kleinen Ort, der nur zwei enge Aus-

gänge hat, die classische einer großen Stadt, von der sich aus zehn prächtigen Thoren nach allen Seiten vordringen läßt; über ein gewisses Ziel fort wird in die kunstreich gelegte Heerstraße der schmale Steig einlaufen und dann von beiden aus der menschliche Geist in gleich ungemessene Weite geführt werden.

Ein paar altdeutsche Bücher mag Lachmann schon auf französischen Boden mitgenommen haben, um sich die Langeweile des Bivouacs zu vertreiben. Unterdessen aber war das Werk, aus dessen Vorrede vorhin eine Stelle gehoben wurde, erschienen und muste die Augen aller Philologen von Fach auf sich ziehen, weil es, neben einigem Unhaltbaren und wieder fahren zu lassenden, die Fülle glücklicher Emendationen gewährte und einen schwierigen Text so behandelte, wie es nur auf echt critischer Grundlage möglich war. Mit großem Geschick, das ihn auch nachher nie verließ, hatte der einundzwanzigjährige Jüngling sich gerade auf den schönsten Theil der ganzen lateinischen Poesie, auf die elegischen Dichter geworfen, und unter ihnen Properz, den geistigsten derselben, und dem am schlimmsten mitgespielt worden war, zuerst auserlesen. Dreizehn Jahr später folgten, zwar schon mit größerer Gewandtheit aber nach gleich scharfer Critik der liebliche Tibull, der kräftig ausgelassene Catull. Diese Bahn war gebrochen und des Herausgebers Verfahren hatte sich in der Zwischenzeit auch an einigen der wichtigsten altdeutschen Dichtungen bewährt, es war ihm völlig zu Fleisch und Blut geworden; ich will mich bestreben die Art und Weise seiner Critik und worauf sie wesentlich beruhte, darzulegen. Seine zahlreichen Schriften der Reihe nach zu nennen kann ich dabei überhoben sein, da dies schon von Andern umsichtig geschieht oder geschehen ist, und werde mich bloß auf diejenigen darunter beziehen, die jedesmal in meiner Betrachtung hervorstechen. Sie hat es auch nicht mit seinen Lebensverhältnissen zu thun, und wie schon vorhin unerwähnt blieb, daß er ein oder zwei Semester in Berlin studierte, brauche ich mich nicht näher darauf einzulassen, daß er zuerst eine Gymnasiallehrerstelle bekleidete, dann

zu Königsberg als Profeſſor auftrat und von da nach Berlin gerufen wurde, wo nun auch unſere Akademie ſich ſeiner bemächtigen konnte. Mich beſchäftigt ſein innerer Gang, den allerdings dieſe äußeren Lagen ſeines Lebens vielfach begünſtigten.

Man kann alle Philologen, die es zu etwas gebracht haben, in ſolche theilen, welche die Worte um der Sachen, oder die Sachen um der Worte willen treiben. Lachmann gehörte unverkennbar zu den letztern und ich überſehe nicht die großen Vortheile ſeines Standpunkts, wenn ich umgedreht mich lieber zu den erſteren halte. Denn Jeder wird eingeſtändig ſein, daß die Form mit dem Weſen einer Schrift und gar eines Gedichts innig zuſammenhange und auf allen Fall der eines großen Theils ihres wahren Gehalts ſicher habhaft werde, dem es in dieſe Form einzudringen gelungen ſei, während Rückſicht auf die Sache ſelbſt von der Eigenheit einzelner Werke abzuſehn und bienenartig auf den Honig bedacht zu ſein pflegt, der aus mehrern zuſammen geſogen werden ſoll. Nicht daß es Lachmann an manigfaltigſter Sachkenntniß irgend abgieng, deren ſein außerordentliches Gedächtnis ſtets für ihn eine Menge bereit hielt und die ihm bei ausgedehnter Beleſenheit täglich anwuchs; allein ſeit er ſeinen wahren, eigentlichen Beruf erkannte (und das muß bereits frühe eingetreten ſein), haftete bewuſt oder unbewuſt ſeine Theilnahme an den Sachen nur inſofern er daraus Regeln und neue Griffe für die Behandlung ſeiner Texte ſchöpfen konnte: das Uebrige blieb als ſtörend und aufhaltend ihm zur Seite liegen. Da nun dieſe Richtung ſeines Geiſtes, durch ihre eignen Erfolge geſtärkt, allmälich zunahm, muſten andere Arbeiten oder Thätigkeiten, jemehr ſie von ihr abſtanden, für ihn gleichgültiger und unerfreuender werden. Von Benecke hörte ich zu Göttingen einigemal behaupten, ein Bibliothekar (und er ſelbſt war ein vortrefflicher) gehe verloren, ſobald ſich in ihm ausſchließliche Neigung für beſtimmte Fächer der Wiſſenſchaften erzeuge; in ſolchem Sinn ließe ſich von ſtrengen Philologen ſagen, daß ſie alle Auf-

merkſamkeit auf den reinen Text kehrend ihren Geſchmack dafür an Sacherklärungen gleichſam ſich zu verderben ſcheuen. Pflicht iſt ihnen das geſicherte Wort aufzuſtellen, liege nun darin, gehe daraus hervor was da wolle.

Laut und beifallswerth hat ſich auch Lachmann darüber ausgeſprochen, daß die Doktrin in der Philologie wie in andern Wiſſenſchaften Schaden anrichte, wenn ſie immer vor der Zeit fertig machen wolle und gerade nur ſo viel wahre und falſche Grundſätze untereinander entfalte, als ſie auszuſinnen und zu verarbeiten ertrage, da doch die unerſchöpften Quellen eine überſtrömende Ausbeute gewähren, deren man ſich vor Allem bemächtigen muß, ohne gleich auf alle Fragen zu antworten, ohne jede daraus entſpringende Schwierigkeit zu beſeitigen. Die Erwartung iſt höher geſpannt, der Gewinn unabſehbar, wenn das Forſchen, auf die Urkunde des Textes gerichtet, langſam und ſicher vorſchreitet, wenn der Text fortwährend mehr gilt, als was oft nur Winziges an ihm geſchehn kann. Dem Autor, welchen Lachmann ſtudierte, wollte er nichts hinzubringen, ſondern Alles aus ihm lernen, nicht flach mit ihm experimentieren, aber ſeine echte Geſtalt von dem Schmutz und Verderbnis, die ſich daran geſetzt hatten, reinigen. Weitgehende Combinationsgabe war ihm entweder unverliehen, oder er übte ſie nicht und verſchmähte ſie widerwillig, weil ihm alles Ungenaue und Halbe fruchtlos ſchien und vergeblich.

Selbſt grammatiſche Entdeckungen und Erörterungen, welchen er anſah, daß ſie in ſeine Textcritik nicht einſchlagen würden, berührten ihn faſt nicht mehr. Der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft hat er ſich eher abhold als hold erzeigt, weil ihre Ergebniſſe ihm zu fern, d. h. ferner giengen als ein Herausgeber claſſiſcher Werke ſie zu wiſſen nöthig hat. Er ſchritt nicht gern über den Kreis der deutſchen, lateiniſchen und griechiſchen Sprache, die ihm genau bekannt waren und immer vertrauter wurden. Um der Wörter letzte Gründe war er unbekümmert, nur nicht um ihre beſtimmte Geſtalt, Kraft und Wirkung für die Zeit der

behandelten Quelle, die er mit dem seltensten Talent und der glücklichsten Kühnheit erspähte: wo drei oder vier um die rechte Lesart verlegen waren, fand er sie auf der Stelle und hat unzähligemal immer den Nagel auf den Kopf getroffen.

Unter den Texten waren ihm am liebsten die schwersten und die dem Critiker die vielseitigsten Handhaben darböten. Zwar fesselten ihn auch Prosadenkmäler, deren Text großen und eigenthümlichen, von ihm mutig überwundnen Hindernissen unterliegt, wie des N. T., wofür ihn ohne Zweifel Schleiermacher gewonnen hatte, oder die wiederholte Durchsicht des Gajus, den Vieler Augen nicht fertig lasen, und der Agrimensoren oft unheilbare Verworrenheit. Seiner ganzen Natur am meisten zusagend waren aber Gedichte und eben die Metrik in ihrer Tiefe und Höhe zu erforschen ihm das Angelegenste. Auch die Prosa hat ihre Gesetze, der allgemeine Sprachgebrauch und umgedreht die an sich unberechenbare Eigenschaft eines jeden einzelnen Schriftstellers lassen der Critik weiten Spielraum; in der Poesie aber wird die Naturgabe oder Nachlässigkeit eines Verfassers noch durch waltende metrische Regeln gezügelt, an denen seine Arbeit geprüft, nach denen sie gereinigt werden kann.

Hatte Lachmann bei einem Autor, was überall das Erste ist, die Geschlechter der Handschriften, die einzelnen Abschreiber und ihre Weise ermittelt; so unterließ er nicht eine etwa noch unbekannte Zerlegung des ganzen Werks in Bücher oder Abschnitte an den Tag zu bringen und dann deren zu verschiedner Zeit erfolgten Ursprung zu bestimmen. Hierzu muste ihn die Beschäftigung mit den lyrischen und elegischen Gedichten der Griechen und Römer, die begreiflich nicht chronologisch geordnet und der Interpolation am leichtesten ausgesetzt sind, unmittelbar führen; schwieriger macht sich die Annahme, daß ein erzählendes Gedicht seinen eignen Fluß unterbrochen habe und erst in der Mitte oder gar am Schweif auszuarbeiten begonnen, ihm zuletzt der Kopf angehängt worden sei. Doch ist nicht unwahrscheinlich, daß der Prolog zu Hartmanns Iwein (wie wir noch heute die

Vorrede eines Buchs zuletzt ſchreiben) erſt nach Vollendung des Ganzen zugefügt wurde, und ob auch andere einzelne Theile dieſes Werks zu verſchiedner Zeit gedichtet ſeien? fragte Lachmann (Iw. S. 542. 543.) ohne es nachzuweiſen. Des Parzival ſechzehn Bücher, die neun des Wilhelm ſcheinen auf natürliche Weiſe ganz nach einander abgefaßt, eine ſtufenmäßige Zeit der Abfaſſung ließ bei mehreren des Parzival ſich deutlich aufzeigen. Auch für Otfrieds Werk ſcheint ihm ein Beweis gelungen, daß zuerſt das erſte, dann das fünfte Buch, zuletzt die mittleren Theile gedichtet ſind, und es wird auf einen Anfangs nachläſſigen, hernach fortſchreitenden Versbau geſchloſſen.

Das ſorgfältigſte und feinſte Studium des verſchiednen Versbaus trat nun ein, und im Alterthum der hochdeutſchen Dichtkunſt waren noch Nachwirkungen der Quantität auf den herſchenden Grundſatz der Betonung zu ſpüren, welcher in zwei akademiſchen Abhandlungen über das Hildebrandslied und althochdeutſche Betonung lichtvoll und eindringlich erläutert wurde, wogegen die mittelhochdeutſche Theorie der Hebungen im Commentar zu dem Iwein und den Nibelungen, etwas ſchwierig und allzu gedrungen, ſich erörtert fand. Nächſt der mittelhochdeutſchen hatte Lachmann vorzugsweiſe die ihm zumal wollautende althochdeutſche Sprache angebaut, der älteren und formgewaltigeren gothiſchen ſich minder zugewandt, weil in ihr keine Verſe vorhanden, alſo für ſie nur proſaiſche, keine metriſche Regeln zu gewinnen ſind, wenigſtens weiß ich mir ſeine mehrmals vorblickende Abneigung die Ueberlegenheit der gothiſchen Formen anzuerkennen nicht anders auszulegen. Der mittelhochdeutſche Versbau wird aber auch noch durch die Reinheit des Reims geſtützt, welchen Lachmann bei jedem genauer behandelten Dichter in fleißigen Regiſtern ſammelte und zu triftigen Schlüſſen nutzte. Man kann ſich denken, daß das Princip des Meiſterſangs in den ſtrophiſchen Gedichten, hauptſächlich den lyriſchen Liedern und Leichen, aber auch der Strophenbau in den Nibe-

lungen, Gudrun, Titurel und sonst seinen Studien bedeutsame Haltpuncte gewährten.

Doch hieran genügte ihm noch nicht. Verse und Strophen hinterlassen auf den Hörer und beim Vortrag im Geleite von Musik oder Gesang deutlich empfundnen Eindruck. Seiner Aufmerksamkeit entschlüpften außerdem andere mehr äußerliche und bisher unbemerkt gebliebne Zahlenverhältnisse nicht, nach welchen ganze Gedichte in bestimmte, dem Ohr unfühlbare Glieder oder Ketten, wenn dieser Ausdruck passend ist, aufgiengen. Auch hierbei hatte ihn wol zuerst eine in der griechischen Dichtkunst gemachte Wahrnehmung geleitet. In zwein seiner frühsten Abhandlungen zerlegte er sinnreich und gelehrt erst die melischen, hernach sogar die scenischen Gedichte der Griechen in Heptaden, ich glaube ohne sich den allgemeinen Beifall der classischen Philologen zu erringen. Mit größerem Glück wandte er nun eine ähnliche Entdeckung auf unsre mhd. Gedichte an, indem er Wolframs beide größeren Werke in Glieder von dreißig Zeilen sonderte, bald auch den Iwein in dreißige, die Nibelungen und Klage hingegen in achtundzwanzige, folglich auch in Heptaden, so daß die vierzeilige Strophe siebenmal sich wiederholte. Mich verwundert zu sehn, daß in der dritten Ausgabe, deren Erscheinen um ein paar Wochen Lachmann nicht mehr erlebte, die Klage nunmehr nach dreißigen, statt vorher nach achtundzwanzigen zertheilt ist.

Nicht zu leugnen steht, die dreißige empfangen durch das erste und letzte Glied im Iwein, noch mehr durch die Verzeichnisse der Edelsteine und Ritter im Parzival 791. 770. 772, des Schlusses 827 und durch manches andere hier zu übergehende festen Halt, und man kann nicht umhin anzunehmen, daß beim Hersagen und Aufzeichnen längerer Gedichte auf solche die Poesie selbst unberührt lassende Gliederungen irgend ein uns noch nicht hinlänglich aufgeklärtes Gewicht fiel, folglich die Textcritik ihr Augenmerk dahin zu richten befugt ist. Gleichwol scheint es dabei nicht ohne Gefahr abzugehn, und nicht unmöglich dem

Text eine ſolche unbeabſichtigte Eintheilung gleichſam aufzudrängen. Dividiere man mit dreißig in die Zahl aller Verſe eines Gedichts, was übrig bleibend widerſtrebt, läßt durch Ausſcheiden oder Zuthun einzelner Zeilen ſich ſchon vereinbaren.

Außer allen dieſen vielfachen Mitteln, aus der Form Athetesen zu gewinnen, verderbte Wörter und Verſe zu heilen, ja ſich ganzer und unbeholfner zu entledigen, gibt es aber für das Epos inſonderheit noch einen weitführenden Weg der Herſtellung aus ſeinem Inhalt ſelbſt und aus der eignen Art und Weiſe ſeines Urſprungs.

Da nemlich die epiſche Poeſie nicht gleich aller übrigen von einzelnen und namhaften Dichtern hervorgegangen, vielmehr unter dem Volk ſelbſt, im Munde des Volks, wie man das nun näher faſſe, entſproſſen und lange Zeiten fortgetragen worden iſt; ſo darf von vorn herein anfgeſtellt werden, daß ſie wechſelnden Veränderungen, Zuſätzen ſowol als Abkürzungen in ganz andrer Weiſe ausgeſetzt geweſen ſein müſſe, als was man Kunſtpoeſie zu nennen berechtigt iſt, und großen Reiz wird es haben, durch Ausſcheidung der entſtellenden Zuthaten ihrer echten oder echteren Geſtalt wieder auf die Spur zu geraten; wie man andere Gedichte oft ſchon einem Bach, einem Strom verglichen hat, das Epos iſt ein wogendes Meer, das ſich an den Küſten bricht und bald hier bald dort ſchöner ſpiegelt.

Schon frühe, faſt bei ſeinem erſten Auftreten, hatte Lachmann, dem Wolfs Prolegomena lebhaft in Gedanken ſtanden, ſich überzeugt, daß die Anſicht vom homeriſchen Epos volle ja ausgedehntere Anwendung auf unſere Nibelungen leide, und in einer kleinen, ſeinem Properz auf dem Fuße gefolgten unvergeßlichen Schrift eine Reihe wol überlegter, eindringender, hernach unabläſſig fortgeführter Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand eröfnet. Es begann dadurch ungeahntes Licht auf die älteſten Verhältniſſe unſrer Poeſie zu fallen, und im engſten Band philologiſcher und ſächlicher hier zuſammenzielender Aufſchlüſſe in ſeinen Ausgaben des Nibelungenlieds und reichen hinzugetretnen

Anmerkungen wurde fruchtbar, meiſtentheils überzeugend erörtert, wie viel der epiſchen Urgeſtalt von ihr fremdartigen Zuſätzen zugetreten oder durch Abbruch benommen worden ſei. Feſter gewachſen in dieſen blendenden Ergebniſſen kehrte Lachmann hernach auch ſich wieder zu den Griechen und unterzog vor den Augen unſrer Akademie die Ilias einer neuen, ungleich weiter als Wolf beabſichtigte, vorrückenden Prüfung.

Unter den für beiderlei Epos reich aufgethanen Beweiſen ſind einzelne ſchlagend und unwiderlegbar, andere verfehlen nicht des Eindrucks. Nur hat es ſchon an ſich etwas Grauſames, den Gedichten ſo anſehnliche in den Handſchriften gegebne Stücke abzuſtreiten, und ſchwer hält es epiſche Schichten, die alle berechtigt ſein können, von kunſtfertigeren Einſchiebſeln zu unterſcheiden, wie ſie auch in den erzählenden Werken höfiſcher Dichter begegnen. Aus der Maſſe des Epos floſſen, ich ſage lieber tropften auch, wie wir wiſſen, kleinere Volkslieder ab, doch der knappe Romanzenſtil war ſeiner alten, mehr umfaſſenden behaglichen Breite fremd und zwiſchen den critiſch neu zerlegten Geſängen und ſolchen wilderen oft ungeſchlachten Romanzen waltet fühlbarer Unterſchied. Dieſe Critik iſt immer raubend und tilgend, nicht verleihend, ſie kann die Interpolationen fort, das weggefallene Echte nimmer herbei ſchaffen. Hauptſächlich aber muß ich das wider ſie einwenden, daß mit Unrecht von einer zu großen Vollkommenheit des urſprünglichen Epos ausgegangen werde, die wahrſcheinlich nie vorhanden war, und in ihm alle Flecken zu tilgen, alle wirklichen oder ſcheinbaren Widerſprüche aus ihm zu entfernen ſeien. Gleich anderm dem edelſten Menſchenwerk wird auch die epiſche Dichtung ihre Mängel an ſich tragen und bei der gewaltigen Wirkung, die ſie im Ganzen erzeugt, um einige Unebenheiten, die ſich in ihr eingefunden haben, unbekümmert ſein dürfen. Wie keine völlig gleichmäßig gebildete Sprache je erſcheint, alles Licht der Abſchattungen bedarf, macht ein homeriſches Schlummern oft gefälligeren Eindruck als ihn der Dichtkunſt ſtets wach erhaltnes Feuer brächte. Wer wollte den

Helden vor Troja alle Kampfestage, der Kriemhild ihre Jahre ängſtlich nachrechnen? Man läuft Gefahr durch critiſches Ausſcheiden, das gar kein Ende hat, auf der einen Seite zu zerreißen was auf der andern verbunden wurde; warum ſoll es hier nicht geſagt werden? Aus Lachmanns zwanzig Liedern iſt in der That eine Anzahl ſchöner, ergreifender und kaum zu miſſender Strophen weggefallen, wie ich auch der Ilias nicht nehmen laſſen möchte was er ihr abſpricht. Was ich ihm ſelbſt unverholen ließ, von ſeinem Standpunct, auf den Viele ſich entſchieden ſtellen, bin, je länger ich nachſann, ich meinerſeits abgekommen und gedenke dieſen Gegenſtand, welchen angefacht und ins Licht geſetzt zu haben ſein Verdienſt bleiben wird, einmal ausführlich zu erörtern.

Ich kann aus der angegebnen Urſache den Höhepunct ſeiner auf altdeutſche Dichtungen gewandten Critik nicht in den Nibelungen, vielmehr nur in der koſtbaren Ausgabe von Wolframs Werken erblicken, die Keiner vor ihm ſo befriedigend zu Stande gebracht hätte, ihm ſo bald Keiner nachthun würde. Er wählte ſich aus innerm Trieb den an Gedanken und Gemüt reichſten Dichter unſrer Vorzeit und hat deſſen tiefbegründeten Abſtand von Gotfried von Straßburg, welchen Abſtand wir zwar mehr in der bekannten Stelle dieſes, als in einer uns erhaltnen Wolframs ſelbſt ausdrücklich anerkannt finden, gewiſſermaßen wieder aufgenommen. Was Anmut, was lebendigen, weichen Fluß der innigſten Poeſie angeht, ſteht Gotfrieds Triſtan gewiß höher, als Wolframs dunkler, ſchwerer Parzival, deſſen Inhalt auch lange nicht ſo lockt und feſſelt, wie im Triſtan; allein Lachmannen widerte ſchon die Unſittlichkeit der auf Ehbruch und Fälſchung eines Gottesurtheils mitgegründeten Fabel an, ſo wenig der lieblichen und aus dem Menſchenherz ſtrömenden Dichtung die beſchönigenden Vorwände fehlen. Der ſprachgewandte Wolfram war aber auch werth, daß gerade an ihm Lachmann die Meiſterſchaft ſeiner durchdringenden Sprachkentniß bewährte; mit welchem Tact er in zahlloſen Fällen aus allen Lesarten immer die richtige, geſunde herausgefunden hat, verdient Bewunderung,

er ließ damit alles, was für die Herausgabe irgend eines altdeutſchen Gedichts bis dahin geleiſtet war, weit hinter ſich, und ſein ganzer feinhöriger Text iſt ein unerreichbares Muſter geworden für Alle die an ſo Schweres ihre Mühe anſetzen wollen. Nach ſolchem langſam aber in jedem Schritt ſicheren Arbeiten ſtob ihm die Critik des Iwein, des Gregor und anderes leicht von der Hand.

Aus denſelben Gründen zaudere ich nicht auch ſein allerletztes Werk, ſeinen Lucrez als ein gelungnes Meiſterſtück zu preiſen, obgleich auf altrömiſchem Felde ich mir kein gleich ſichres Urteil anmaße, aber auch der Unkundigere findet ſich ſchnell davon überzeugt. Dieſer Dichter war wieder ſeiner ganzen Art und Weiſe nicht minder angemeſſen als Wolfram, den ich doch an poetiſcher Gabe höher ſtelle, inſoweit beide überhaupt ſich einander nur vergleichen laſſen. Lucrez hatte die Weihe edler, ſtrenger Gedankenfülle empfangen, zuweilen erweicht er ſich, und dann fließen ihm anmutige Verſe, überall aber läßt er unmittelbar dahinter andere folgen, die in ihrer Wendung wie im Ausdruck baare Proſa ſind. Ich wenigſtens kann dem von Lachmann hart angefahrnen Ausſpruche Bergks beiſtimmen, der den Lucrez ingenio maximum, arte rudem*) genannt hat, nur muß bei der Kunſt man nicht ſowol ſeinen ſtrengen und gebildeten Versbau, als den Einklang des ganzen Gedichts im Auge haben, der bei Virgil, Horaz, ja bei den Elegikern vorhanden iſt und anzieht, ihm aber abgeht. Es war doch kein guter Plan Epikurs Syſtem der Phyſik, wenn auch geiſtig erfaßt, und Stellen anderer griechiſchen Schriftſteller Schritt vor Schritt in Verſe überzuführen, ſo daß die einzelnen Materien, zwar warm überdacht und wiedergegeben, nur an einander gereiht erſcheinen, nicht zu einem gewaltigen Ziele leiten. Wie viel lebendiger und geſchickter hat Virgils Gedicht vom Landbau lehrhafte Gegenſtände behandelt. Ich habe wol mit Lachmann darum geſtritten und ihm mein Geſtändniß abgelegt, daß einzelne Zeilen bei Lucrez mich gemahnen

*) an Geiſt ſehr groß, an Kunſt roh.

wie Verſe lateiniſcher Dichter des Mittelalters, abgeſehn von ihrer größeren metriſchen Vollendung. Das ſei Stil der alten Kunſt, meinte er. Gut denn, daß Virgil und Horaz, in deren keinem ich doch ein höchſtes Ideal der Poeſie anerkenne, dieſer Kunſt ein Ende gemacht haben. Lachmanns Verdienſt um die Herſtellung der lucreziſchen Schreib- und Ausdrucksweiſe kann nicht genug geprieſen werden, der lateiniſchen Grammatik iſt damit nach allen Seiten Vorſchub geſchehn; auf den Gewinn, der für die philoſophiſche Betrachtung aus dieſer rerum natura zu ziehen iſt, ließ er ſeinerſeits ſich nicht ein. Völlig aber, ſcheint mir doch, gehn des Lucrez Archaismen nicht auf in dem alten Kunſtſtil, da der ältere Ennius ſich ſchon freier bewegte, Plautus überall dichteriſcher, dem auch unmittelbar die Griechen vorlagen und der doch nicht ſo über die patrii sermonis egestas *) klagte. Im ganzen Lucrez wüſte ich nichts ſo poetiſches, wie zum Beiſpiel der einzige Prolog des plautiniſchen Rudens iſt.

Ich redete zu lange über Lucretius und darf nicht von ſeinem Herausgeber ablenken. Wie es Bilder gibt, in die ſich die Maler getheilt haben, ſo daß Einer die Landſchaft, der Andere die Figuren lieferte; ſo liebte Lachmann es gemeinſchaftlich mit Andern Arbeiten zu unternehmen, denn es gelang ihm dadurch ſich ſtreng auf die Herſtellung des Textes zu wenden, dem Freunde das Uebrige zu laſſen. Wer ſonſt über einem geliebten, langerwognen Autor waltet, den würde fremder Antheil an der Ausarbeitung eher ſtören: ihm war höchſt willkommen, was er für ſich ſchon bei Seite gelegt hatte, nun von andern Händen ausgerichtet zu ſehn, oder auch bei einem von Andern angelegten Werk daraus vorweg was ihm behagte an ſich zu ziehen. So hat er im Verein mit Buttmann (dem Sohn) das neue Teſtament, mit Rudorff die Agrimenſoren herausgegeben, und nach Göſchen ſich auch des vielbehandelten Gajus unterzogen. An ſeinem Babrius nahmen Meineke und Bekker Theil, am Lich-

*) Dürftigkeit der heimiſchen Sprache.

tenſtein Karajan, Iwein war von ihm zuſammen mit Benecke bearbeitet worden, nur zufällig entrathen ſeine Nibelungen Freundes Hilfe, weil dieſer das ſchon auf dem Titel enthaltene Wörterbuch nicht lieferte. Auch Lucrez hätte von dem ſächlichen Commentar, Parzival vom Gloſſar eines Andern begleitet ſein können. Wiederholentlich bekannte er mir ſeine Unfähigkeit zu lexicaliſchen Arbeiten. Das war keiner Art Säumniß oder Trägheit, o nein, ihm lagen zu jedem altdeutſchen Dichter, den er vornahm bald die mühſamſten Reimregiſter zur Hand und von jedem Wort, das er ſetzte, hätte er Rechenſchaft geben können. Seiner Natur widerſtritt aber einen ganzen Vorrat von Wörtern gleichmäßig zu behandeln, über deren einzelne die gewiſſeſte, über andere nur ungenügende Auskunft zu ertheilen er vermochte.

Seine Schreibart in beiden Sprachen war ſtreng und ſauber, mitunter dünkt mich ungeſchmeidig, im Latein ſtörte er ohne Noth, nie ohne Grund durch einige abweichende Orthographien; am Deutſchen, wo alle Schreibung ſchmachvoll im Argen liegt, durfte das nicht ſtören, dennoch enthielt er hier ſich mehr der Neuerung, vielleicht um nicht nachzuahmen. Was aber in ſeiner Darſtellung ſelbſt wichtiger iſt, er ließ gern Hauptſachen an Nebenſtellen erſcheinen und liebte es, gleichſam neckiſch, einen Theil des Entdeckten zu bergen und zurück zu behalten, den wer ihm zu folgen verſtand erraten und ergänzen muſte. Das hat der Wirkſamkeit ſeiner Schriften, die es wahrlich keinem leicht machten, Abbruch gethan. Aufmerkſame Leſer haben lieber daß ihnen zu viel als zu wenig geſagt werde, da ſie das Ueberlaufende leicht abziehen, das Verſchwiegne ſchwer hinzuſetzen können.

Er hatte, meine ich, im deutſchen Stil wie in Handhabung der Dinge eine gewiſſe Aehnlichkeit mit Johann Heinrich Voß, deſſen Anſicht ihm auch in manchem, mehr dem Grad als dem Endziel nach, unfern ſtand, mit dem er zugleich neben der claſſiſchen Philologie die Neigung zu Shakeſpeare und zum heimiſchen Alterthum theilte, in welchem letztern er ihn doch weit übertraf. Auch Leſſing hatte die ältere deutſche Dichtung hervor gezogen

ohne doch daß er auf das Beſte ſchon gekommen wäre, und ſein geiſtvolles Vorbild muß auf Lachmann eingewirkt haben. Unmittelbare Muſter, denen er glücklich nachſtrebte, waren ihm, außer Bentley, unter den Zeitgenoſſen Gotfried Hermann und Lobeck; mit Buttmann (dem Vater, deſſen griechiſche Grammatik er auch in den ſpäteren Ausgaben pflegte), mit Meineke und Bekker hielt er enge, aufgeweckte Freundſchaft. Mächtigen Einfluß auf ihn übten Niebuhr, zumal Schleiermacher, in deſſen letzten Lebensjahren er vertraut mit ihm geweſen ſein muß, mehrmals erzählte er mir bewegter als gewöhnlich von dem flatternden weißen Haar, in dem Schleiermacher rüſtig die Berliner Straßen durchſchritten und wie ihn das gerührt habe: nun ruhen ſie beide dicht nebeneinander.

Was von Lachmanns eigner Sinnesart, von ſeinem Privatleben ſoll ich hier hervor heben? Wer ihn genauer nicht kannte, dem mochte er herb und verſchloſſen erſcheinen oder abſtoßend, er war mildherzig, weich und voll Liebe. Allen Umgang, der ſeinem ernſten Wiſſen nicht fruchten konnte, hielt er von ſich, und ſchwer fiel es die einmal bei ihm verſcherzte gute Meinung herzuſtellen. An Abgeneigtheiten gebrach es bei ihm nicht. Wenn nach hochtrabenden Worten Seichtes oder Abgethanes ſich wollte heraus legen, pflegte ihm ein Vorwurf der Abſurdität zu entfahren. Im vertrauten Kreiſe konnte er ſich frohſter Heiterkeit überlaſſen und machte einer falſchen Deutung ſeines Namens dann die gröſte Ehre; es iſt ein Zeichen guter Menſchen herzinnig lachen zu können, oft, wenn er ſo in unhemmbarem Schüttern ſich ergoß, mußte ich einer Stelle ſeines Walthers gedenken, wo es heißt

friundes lachen sol sîn âne missetât,
süeze als der âbentrôt, der kündet lûter mære.

Aus dem alten Göttingen her waren ſeinem unfehlbaren Gedächtniß noch ganze Stücke der Vorträge einiger Profeſſoren gegenwärtig, die er in Stimme nnd Gebärde vortrefflich nachzuahmen wuſte, wie ſeiner Laune eine Auswahl koſtbarer, auch wenn

ſie ſich wiederholten, immer friſch bleibender Anecdoten zu Gebot ſtand. Für geſelligen Umgang gemacht und geſtimmt war er in mehrern Vereinen ein wolgelittener Praeſes. Allen ſeinen Freunden getreu und redlich wuſte er gegen ſie von keinem Rückhalt und theilte gern und gradaus ſein Wiſſen mit. An Beifall karg trat er, wo ihm etwas überhaupt mißfiel, in Nebendingen ſpitz lobend oder tadelnd hervor, ſo daß man dadurch weder verdroſſen noch befriedigt werden konnte, ſein volles Zuſtimmen wog deſto ſchwerer. Von Eigenſinn war er nicht frei, durch keine Vorſtellung konnte ich ihn bewegen das ſeine Ausgaben der Nibelungen verunſtaltende Brechen der Langzeilen aufzugeben: es lehrt nichts was man nicht ſchon von ſelbſt fühlte, und wer möchte im Hexameter die Caeſur ſichtbar hervorheben? Seine Schüler, die ſich in ihn fanden und die er mochte, werden ſeiner liebreichen Lehre unvergeſſen ſein. Daß er unverheiratet geblieben war, wurde in ſeiner letzten ſchweren Krankheit wehmütig empfunden, wo ihn keine weichen, ſanften Hände einer liebenden Frau pflegen konnten, nicht einmal ſeine Freunde ihm nahen durften, außer dem von Leipzig herüber gefahrnen Moriz Haupt, der Nacht und Tag ſeiner bis ans Ende wartete. Erſt, ſolange das Uebel nichts ſchien als ein Podagra, das öfter gekommen und gegangen war, hatte man geringe Sorge, ich erlaubte mir ſogar damals in unſern Monatsberichten [1851, S. 99—102] von dem Podagra mythiſch zu handeln, ihn damit, wenn ers läſe, ein wenig zu erheitern. Als aber die Seuche ſich in ihrer ganzen Feindesgeſtalt erzeigte, ward allgemeine ſchmerzliche Theilnahme in der Stadt um ihn, und nachdem er mutig eine Fußabnahme ausgehalten hatte, Bewunderung rege. Was konnte alles helfen?

Der Glückliche. Im letzten Jahr, das er lebte, war ſein neues Teſtament vollendet und die Pracht ſeines Lucrezes aufgegangen, die dritte Ausgabe der Nibelungen bis zum Titelblatt fertig gedruckt. Auch Lucilius lag ausgearbeitet und kann in einigen Wochen die Preſſe verlaſſen. Für den Druck bereit

ſteht eine Sammlung der älteſten Minneſänger mit den ſchönſten Textreinigungen. Ein Otfried, wie ich höre, in Gemeinſchaft mit Haupt war vorbedacht und man hätte nicht lange zu warten gebraucht, ſo giengs ihm von ſtatten. Den Titurel hatte er wol ſchon geraume Zeit fahren laſſen, den unternommenen Morolt nicht weit geführt. Noch manches andere Willkommne und Wünſchenswerthe würde er zu Tage gefördert haben, nichts, bin ich des Glaubens, was ſeinen Wolfram und Lucrez in Geſchmack und Zierde überholt hätte, ſeines Ruhmes höchſte Staffel iſt von ihm erklommen worden.*) Er war zum Herausgeber geboren, ſeines gleichen hat Deutſchland in dieſem Jahrhundert noch nicht geſehn. Den Jubiläen, die das Alter unſerer Gelehrten mit Langerweile bedrohen, iſt er noch großentheils entronnen. Den ſchlichten prunkloſen Mann mit blondem Haar im blauen Oberrock werden wir lange an unſrer Tafel miſſen, wie ſchonend, wenn es hätte ſein ſollen, wäre auch der Krückenträger an ihr gehegt und gehütet worden, der ſich dann hätte angewöhnen müſſen ſtill zu ſitzen, nicht hinter allen Stühlen herum zu wandeln.

*) Merkwürdig hierzu ſtimmt eine Aeußerung Lachmanns in einem ſeiner letzten Briefe an Lehrs. Bei den Anm. zu Lucrez ſei es ihm geweſen wie bei denen zu Iwein, er ſei fertig und wiſſe nichts weiter zu geben.

Rede auf Wilhelm Grimm.

1860. *)

Ich soll hier vom Bruder reden, den nun schon ein halbes Jahr lang meine Augen nicht mehr erblicken, der doch Nachts im Traum, ohne alle Ahnung seines Abscheidens, immer noch neben mir ist. Ihm zum Andenken niedergelegt sei denn ein Gebund Erinnerungen, die sich aber, wie man in diesem Kreise erwarten wird, fast nur auf seine wissenschaftliche Thätigkeit erstrecken. Seine sonstigen Lebensbegegnisse hat er selbst schon einmal anderswo erzählt.

Unter Sippen und Blutsverwandten dauert ja die lebendigste, vollste Kunde und ihnen stehn von Natur geheime Zugänge offen, die sich den andern schließen. Nicht allein leibliche Eigenheiten und Züge haben sich einzelnen Gliedern eines Geschlechts eingeprägt und zucken in wunderbarer Mischung nach, sondern dasselbe thut auch die geistige Besonderheit, daß man oft darüber staunt; da hält ein Kind den Kopf oder dreht die Achsel genau wie es Vater oder Großvater gethan hatte und aus seiner Kehle erschallen bestimmte Laute mit derselben Modulation, die Jenen geläufig war; die leisesten Anlagen, Fähigkeiten und Eindrücke der Seele warum sollten nicht auch sie sich wiederholen? Menschlicher Freiheit geschieht dadurch kein Eintrag, denn neben solchen Einstimmungen und Aehnlichkeiten entfaltet sich zugleich auch die entschiedenste Selbständigkeit jedes Einzelnen, weder dem Leib noch dem Geiste nach sind sich je, so lange die Welt besteht, zwei Menschen vollkommen einander

*) Gehalten in der Königl. Academie der Wissenschaften zu Berlin, 5. Juli 1860.

Digitized by Google

gleich gewesen, nur neben, mitten der die Regel bildenden menschlichen Individualität brechen strichweise wie aus dem Hintergrund jene Ausnahmen vor, die das Band unsrer Abstammung nicht verleugnen und ihm Rechnung tragen.

Mir erscheint nun, daß dieser edle, die Menschheit festigende und bestätigende Hintergrund seine gröste Kraft hat zwischen Geschwistern, stärker sogar als zwischen Eltern und Kindern. Geschlechter haben sich zu Stämmen, Stämme zu Völkern erhoben nicht sowol dadurch, daß auf den Vater Söhne und Enkel in unabsehbarer Reihe folgten, als dadurch daß Brüder und Bruderskinder auf der Seite fest zu dem Stamm hielten. Nicht die Descendenten, erst die Collateralen sind es, die einen Stamm gründen, nicht auf Sohnschaft sowol als auf Brüderschaft beruht ein Volk in seiner Breite. Ich laufe Gefahr mich in eine politische Anwendung zu verlieren und will lieber den einfachen Grund angeben warum Brüder sich besser verstehen und erkennen als Vater und Sohn. Eltern und Kinder leben nur ein halbes Leben miteinander, Geschwister ein ganzes. Der Sohn hat seines Vaters Kindheit und Jugend nie gesehen, der Vater nicht mehr seinen Sohn als reifen Mann und Greis erlebt. Eltern und Kinder sind sich also nicht volle Zeitgenossen, das Leben der Eltern sinkt vornen in die Vergangenheit, das der Kinder steht hinten in die Zukunft; aber Geschwister, wenn ihr Lebensfaden nicht zu früh abgeschnitten wurde, haben zusammen als Kinder gespielt, gehandelt als Männer und nebeneinander gesessen bis ins Alter. Niemand weiß folglich bessern Bescheid zu geben als vom Bruder der Bruder und diesem natürlichen Verhalt hinzu tritt noch ein sittlicher. Der Vater vom Sohne redend wird sich seiner Gewalt über ihn stets bewust bleiben, der Sohn Zeugniß vom Vater ablegend der gewohnten Ehrfurcht nie vergessen. Geschwister aber stehen untereinander, ihrer wechselseitigen Liebe zum Trotz, frei und unabhängig, so daß ihr Urtheil kein Blatt vor den Mund nimmt. Und dazu nun die leibliche Geschwisterähnlichkeit, also insgeheim auch die geistige, dem Vater gleicht

der Sohn nur mehr oder weniger als halb, weil er auch Mutterzüge in sich aufnimmt, hingegen Brüder theilen sich in des Vaters und der Mutter Gesicht und besitzen von jedem irgend etwas; laßt Brüder sich in der Kindheit noch so unähnlich erscheinen, im Alter wenn ihre Wangen einfallen, gleichen sie einander durch die Bank.

Von acht unsrer Eltern Söhnen war ich der zweite, Wilhelm der dritte, beide nur Ein Jahr im Alter unterschieden, gleich gekleidet und stets zusammen rückend, zum vierten Bruder hin war ein größerer Abstand, und wenn ich seiner gedenke, trübt sich die Seele mir, daß er sein ganzes Leben hindurch alleinstehend mehr auf sich selbst angewiesen war. Auch der fünfte und sechste hielten nah zu einander, der siebente und achte waren, wie der erste Bruder noch als kleine Kinder dem Tode verfallen, so daß ich nun obenan stand. Man hört wol sagen, daß in gesegneter Ehe die älteren Kinder mehr dem Vater, die jüngeren mehr der Mutter nachschlagen, sowie daß unter den Söhnen der erste minderbegabt sei als der zweite, diesen aber der dritte übertreffe, wie auch in Kindermärchen der dritte hervorgehoben wird; haben solche Wahrnehmungen irgend Grund, so stehn ihnen sicher zahllose Ausnahmen entgegen.

Wilhelm, ein blühender, froher Knabe hatte die Kinderjahre ohne Gefahr durchlaufen und alle Krankheiten waren an ihm vorübergegangen, während mich Masern und Blattern hart ergriffen und meinem Gesicht eine Fülle Narben eindrückten, deren Spur lange nicht schwinden wollte, er blieb unversehrt davon. Als wir vollwachsen waren, ragte er daumenbreit über mich hinaus. An des Jünglings Gesundheit begann aber, wie am rothwangigen Apfel, innerst ein Wurm zu nagen, dessen Sitz die Aerzte jahrelang nicht konnten ausfindig machen, bald war dem Siechenden sein Athem beklommen, daß er nur mühsame Schritte that, bald das Herz beschwert: es fieng plötzlich heftiger zu klopfen an und ließ nicht nach bis durch einen harten Schlag, wie man einen Kasten zuwirft, das Gleichgewicht der Pulse her-

geſtellt wurde. Dieſe ſteten, in der friſcheſten Lebenszeit ſich erneuernden Aengſte und Drohungen eines Uebels, das er nie vollends überwand, obſchon die Gefahr nach Stufen zurückwich, muſten auf ſeine ganze Gemütsart und Empfindungsweiſe einen tiefen Eindruck hinterlaſſen. Den einzelnen Anfällen war jedesmal Abſpannung, dann wolthätige Erholung gefolgt, der Kopf zum Glück immer ganz frei geblieben und von da aus ſenkte ſich bald auch neuer Mut in die abgemattete Bruſt. Unmittelbar in der Schwächung des Leibs fühlte ſich ſein Geiſt gekräftigt und früher als gewöhnlich reifend, Geduld und Gleichmut fachten ſeine Lebenshoffnung unausgeſetzt an, gaben ſeinen Gedanken Schwung und flößten ihm Feinheit des Nachſinnens, Tact der Beobachtungen ein. Was er damals dachte oder niederſchrieb, würde er auch ſpäter noch ebenſo gedacht und geſchrieben haben, ſeiner Ausbildung war aller Sprung benommen und ein förderndes Ebenmaß verliehen. Um dieſe Zeit las er nicht allein zur Schonung und Erheiterung, ſondern aus innerem Trieb unſere großen Dichter und war gleich entſchieden Göthen zugewandt, während ich, der weniger anhaltend im Zuſammenhang leſen konnte, erſt mehr von Schiller eingenommen, nach und nach auch von jenem ergriffen wurde. Dann aber tröſtete und ergetzte ihn ein uns beiden wie von ſelbſt aufgegangnes, durch keinen Unterricht gehobnes Zeichentalent: in Tuſch und Sepia, mit Pinſel oder Rabenfeder pflegten wir Figuren und Bäume ſauber nachzubilden, welche Neigung uns noch bis ins erſte Univerſitätsjahr begleitete, hernach muſte ſie zurückſtehen. Ihm aber hat die günſtig erworbene Fertigkeit, worin er es weiter gebracht hatte als ich, ſpäterhin Dienſte geleiſtet, da ihn alte wichtige Handſchriften zur Durchzeichnung ihrer Züge und Bilder reizten, deren Inhalt dann auch vorgenommen und von ihm veröffentlicht wurde.

So nahm uns denn in den langſam ſchleichenden Schuljahren Ein Bett auf und Ein Stübchen, da ſaßen wir an einem und demſelben Tiſch arbeitend, hernach in der Studentenzeit

ſtanden zwei Bette und zwei Tiſche in derſelben Stube, im ſpäteren Leben noch immer zwei Arbeitstiſche in dem nemlichen Zimmer, endlich bis zuletzt in zwei Zimmern nebeneinander, immer unter einem Dach in gänzlicher unangefochten und ungeſtört beibehaltener Gemeinſchaft unſrer Habe und Bücher, mit Ausnahme weniger, die jedem gleich zur Hand liegen muſten und darum doppelt gekauft wurden. Auch unſere letzten Bette, hat es allen Anſchein, werden wieder dicht nebeneinander gemacht ſein; erwäge man, ob wir zuſammengehören und ob von ihm redend ich es vermeiden kann meiner dabei zu erwähnen.

Auf der Univerſität hatten wir, einer wie der andere dasſelbe Studium ergriffen, das der Rechtswiſſenſchaft, durch nichts zu ihr hingezogen, als weil der Vater ſchon, der ſelbſt Juriſt war, es ſo gemeint oder angeordnet hatte, oder weil für die frühe verwittwete Mutter auf dieſer Laufbahn ihrer älteſten Söhne am ſchnellſten eine Stütze hervorgehn ſollte. Bricht einmal die altverlebte Eintheilung alles Wiſſens in vier Facultäten zuſammen, deren jede in ihrem Schlepp die verſchiedenartigſten Gegenſtände des Lebens und Lernens gefaltet mit ſich trägt; dann wird auch Jünglingen der gerade Weg zu dem, was ſie mit deutlichem Trieb von frühauf anziehn und einmal erfüllen ſoll, unverbaut ſein, zur Seite liegen bleiben dürfen was die Vorbereitung auf ein verwickeltes, oft zweideutiges und fruchtloſes Examen von ihnen fordert, und dann kann das rechte Loſungswort für ihr eigentliches Talent deſto leichter ausgeſprochen werden. Keinem von uns beiden, die wir mit Ernſt und Eifer ſtudierten, hat die erworbne Rechtskenntnis hernach zu irgend einer Stellung im Lande verholfen; den Gedanken mich einem gelehrten Betrieb des römiſchen Rechts zu widmen muſte ich fahren laſſen und durch Einführung des Code Napoleon in Heſſen war uns ohnedem alle Freude an der Wiſſenſchaft benommen, der Gewinn des mühſam Erlernten hingeſchwunden. Für Wilhelm ſogar ſpurlos, ich wenigſtens habe aus freien Stücken mich noch in der Folgezeit mit dem altdeutſchen Recht

näher befaßt. Die Universität aber war uns, als freiere Fortsetzung der Schule, nur zu einem allgemeinen Bildungsmittel geworden.

Wir hatten eine lange schon genährte Neigung ausbildend unser Ziel auf Erforschung der einheimischen Sprache und Dichtkunst gestellt, welchen man doch die lebhafteste Anziehungskraft für junge Gemüter beilegen muß. Die Denkmäler und Ueberreste unserer Vorzeit rücken einem unbefangenen Sinn näher als alle ausländischen, scheinen unleugbar größere Sicherheit der Erkenntnis anzubieten und in alle Beziehungen des Vaterlandes einzugreifen. Der Mensch würde sich selbst geringschätzen, wenn er das was seine Ureltern nicht in eitlem, vorübergehendem Drang, vielmehr nach bewährter Sitte lange Zeiten hindurch hervorgebracht haben verachten wollte. Auf die kräftige Speise und auf alle Leckerbissen der classischen Literatur mundet auch die einfachere derbe Hausmannskost. Gerade daß uns so viel Zerbröckeltes, Unvollendetes und lückenhaft Aufbewahrtes vor Augen geführt wird, regt die Einbildungskraft an und Bruchstücke flößen uns ein Mitleiden ein, das sie zu betrachten und zu ergänzen auffordert. Offenen Blicken konnte sich nicht bergen, daß hier ein frisches fast unbebautes Feld vorliege, dem günstige Erträge abzugewinnen seien. Was in den letztverflossenen hundert Jahren dafür unternommen worden war erwies sich als ohnmächtig; darunter ragten Bodmers Bemühungen als das Bedeutendste vor, ohne daß sie Nachfolge, geschweige Fortschritte aufgerufen hätten. Lessings Geist ahnte den Werth unserer alten Dichtung, war aber nicht auf das Beste und Vorzüglichste, sondern auf Stücke erst des zweiten oder dritten Rangs gefallen. Klopstocks verschrobne Kunde von unserm Alterthum konnte keine Wirkung erzeugen, gründlich und mehr als man öffentlich davon gehört hat, war Vossens Bestreben, nur daß es unter vielen andern Arbeiten nicht in die Höhe wachsen konnte, bloß in seinem Werke von der Zeitmessung blicken deutliche Kennzeichen dessen durch, was er zunächst vorgenommen hatte. Göthe und

Schiller zeigten der altdeutschen Poesie sich eher abgeneigt als förderlich und erst die neueren romantischen Dichter begannen sie nachdrücklich zu empfehlen.

Es war uns, mir erst nach anderweit eingelenkten schweren Versuchen zuletzt gelungen wieder zusammen an der nemlichen Bibliothek eine Stellung zu finden, die unsere Pläne und Vorsätze begünstigte. Nun galt es stille, ruhige Arbeit und Sammlung, die sich Jahre lang nur selbst genügen konnten und unser Wissen langsam, doch unablässig gedeihen ließen. Es waren die glücklichsten Jahre unseres Lebens, in solcher Ruhe, wenn ich hier die Worte eines alten Dichters gebrauchen darf, ergrünte unser Herz wie auf einer Aue. Von allen Seiten her, nach allen Seiten hin war gesammelt und geforscht worden, endlich erwachte auch das Verlangen einiges von unsern Ergebnissen vorzulegen und mitzutheilen.

In einem und demselben Jahre traten wir zuerst, jedweder besonders mit sehr verschiedenen Büchern auf, welchen doch beiden deutliche Gunst widerfuhr. Ich suchte darzuthun, daß was man als Minnesang und Meistersang zu unterscheiden pflegte, gerade in einer ihnen gemeinsamen wesentlichen Form dasselbe sein müsse, ihre Abweichung nur als Herabsinken einer Kraft in Unkraft anzusehn sei, wie alte Gebräuche überall absterben und verkümmern, so daß doch immer noch bedeutende Aehnlichkeiten davon zurückbleiben. Die gewonnene Ansicht erkenne ich fortwährend als die richtige und zu erster Entscheidung scheinen mir auch die damals beigebrachten Gründe ausgereicht zu haben; der Gegenstand trug alle Fähigkeit in sich späterhin aus reicherem Material glänzender und ohne das, was die erste Behandlung überwucherte, entfaltet zu werden. Bedeutenderen Eindruck machte aber Wilhelms Uebersetzung der dänischen Kämpeviser, wobei es auch schon an einleuchtenden Untersuchungen über die deutsche Heldensage nicht gebrach. Sicher ist nichts schwerer als epische Lieder, deren naiver Ausdruck verschmolzen ist mit ihrem ganzen innern Gehalt, in eine andere, wenn schon verwandte

Sprache zu übertragen, strenggenommen scheint es fast unmöglich, ihre Ausdrucksweise bietet selbst einheimischen Kennern genug Dunkelheiten dar, wie sollte nicht ein Ausländer an vielen Stellen straucheln? Es war doch daran gelegen, einmal das volle Gefühl des Tons und der Weise, die in diesen Liedern anschlagen, zu empfangen; hat nicht Vossens Homer, soweit er im Einzelnen hinter dem allzeit unerreichbaren Original zurückbleiben muß, dennoch dessen Geist und lebendigen Athem erfaßt und nachgebildet, dadurch die Einsicht epischer Poesie unter uns allen tiefer aufgethan? Ich entsinne mich, daß damals Niebuhr, dem die dänischen Dichtungen geläufig waren, die gelungne Färbung dieser Verdeutschung rühmte, und ganz vor Kurzem erst ist mir ein Urtheil kund geworden, das Hebel darüber gefällt hat und ich mich hier vorzutragen nicht enthalte. Welche Freude würde es meinem Bruder bereitet haben, wenn die Worte dieses gefeierten, mit dem Volkston des Liedes vertrautesten Dichters jemals noch zu seinem Ohr gedrungen wären. 'Wenn dir', schreibt Hebel einem Freunde, 'in der Poesie wie in der Natur frischer lebendiger Morgenhauch, gekühlt über den Wassern und in den Bergen und gewürzt im Tannenwald besser behagt als die drückende Schwüle oder gar der Anhauch aus einem Blasebalg, so lies Grimms altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen'. Wilhelms Buch hat, was verwundern könnte, keine zweite Auflage erfahren, die bald darauf gefolgte neue Ausgabe der Originale hätte zu zahlreichen Veränderungen und Verbesserungen führen müssen, und die unterdessen aufgestiegene Bekanntschaft mit unserm heimischen Epos erleichterte auch das Verständnis der dänischen sowie der oft noch schönern entsprechenden schwedischen Urtexte selbst, es bedurfte keiner wörtlichen, eben dadurch erschwerten Nachhülfe weiter.

Nichts natürlicher als daß nach diesen Erstlingen wir nun auch eine Zeitlang uns zu neuen Hervorbringungen einigten. Sogar hatten wir die Kühnheit für das damals noch in den ersten Stoppeln liegende Feld und ein der allgemeinen Theil-

nahme fernabstehendes Fach eine Zeitschrift zu beginnen, die es nur zu drei schwachen Bänden brachte und nachdem sie mit manchen Uebelständen gerungen hatte, heute wenig oder nichts von bleibendem Werthe darbietet, wer an uns selbst und unsern Fortschritten näheren Theil nimmt, mag etwan einzelnen Aufsätzen schon den spitzenden Keim dessen ansehn, was in der Folge besser hervortrat und höher wachsen konnte. Er wird mitten darunter einigen fast noch rohen oder wilden grammatischen Ansichten begegnen, die ich hernach zu erziehen oder zu zähmen mich befliß, ohne daß ich sie zu verleugnen brauche. Klar vor Augen liegen in dieser Zeitschrift die Grundrisse einer ihm später überaus gelungenen Arbeit meines Bruders, ich meine sein Buch über die deutsche Heldensage und stehe gar nicht an es als das Hauptwerk seines Lebens zu bezeichnen. Es ist darin so vieles genau und fein angesponnen und gewoben, daß wenn auch manche Fäden anders aufgezogen und eingeschlagen sein könnten, doch fast überall Wohlgefallen und Befriedigung aus dieser Arbeit entspringen. Ihm war unvergönnt eine neue, dritte Umarbeitung, zu welcher er unabläßig nachsammelte, fertig zu hinterlassen und andere Hände dürfen sich kaum darin mischen. Kurz vor den altdeutschen Wäldern war auch eine gemeinschaftliche Ausgabe des Hildebrandliedes erschienen, die erste überhaupt als Lied auffassende, was vorher nur als Prosa galt, nachdem ich im Jahr 1810 die leichte Entdeckung der darin wie im Wessobrunner Gebet verborgnen Alliterationen gemacht hatte. Dies Lied lag eben auf dem Weg zu einer bald erfolgenden Ausgabe der Edda, von welcher es, aus mehr als einem Grunde, beim ersten Bande geblieben ist. Offenbar hatten wir zu hoch gegriffen und uns zugetraut, daß die Wahrnehmung und Entfaltung überraschender Bezüge, die das nordische mit unserm Alterthum hat, Schritt halten könne mit Besiegung zahlloser Schwierigkeiten, die der alte Text herbeiführt und wozu es langer über Rasks isländische Grammatik hinausreichender Bekanntschaft mit den Geheimnissen der altnordischen Sprache bedurfte. Gleichwol gereichte die mutig

angesetzte Arbeit selbst, mir wenigstens, zur Befestigung meiner Studien in diesem wichtigen Theil unserer Sprachkunde.

Mit größerem Behagen schaue ich zurück auf die begonnene seitdem nicht wieder ausgesetzte Sammlung deutscher Märchen und Sagen, die ich nachher noch zu besprechen mir erlaube.

Nach diesen gemeinschaftlichen, mit aller Lust gepflognen Arbeiten trat aber eine Wendung ein, die nun wieder getrennte und von einander abweichende Schritte forderte. Daß Jeder seine Eigenthümlichkeit wahren und walten lassen sollte, hatte sich immer von selbst verstanden, wir glaubten solche Besonderheiten würden sich zusammenfügen und ein Ganzes bilden können. Schon beim Hildebrandlied, noch mehr bei der Edda, lernte ich einsehen, daß unserm besten Willen und Wissen dabei auch erhebliche Schwierigkeiten entgegentraten. Offen, wie ich war, und geneigt Meinungen aufzustecken oder zu bestreiten, schien es mir daß vor dem Publicum eine Ansicht, von wem auch sie ausgegangen, überwiegen oder weichen müsse, er aber gerechter und schonender gesinnt, nicht ohne stärkeres Selbstgefühl auf dem Behaupteten beharrend, wollte lieber, daß nebeneinander und dem Leser zur Wahl hingestellt würde, was zwischen den Herausgebern unvermittelt bliebe. Als nun im Fortgang unserer Studien ich zu rechter Zeit den guten Griff einer deutschen Grammatik gethan hatte, die damals gleich einer Nothwendigkeit in dem ganzen Fach erschien, von welcher alle Gunst ausgieng oder abhieng, die mir, also auch ihm fernerhin zu Theil wurde, war ich auf einmal gegen ihn in Vortheil gestellt, und ein Abstand unserer Naturen worüber wir allmälich erst uns klar geworden sind, fieng an sich geltender zu machen. Von Kindesbeinen an hatte ich etwas von eisernem Fleiße in mir, den ihm schon seine geschwächte Gesundheit verbot, seine Arbeiten waren durchschlungen von Silberblicken, die mir nicht zustanden. Seine ganze Art war weniger gestellt auf Erfinden als auf ruhiges, sicheres in sich Ausbilden. Alles, soviel in den Gang seiner eignen Forschungen einschlug, beobachtete er reinlich und strebte

es zu bestätigen; das Uebrige blieb ihm zur Seite. Fünde sind jedoch bedingt dadurch daß nahe und fern gesucht werde, häufig ohne Vorherbestimmung der Stelle, wo sie zu heben stehen, ein ganzer Stoff will gleichsam als neutral bewältigt sein, aus dem dann die Ergebnisse tauchen. Kühnen und Wagenden steht ungesehen das Glück bei, plötzlich ist etwas gerathen; Wilhelm mochte nicht auf Gerathewol ausgehen. Ich weiß, den Ulfilas, Otfried, Notker und andere Hauptquellen vom ersten bis zum letzten Buchstaben genau zu lesen hat er nie unternommen noch vollführt, wie ich es oft that und immer wiederthue, niemals ohne zu entdecken. Ihm genügte Stellen aufzuschlagen, die er im besondern Fall zu vergleichen hatte. An der grammatischen Regel lag ihm jedesmal nur so weit, als sie in seine vorhabende Untersuchung zu gehören schien und dann suchte er sie fest zu halten. Wie hätte er darauf ausgehen wollen, die Regeln selbst zu finden, zu überbieten und zu erhöhen? Ihm gewährte Freude und Beruhigung sich in der Arbeit gehen, umschauend von ihr erheitern zu lassen, meine Freude und Heiterkeit bestand eben in der Arbeit selbst. Wie manchen Abend bis in die späte Nacht habe ich in seliger Einsamkeit über den Büchern zugebracht, die ihm in froher Gesellschaft, wo ihn Jedermann gern sah und seiner anmutigen Erzählungsgabe lauschte, vergiengen; auch Musik zu hören machte ihm große, mir nur eingeschränkte Lust.

In solcher gemächlichen Ausführung seiner Vorhaben, wie anhaltende gleichmäßige Schritte dennoch weit reichen, ist von ihm Rühmenswerthes begonnen und vollendet worden. Er las sich Texte aus in Handschriften die ihm in aller Nähe vorlagen und die er durch genommene Abzeichnung oder Facsimile schon lieb gewonnen hatte, um durch sorgsame Behandlung ihre Herausgabe vorzubereiten. Er pflegte und besserte mit redlicher Einsicht so genau er nur vermochte. Gieng auch seinen Emendationen das Glänzende und Schlagende der von Lachmann ab, das Gefügige, Geschmeidige der von Haupt, so empfahlen sich doch seine Ausgaben einzelner Gedichte sämmtlich durch die vor-

hin gerühmten Eigenschaften. Ich bewundere seine schöne Ergänzung des Grafen Rudolf, wie sie der zierlich eingerichtete Druck anschaulichst vor Augen legt. Conrads von Würzburg, eines in vielem mit Ovid vergleichbaren Dichters, Darstellung und Sprache beschäftigten ihn lange, wie seine Ausgabe des Schwanritters, der Schmiede und Silvesters bezeugen; kein anderes Gedicht hatte er öfter und aufmerksamer gelesen als den trojanischen Krieg, dessen vollständige Bekanntmachung er noch erlebte. Mit dem Rolandslied und allen Gestaltungen des Rosengarten, so viel er ihrer habhaft werden konnte war er höchst vertraut und ein neugewonnenes Bruchstück des letzteren sollte eben noch mitgetheilt werden, als ihn der Tod überraschte. Unter allen Gedichten am meisten war es Freidank, den er nach vielen Handschriften bearbeitete und dessen zweite fertig gearbeitete Ausgabe sich jetzt unter der Presse befindet. Hätte er doch auch die dafür unternommene Vergleichung deutscher Sprichwörter zum Abschluß bringen können, manches in den Anmerkungen Mitgetheilte macht das Verlangen rege. Außerdem zeugen noch einzelne im Schoße unsrer Akademie vorgetragene Abhandlungen über Athis, althochdeutsche Glossen und Gespräche seine stets in diesem Fach bewährte Thätigkeit. Was am wenigsten bekannt ist, überaus werthvolle und langathmige Sammlungen zur mittelhochdeutschen Sprache, aus welchen ich mich oft Raths bei ihm erholte, sind mit feiner Feder in Exemplare des Ziemannischen Wörterbuches eingetragen, schon vor Beginn des von Benecke angefangenen Werks und davon unabhängig, obgleich theilweise dadurch überflüssig gemacht. Dabei hatte er aller Handgriffe, die für Ausgaben alter Dichtwerke befolgt und geläufig werden müssen sich bemächtigt, namentlich alle metrischen Regeln, die um diese Zeit erhoben und auf die Spitze gebracht wurden, üben und beobachten gelernt, angelegentlicher als solche grammaticale Gesetze die auf Textbestimmung noch keinen Einfluß gewonnen hatten. Hierin schloß er sich zunächst an Lachmann an, der eigentlich auch nicht grammatisch gestimmt, aber

metrisch gerüstet und bewehrt bis an die Zähne war und seiner scharfsinnigen Lehre alsobald gelungene Anwendungen folgen ließ. Nicht zu geschweigen ist endlich einer schon der früheren Zeit heimfallenden bedeutsamen Schrift Wilhelms über deutsche Runen, wozu ihn ganz zufällig die Ausgrabung eines sehr zweifelhafte Schriftzüge enthaltenden Steins in Hessen veranlaßt hatte. Mit sichtbarem Erfolg dringt er in den Ursprung und die Verbreitung der Runen überhaupt ein und erläutert die auf vielen Tafeln mitgetheilten Zeichen in befriedigender Zusammenstellung zumal der gothischen, angelsächsischen, altnordischen und, wie sie heißen markomannischen. Doch gebricht eine weiter reichende Vergleichung und Erwägung slavischer, griechischer oder phönicischer Alphabete, welche er auch später nachzuholen keine Aufforderung in sich selbst fand, weshalb reichlich nachgesammelte angelsächsische und nordische Runen unverarbeitet liegen geblieben sind.

In diesem allem oder doch dem Meisten stehen sich Vorneigung und Talent bei ihm und mir einander gegenüber und ich werde nicht selten im Nachtheil erscheinen. Meine Eigenheit ist eine andere. Herauszugeben liegt mir bloß dann nah, wenn etwas Seltnes und Wichtiges in meine Hand fällt oder ein Text in unmittelbarem Bezug auf eine Hauptuntersuchung liegt. Critische Ausgaben zu bereiten macht mir, ich gestehe es, eben kein Vergnügen, ich bin froh daß es Andere thun und nütze ihre Leistungen. Wolframs Wilhelm hat man erst recht gelesen, seit er von Lachmann geheilt und aufgestellt worden war, und ich verkenne nicht die von ihm und seiner Schule auch vielen andern Gedichten geleisteten Dienste, wiewol mir vorkommt, daß auch die metrische Wissenschaft eben so leicht Gefahr läuft in das Unsichere zu schweifen, als man es halsbrechenden etymologischen Künsten vorzuwerfen pflegt. Mein Spruch lautet 'besser gelernt als gelehrt' und ich fühle es, daß meiner Grammatik das practische lehrhafte Element entgeht, räume aber ein, Ausgaben zu machen, zu wiederholen und zu bessern sei ein

viel näheres Bedürfniß als das die Wörter und Formen zu erſchließen.

Sollte nicht was ſich hier beiſpielsweiſe an einem Brüderpaar erzeigt, höhere Anwendung auf den Betrieb der Wiſſenſchaften insgemein leiden? Kommt nicht in ihrem großen Gebiet derſelbe Unterſchied zweier Richtungen, deren jede für ſich Reiz und Glanz hat, zum Vorſchein? Denn zuerſt entſproſſen ſind alle Wiſſenſchaften aus einem Bedarf, der nach ſeiner Stillung und Befriedigung immer weiter führende Verlangen erzeugte. Die Medicin, wie ſchon ihr Name gibt, gieng hervor aus der unmittelbaren Nothwendigkeit zu heilen und darum die Kräfte der Pflanzen und Steine zu erkunden, die Chirurgie aus einer Nothwendigkeit Hand zu legen an den Verband der Wunden und Knochenbrüche. Es hatte unendlichen Werth ſolcher Heilkräfte zu gewahren und im Beſitz ſolcher Geſchicklichkeit des Verbindens ſich zu befinden. Aus jener Kräuterkunde iſt allmälich Botanik, aus jener Beſchäftigung mit Erde und Geſtein Chemie und Geognoſie entſprungen, aus der Einſicht in alle innere Theile des Leibs und in den Knochenbau die vergleichende Anatomie, von welcher die Aerzte und Wundärzte noch nicht die Ahnung hatten. Dieſe Wiſſenſchaften ſind alſo über die anfängliche, wenn auch fortwährend unerläßliche Anwendung hinausgeſchritten in ein endloſes, kein nahes Ziel, ſondern das Fernſte in die Augen faſſendes Beſtreben. Wir erlernen eine benachbarte Sprache oder eine erloſchene der Vorzeit, um ſie dergeſtalt zu verſtehen und zu üben, daß wir uns in ihrem Umfang frei zu bewegen und alles was darin verfaßt wurde zu erkennen vermögen, eine Menge Regeln ſind zu dieſen Zwecken aufgeſtellt, geprüft, geläutert und beobachtet worden. Sie leiten getroſt zur Lehre aber auch zur Heilung und Berichtigung der durch Länge der Zeit entſtellten, von Zuſatz oder Auslaſſung verderbten ſchriftlichen Denkmäler. Abgewandt den Blick von ſo weitgreifenden, dennoch, wenn man den Ausdruck dulden will, wieder engeren Zwecken offenbart ſich eine gewiſſe Unzulänglichkeit der bisherigen Anſtalten für eine

neu vordringende, auf kaum geebneten Pfaden rüstig aufstrebende Forschung. Auch das Wiederaufrichten unserer alten deutschen und die bessere Ergründung selbst unserer heutigen Sprache wird von Gewicht für die nothwendig gewordene Aufnahme aller und jeder bisher vernachlässigten europäischen Zungen in den Kreis vielfacher Studien, wofür die sanscritischen Sprachen den entscheidendsten Ausschlag gegeben haben. Eine vergleichende Grammatik ist geschaffen und erblüht, deren Ergebnisse sich auch, wie nicht ausbleiben kann, rückwärts zu den classischen Sprachen wenden. Die classische Philologie, ihrer festgegründeten Herrschaft und ihres heilbringenden Einflusses sich bewust, wird, ohne das Geringste aufzugeben, freudig anerkennen, daß sich neue Schichten des Wissens gebildet haben, deren unabhängige Erfolge nicht zu hindern sind; wie sollte dem Arzte der Chemiker oder Botaniker ein Dorn im Auge sein? Ich bin fern davon meine in so großartigen Bestrebungen der heutigen Sprachforschung klein erscheinenden Studien irgend hervortreten zu lassen, ich wollte bloß in Bezug auf meinen Bruder ihre Richtung bezeichnen. Wilhelm hatte wenig Geschick fremde Sprachen zu erlernen, ich glaube er wäre ein sehr guter Arzt geworden, ich ein schlechter, zur Noth ein leidlicher Botaniker.

Bisher sprach ich von den Unterschieden zwischen uns Brüdern, was ich hinzuzufügen habe sind lauter Einklänge.

Wir haben noch zuletzt gegen unseres Lebens Neige ein Werk von unermeßlichem Umfang auf die Schultern genommen, besser, daß es früher geschehen wäre, doch waren lange Vorbereitungen und Zurüstungen unvermeidlich; nun hängt dieses deutsche Wörterbuch über mir allein. Ein doppeltes Ziel schwebte uns vor. Die heutige Spracherklärung hatte, wo nicht aller, doch der meisten Vortheile theilhaftig zu werden, die aus erhöhter Forschung hervorgegangen sind. Dann aber sollten reiche Anführungen alle einzelnen Wörter beleben und bestätigen; es kam darauf an selbst gleiche oder ganz ähnliche Beispiele zu häufen, wie sie die Gangbarkeit des Ausdrucks, die sparsam bei-

gebrachten deſſen Seltenheit bezeugen muſten. Dann aber unterließen wir jede Beſchränkung auf den heutigen Sprachſtand und trugen auch die Wörter der vergangenen uns zunächſt ſtehenden Jahrhunderte ein. Der heutigen Sprache iſt faſt Jeder mächtig, ohne daß er viel nachſchlage, ſeitdem aber angefangen iſt die Schriften der vier letzten Jahrhunderte zu ſammeln und neu herauszugeben, wie hätte ein dafür nothwendiges Hülfsmittel gebrechen dürfen? Alle Leſer werden die ſchöne Ausführlichkeit loben, die mein Bruder den einzelnen Wortbedeutungen gab und gern die oft ungleiche Behandlung der Ableitungen oder Wurzeln dulden, ohne daß hiermit ein Tadel des einen oder des andern Verfahrens ausgeſprochen ſein ſoll. Mag ſeit des treuen Mitarbeiters Abgang die Ausſicht auf Vollendung des Werks durch deſſen Urheber ſelbſt noch zweifelhafter geworden ſein, als ſie menſchlichen Vorausſetzungen nach gleich anfangs war, ſo tröſtet mich die begründete Hoffnung daß jemehr mir noch ſelbſt auszuarbeiten gelingt, die ganze Einrichtung, Art und Weiſe des Unternehmens feſt ermittelt ſein und auch bewährten Nachfolgern erreichbar bleiben werde. Wol iſt die aufgewandte Mühe anſtrengend, doch macht die Aufeinanderfolge der verſchiedenſten Wörter daß im ſteten Wechſel der Geſichtspunct erfriſcht erſcheint.

Tragen wir einen Dank davon für alle Mühe und Sorge der uns ſelbſt zu überdauern vermag, ſo iſt es der für die Sammlung der Märchen, die nicht nur eine unverwüſtliche Nahrung für die Jugend und jeden unbefangenen Leſer darbieten, ſondern auch, wie die durchdringende Einſicht gelehrt hat, einen großen und der Forſchung unentbehrlichen Schatz des Alterthums in ſich bewahren. Dieſer Wünſchelruthenzweig fiel uns glücklich in die Hand und ſeit wir damit in den Boden geſchlagen haben, iſt allerorten ein reicher Hort der Sage und Ueberliefrung an Tag gekommen. Umliegende Völker haben ſich beeifert zu ſammeln, am ergiebigſten iſt der Grund geweſen bei ſolchen, die für roh und ungebildet gelten, denen man alle Literatur ab-

ſtritt. Gerade weil ihnen unſere Bildung und Verbildung mangelt, dauern ihnen, gleichſam zum Erſatz von uralter Zeit bis auf heute und in unverkümmerter und naturgemäßer Darſtellung dieſe ewig jungen Märchen fort. Sie ſind alle nichts Erdachtes, Erfundenes, ſondern des älteſten Volksglaubens ein Niederſchlag und unverſiegende Quelle der eigentlichen lauterſten Mythen. Was iſt Mythologie? Nach verjährter Anſicht verſteht man darunter nichts als griechiſchen Götterglauben, immer und ewig nichts als den Glauben der Griechen, wie ihn zahlloſe Bildwerke griechiſcher Kunſt verherrlichen und veranſchaulichen, höchſtens daß von außen ſich auch noch römiſche Mythen, am Gipfel ägyptiſche oder orientaliſche anfügen, überall bildet Griechenthum die Mittelpuncte der Forſchung, gleich als ob auch griechiſche Poeſie, deren hohe Schönheit wir alle anerkennen, das Daſein anderer Sprachen tilge und aufhebe. Der Fülle unſchuldiger, barbariſcher Sage, wenn ſie erſt einmal vollauf wird gekannt ſein, bleibt es vorbehalten, ein anderes, weiteres Feld daneben zu eröffnen. Nicht ſollen die griechiſchen Götter geſtürzt werden zum andernmal, ſondern fortwohnen in ihren heiteren Hallen, nur muß die Anſicht weichen, als ſei erſt von Griechenland aus oder vom Morgenland her Glaube und Wiſſen unter alle Völker gedrungen. Der Vorbereitungswege können gar manche gedacht werden, und erſt neulich iſt mit vollem Fug auf einen buddhiſtiſchen Einfluß gewieſen worden; Zuſammenhänge mit Spuren der Rath ſind an mehr als einer Stelle ſichtbar — ich halte feſt an einſichtbarem Vollgeheimniß — die für Sprache wie Sage müſſen ſtattgefunden haben, und der Hauptgründe einen lehren mich meine Forſchungen über die Thierfabel, die wir unter Littauern, Eſten, Finnen, Lappen und allen tiefen Slaven ſo reich entfaltet ſehn, daß an Entlehnung aus dem unter dieſem Geſichtspunct magern Aeſop ferner gar nicht zu denken iſt, ſo weit er ſich verbreitet haben könne. Statt daß die Miſſionare früherhin immer die heilige Schrift zur Grundlage wählten, um für die Sprache der Heiden Sammlungen zu

veranstalten, wird wie schon Beispiele darthun, Erzählung von Märchen ein natürliches, lebhaftes Element darreichen, um sich anschaulicher an die Eigenheit aller Volksmundarten zu schmiegen und damit geschieht durch die Sagensammlung der Aufnahme des Sprachstoffs ein unberechenbarer Vorschub.

Auch mein Bruder hat aus der Thiersage großes Vergnügen geschöpft und einzelne, noch aus späterem Meistergesang gewonnene Stücke mit aller Umsicht erklärt. Von allen unsern Büchern lag ihm die Märchensammlung zunächst am Herzen und er verlor sie nicht aus den Augen. Nachdem wir die beiden ersten Auflagen mit gleichem Eifer gehegt und besorgt hatten, muste ich, seit mich die Grammatik immer dichter umstrickte, die Ausstattung der Märchen großentheils ihm überlassen und anziehende Abhandlungen über sie von seiner Hand wurden später angefügt. Sie sind mit sanfter Feder abgefaßt und halten sich scheu zurück vor den ihm noch unverlässigen Ansichten die ich im Reinhart und in der Mythologie ausgesprochen hatte und die ich, wenn mir das Leben fristet, in einer Schrift über Märchen und Thierfabel nochmals aufzunehmen beabsichtige. So oft aber ich nunmehr das Märchenbuch zur Hand nehme, rührt und bewegt es mich, denn auf allen Blättern steht vor mir sein Bild und ich erkenne seine waltende Spur. —

Gehalten wurde diese Rede in der Akademie der Wissenschaften am 5. Juli 1860. Wie fast immer wenn er öffentlich zu sprechen hatte begann Jacob Grimm mit etwas heiserer, oft unterbrochener Stimme, bis er allmälich in Fluß kam. Er war der Letzte der in jener Sitzung sprach und die Zeit vorgerückt als er begann. Viele werden sich seines Anblicks noch erinnern, wie er die beschriebnen Blätter gegen das Fenster gewandt hielt um besseres Licht zu erhaschen und wie der Schein der Dämmrung auf sein weißes Haar fiel.

Wilhelms Krankheit und Tod kamen unerwartet. Er war im Herbſt 1859 von einer kleinen Reiſe auffallend friſch und rüſtig zurückgekehrt. Der Anfang ſeines Leidens erſchien als etwas Unbedeutendes. Ganz plötzlich trat die Gefahr ein, ein Carbunkel entwickelte ſich auf dem Rücken, der nicht weichen wollte. Zuletzt glaubten wir dennoch das Uebel ſei überwunden. 'Gottlob', ſagte mein Vater, in ſeinem Bette ſitzend, 'ich hatte wirklich gedacht die Sache nähme ein ſchlimmes Ende, und ich habe noch ſo viel zu thun'. Dann ließ er ſich ein Paquet Papiere geben das die neue Ausgabe des Freidank enthielt, deren Druck gerade beginnen ſollte. Auch eine neue Auflage der Märchen wurde in jenen Tagen fertig und die zum Verſchenken beſtimmten Exemplare von ihm ausgetheilt. Daß er aber noch ehe die Krankheit eintrat ein Gefühl gehabt, er werde den Winter vielleicht nicht überleben, zeigten ſpäter aufgefundne Anordnungen für den Druck dieſer Freidankausgabe, nach denen dann auch verfahren worden iſt.

In Einer Nacht war alles entſchieden, heftiges Fieber trat ein, am Morgen des 16. December ſtarb er. Er war nicht bei klarer Beſinnung. Jacob der neben ſeinem Kopfkiſſen auf einem niedrigen Seſſel ſaß und faſt ſeine Athemzüge zählte, erkannte er, hielt ſeinen Anblick aber für ein Bild und ſagte wie ähnlich es ſei. Er ſprach viel zuletzt und hier trat das Seltſame ein, daß dicht vor ſeinem Tode die wirren Gedanken durch ein plötzlich eintretendes geheimwirkendes Geſetz geordnet klaren Inhalt erhielten. In wohlgefügten, ruhig entwickelten Sätzen ſprach er über ſich, was er gewollt und gethan, gieng von dem Vergangnen auf die Gegenwart über, beurtheilte die politiſche Lage der Dinge in der ihm immer eignen beruhigenden, hoffnungsreichen Anſchauung und ſchloß ſo einfach und natürlich ab, daß hätte man nicht den im heftigſten Fieber Liegenden vor Augen gehabt und empfunden wie der Tod eben zugreifen wollte, ein ſolches Auseinanderlegen der Gedanken auf den Beſitz geſundarbeitender Geiſteskräfte hätte ſchließen laſſen.

Die Zeitungen brachten romantiſch klingende Berichte über den Zuſtand Jacobs nach dem Tode ſeines Bruders. Verzweifelnd ſollte er in den verlaſſenen Stuben umherirren und nach ihm

ſuchen. Nichts davon iſt wahr. Er nahm das Ereignis ganz ruhig auf, obgleich er es am wenigſten erwartet hatte. Als ich ihn gegen Morgen der letzten Nacht weckte, trat ich in ſeine dunkle Schlafſtube und hörte ihn ruhig athmen. 'Ach Gott', ſagte er dann, 'ich dachte es würde nun alles gut gehn'. Nachdem der Vater geſtorben war, gieng er oft in deſſen Arbeitsſtube wo er lag und betrachtete ihn genau. Beim Begräbnis ſchritt er zwiſchen meinem Bruder und mir die ſanfte Anhöhe des Kirchhofes im ſcharfen Winde über den kniſternden Schnee kräftig hinan. Auch das wird denen unvergeſſen bleiben die damals am Grabe ſtanden, wie er zuletzt mit ſeinen feinen Fingern nach einer Scholle ſuchte, um ſie in die Grube zu werfen. In ſeinem Weſen war keine Veränderung zu gewahren. Er nahm die gewohnten Arbeiten ſogleich wieder auf und hat ſie bis zu ſeinem Ende in der alten Weiſe fortgeführt.

Dieſe Ruhe bei einem ſo ſchweren Verluſte, die es ihm auch möglich machte öffentlich darüber zu reden, entſprang ſicherlich dem Gefühl daß die Trennung doch nur eine Hand voll Jahre dauern werde. Wie leidenſchaftlich ihn in früheren Zeiten der Gedanke bewegte Wilhelm könne vor ihm ſterben, leſe ich in einem Briefe an Lachmann, mit dem er von 1820 bis 1840 ununterbrochen Briefe gewechſelt hat, und zwar ſchüttete er keinem Andern ſo ſein Herz aus. Auch mein Vater ſtand in Correſpondenz mit Lachmann, alle dieſe Blätter ſammt deſſen Antworten liegen mir vor, nur aus denen Jacobs aber ſpricht dieſer Ton rückhaltsloſer Hingebung, der durch den Abſtich um ſo ergreifender klingt.

'Wie lange ſchon, lieber Lachmann', ſchreibt er am 21. Februar 1831 von Göttingen, 'habe ich nach einem freien Tag oder doch einer recht ruhigen Stunde geſtrebt, um auf Ihren tröſtlichen Brief vom 28. Dec. zu antworten und was uns widerfahren zu berichten. An dem Tag wo der hieſige in allem Betracht widerwärtige Aufruhr zu Ende gieng, legte ſich Wilhelm, der ſich wahrſcheinlich auf der letzten Nachtwache in der bedrohten Bibliothek ſtark erkältet hatte, nieder. Die erſten Tage flößten noch keine Beſorgnis ein, wir hielten es für das von Zeit zu Zeit bei ihm einkehrende Catarrhalfieber; allein mit einmal erfolgte Huſten und

Blutauswurf, ein gefährliches Zeichen der Lungenentzündung, sein Leben schwebte in augenscheinlicher Gefahr. Der Himmel erhörte aber unser Flehen und ließ Besserung eintreten, seitdem hat er sich stufenweise, doch sehr langsam erholt und ist jetzt noch nicht wieder zu seinen Kräften gelangt. Mit welcher Herzensangst ich an jenen schweren Tagen an seinem Tische, an seinen Sachen gesessen habe, wie mich alles rührte was ich ansah, seine Bücher, seine Schrift, die Ordnung und Reinlichkeit worin alles war und der Gedanke daß alles das mit einem einzigen Schritt verloren sein könnte und mein eignes Leben in beständiger Trauer und Sehnsucht nach ihm verfließen müste; das kann ich nicht beschreiben. Ich kann nur sagen, daß ich Gott heiß gebeten habe und ihm heiß gedankt für seine an uns erwiesene Gnade. Nach solchen Tagen athmet man, wie nach einem schweren Wetter, wieder frisch gestärkt und muthig auf und ist auch bereit, anderes Unglück, das einem doch nicht so nah an das eigne Dasein greift, muthig zu tragen'. — Was er hier sagt wird theilweise in der Vorrede zu einem neuen damals der Vollendung entgegenschreitenden Theile der Grammatik wiederholt, der Wilhelm zugeeignet ist. Er spricht darin aus wie er alle seine Bücher eigentlich nur für ihn geschrieben zu haben glaube, da kein Anderer sie so rein aufnehme. Die Zueignungen ihrer Bücher enthalten für beide eine Geschichte ihrer Verbindungen: fast kein Einziger von den Freunden ist übergangen worden.

Ihr Leben bis zu der Epoche wo sie von Cassel nach Göttingen zogen, haben beide in den für Justi verfaßten Biographien erzählt. Was ich hier zu geben versuche, ist nur ein Ueberblick ihrer letzten Jahre, als Uebergang zu Jacobs Rede über das Alter, dessen Lob er gewis nicht so schön geschrieben haben würde, wären es nicht die eignen Erfahrungen gewesen, die er aussprach.

Jacob nannte die in Cassel verlebten ersten Jahre die glücklichsten seines Lebens. Die in Göttingen gebotene Stellung war in jeder Beziehung eine ehrenvolle Genugthuung für das was ihnen ein längeres Bleiben in der Heimat unmöglich gemacht hatte; vermissen dagegen musten sie die freie Arbeitszeit, die ihnen dort in reicherem Maße zu Statten kam. Gegen drei Arbeits-

ſtunden auf der Caſſeler Bibliothek, von denen die meiſten obendrein ihnen ſelbſt gehörten, trat in Göttingen das Doppelte ein. Es wurde ihnen ſchwer ſich einzugewöhnen, die Briefe an Lachmann ſprechen dies oft aus, und ſo kam es daß, nachdem ſie von Göttingen fortgetrieben an die alte Stätte zurückgekehrt waren, das völlig ungeſtörte, ganz den Arbeiten gewidmete Leben, bei all dem Traurigen wodurch es herbeigeführt war und das es mit ſich brachte, im Grunde wohlthat. Was am ſchmerzlichſten dabei hervortrat war daß ſie von nun an bei ihren alten Caſſeler Freunden zwiſchen denen die auf ihre Seite traten und den andern die ſich offen oder verſteckt von ihnen loslöſten eine Scheidung eintreten laſſen muſten. Manche verloren ſie in dieſer Zeit, andere dagegen traten friſch ein, und es datieren von da an die Verhältniſſe, an denen zumeiſt bis in die letzten Tage feſtgehalten ward; die enge Verbindung mit Dahlmann und Gervinus, obgleich längſt beſtehend, nahm jetzt erſt die Form an die von da an unverbrüchlich beſtehen blieb. Aus dieſer Zeit, ſchon nachdem der erſte Eindruck überwunden war und die Brüder, die nicht gleichzeitig Göttingen verließen, ſich wieder vereinigt und feſt eingerichtet hatten, laſſe ich Theile eines Briefes an Lachmann eintreten.

Caſſel, 12. Mai 1840.

Die Sonne, die ſeit drei Wochen unabläſſig geleuchtet und den ſchönſten Frühling, deſſen mir in meinem Leben gedenkt, hervorgebracht hatte, iſt ſeit geſtern wieder hinter den Wolken und alſobald kehrt die Kühle ſchon zurück. Doch Ihr Brief thut mir wie Sonnenwärme, und ich bin froh daß Sie uns noch gut ſind, in meinem Herzen iſt die alte Liebe und Freundſchaft. Es hatten mich zwar ein paar Dinge geſchmerzt oder verdroſſen, aber es waren keine Hauptſachen; am wehſten that mir ein manchmal aufſteigendes Gefühl, als wollten Sie ſich mehr und mehr von uns zurückziehen und nähmen nicht den vorigen Antheil an unſern Begebniſſen und Arbeiten. Es iſt ja natürlich, daß wir jetzt verletzlicher ſind und von zarterer Haut. Wären Sie vorigen Herbſt länger verweilt und allein gekommen, ohne einen Reiſegefährten,

ſo hätte ſich vermuthlich ſchon damals alles aufgeklärt. Ueber unſre Sache habe ich Ihnen wahrlich nie etwas vorzuwerfen gehabt, Ihre Urtheile waren allzeit offen ehrlich heraus und enthielten ſo viel Einſtimmiges in dem was mir dabei weſentlich erſcheint, daß mir daran genügt; daß Sie alles auf einmal gutheißen könnten, war weder nöthig noch zu erwarten. Aber Zurückhaltung und neben gewis herzlich gemeinter Theilnahme, Ablehnung jedes eigentlichen Urtheils, wie ich ſie von — erfahren, verletzte mich; er äußerte ſich immer nicht anders, als giengen ihm zur Einſicht in die Begebenheit die nöthigen Data ab, während doch über dieſe Begebenheit vor aller Welt ſo zureichende, zweifelloſe Data liegen, daß ich nicht begreife wie Jemand ſeinen Ausſpruch über ſie verhängen und bergen will, und noch irgend eine andere hiſtoriſche Wahrheit beurtheilen mag. Unſern Schritt habe ich noch keinen Augenblick bereut und wenn ich an Göttingen denke, preiſe ich Gott, daß er mich von da, wo es jetzt unausſtehlich iſt weggebracht hat. Ich beſtehe noch immer gut die Probe, wenn ich mich frage, was wol ein Grieche oder Römer in unſerer Lage gethan haben würde oder nicht? Die Handlung iſt mir zur Zeit des Ereigniſſes viel unbedeutender vorgekommen, aber natürlich und recht, ich glaube auch, daß den Menſchen und ganzen Völkern nichts anders frommt, als gerecht und tapfer zu ſein; das iſt das Fundament der wahren Politik. Ob eine Frucht oder welche Frucht daraus hervorkommen ſoll, das liegt in Gottes lenkender Hand, es giebt auch Bäume die nach Kräften aufwachſen ohne alle Frucht, und nur in dem Laub grünen und ſchatten. Dem Gedanken kann ich aber auch nicht wehren, und er macht mich deſto demütiger. daß wir vielleicht einen Funken hergegeben haben, ohne den ſich ein Feuer des Widerſtandes nicht angefacht hatte, das für unſer ganzes Vaterland ein Segen wird. Denn die Zukunft unſers Volkes beruht auf einem Gemeingefühl unſrer Ehre und Freiheit. —

— Der Welt bin ich nicht feind und hänge heiß an allem Vaterländiſchen. Doch ich fühle nach der Göttinger Periode wieder in die hieſige Caſſeler Zurückgezogenheit verſetzt, eigentlich mich behaglicher, und hätten wir Proteſtanten die Sitte des klöſterlichen

Lebens ohne andern Mönchsdienſt, ſo brächte ich darin gern vor dem Andrang der Leute meine übrigen Tage, die ſich leicht umſpannen laſſen, geborgen zu. Es iſt ſo meine Natur, daß ich aus Umgang und Lehre immer weniger gelernt habe als durch mich ſelbſt. Den Geſellſchaften abgeneigter hat mich auch das gemacht, daß faſt alle Geſpräche auf unſre öffentliche Angelegenheiten mit unendlichen Wiederholungen führen, was mir faſt das Peinlichſte an der Sache iſt. Wie taugte ich nun gar in das Geräuſch von Berlin? — — Ich vermöchte dort weder für mich noch für andre etwas auszurichten, das nicht an jedem andern Ort erfreulicher vor ſich gienge. Der Himmel helfe und verleihe, daß Preußen einmal das übrige Deutſchland belebe und anfeuere, nicht hemme'. Kurze Zeit nachdem dieſe Zeilen geſchrieben worden waren erfolgte die Berufung nach Berlin und ward angenommen.

Unter Jacobs Papieren fand ich das an Savigny gerichtete Schreiben, in welchem die ablehnende Antwort auf den im Jahre 16 nach Bonn erfolgten Ruf begründet wird. Freilich war ihr Gehalt in Caſſel ein ſehr geringer und wenig Ausſicht daß es ſich je über das Mittelmäßige erheben werde, 'allein', ſo ſchreibt er, 'ich geſtehe daß mich dieſer ganze Punct wenig beſtimmen könnte, an Geld iſt mir bei gern eingeſchränkten Bedürfniſſen eigentlich wenig gelegen und ich ſehe voraus und vertraue daß ich doch mein Lebelang ehrlich ausreichen werde'. Sie würden auch 1840 nicht nach Berlin gegangen ſein, hätten ihnen ihre Verhältniſſe irgend die Wahl gelaſſen. Wilhelm war 1809 dort geweſen zum Beſuch bei Achim von Arnim; die Stadt hatte ihm ſoſehr misfallen, daß als nicht lange nachher Savigny von Landshut dorthin berufen wurde und hingieng, er dieſen wahrhaft bedauerte. Seitdem war vieles dort anders geworden, immer aber erweckte die Verwirrung der fernabliegenden großen Stadt Scheu und Beſorgnis man werde dort fremd bleiben, Jena oder Leipzig, am liebſten Marburg hätten viel näher gelegen: ſie wären gern in Heſſen geblieben, in dem Lande das vielleicht am reinſten in Deutſchland von ſeinen Bewohnern geliebt wird. Dennoch, unbeſchadet dieſer Anhänglichkeit die niemals ſich minderte, nachdem einmal Berlin gewählt und betreten worden war, iſt jene frühere böſe Meinung

ins Gegentheil umgeſchlagen, denn es gewährte Stille, Behaglichkeit und Hülfsmittel in höherem Grade noch als das Caſſel der erſten Zeiten. Beide Brüder waren ſehr gern in Berlin, mein Vater beſonders ſetzte oft Fremden gegenüber die Vorzüge des Berliner Lebens ins hellſte Licht. Unabhängig, Herren ihrer ganzen Zeit, ohne jede geſellſchaftliche Verpflichtung lebten ſie ſich völlig ein, und da im Vergleich zu den früheren Jahren die Geſundheit beider im Ganzen ſich gebeſſert hatte, blieb wenig zu wünſchen übrig.

Ueber zwanzig Jahre dauerte ihre Thätigkeit in Berlin. Reiſen nahmen nur geringe Zeit fort, längere Unterbrechungen waren für Jacob eine Reiſe nach Italien und der Aufenthalt in Frankfurt als er 1848 ins Parlament gewählt worden war. In der Univerſität hielten ſie nur einige Jahre hindurch Vorleſungen, bei den Sitzungen der Akademie der Wiſſenſchaften aber fehlten ſie äußerſt ſelten. Jacob las dort oft und hatte Freude daran die gedruckten Abhandlungen zu verſchenken. Es war ſeine Abſicht ſie geſammelt herauszugeben, er ſchob es aber immer hinaus weil er ſie vorher umarbeiten wollte. Dazu kam es niemals. Seine Werke ſtanden alle dicht um ihn herum, ſo daß er ſie bequem von ſeinem Sitze ergreifen konnte. Das für ihn, wie für Wilhelm, mit breitem Rande gedruckte Exemplar des Wörterbuches lag in einzelnen Bogen zu einem dicken Stoße aufgeſchichtet neben ſeinem Schreibtiſche, und die Ränder ſind auf vielen Seiten ſchwarz von nachträglichen Einzeichnungen, ebenſo die der Grammatik. Nach Wilhelms Tode nahm Jacob deſſen Handexemplare in ſeine Nähe. Alle dieſe Bücher, Gegenſtände der Ehrfurcht für uns ſeit langen Jahren, ſtehen nun verwaiſt da und es erwartet ſie ein ungewiſſes Schickſal. Denn wem wird all dieſe Mühe einmal zu Gute kommen? Es fand ſich unter Jacobs Papieren eine in früheren Jahren aufgeſetzte Beſtimmung, daß nach ſeinem Tode ſeine Excerpte verbrannt werden ſollten. Allerdings ſind dieſe meiſtentheils derart daß ſie keiner nach ihm würde brauchen können. Seine Bücher, meint er, könnten wohl noch einmal benutzt werden.

Seine Bücher liebte er, das Wort iſt nicht zu ſtark, mit Zärtlichkeit. Die gemeinſchaftliche Bibliothek ſtand unter ſeiner

beſondern Obhut. Er ließ die Werke nach eigner Angabe verſchiedenartig einbinden und konnte es bis zu einem gewiſſen Luxus darin treiben. Die gute oder beſſere Meinung die er von dem Werthe eines Buches hegte, deutete er durch mehr oder weniger koſtbaren Einband an. Bei kleineren Gelegenheitsſchriften ließ er das zu überreichende Exemplar gern in dunkelrothen Sammt binden. Der nach dem Tode meines Vaters gedruckte Freidank erhielt den theuerſten Einband der herzuſtellen war. Es hat etwas Natürliches, daß er, der ſo lange Jahre Bibliothekar geweſen war, nun ſeine Bibliothek als eine Art Perſönlichkeit betrachtete. Mit Wohlgefallen gieng er oft die aufgeſtellten Reihen entlang, nahm auch wohl dieſen oder jenen Band heraus, beſah ihn, ſchlug ihn auf und ſtellte ihn wieder an ſeinen Ort. Es machte ihm Freude aufzuſpringen und das Buch ſelbſt zu geben wenn man es bei ihm ſuchte und nicht gleich finden konnte. Nach meines Vaters Tode, als er deſſen Stube mit zur Bibliothek einrichtete, ordnete er die Bücher nach einem neuen Plan und beſorgte die Umſtellung ganz allein. Er konnte im Dunkeln jedes Buch ergreifen ohne Irrthum. Er verlieh nicht gern weil er in die Bücher zu ſchreiben und Zettel hineinzulegen pflegte. Viele tragen auf dem letzten leeren Blatt ein doppelt angelegtes Inhaltsverzeichnis, eins von Jacobs, eins von Wilhelms Hand. Ich finde daß er in einem Briefe an Lachmann einmal ſcherzweiſe von der ſpätern Auction der Bibliothek redet, wie die Leute da ſich wundern würden ſo koſtbare Bücher wie die große prächtige Ausgabe der Nibelungen bei ihnen zu finden; er hat auch mir einmal davon geredet, wie nach ſeinem und meines Vaters Tode die Bücher zerſtreut werden würden und ſo der Plan nach dem ſie ſie geſammelt Niemanden als ihnen bewuſt geweſen wäre, allein wenn ihm bei ſolchen Gelegenheiten widerſprochen ward ließ er das gelten. Mehrfach haben meine Geſchwiſter und ich ihm verſichert es würden die Bücher nicht auseinandergeriſſen und verſteigert werden, und noch in den letzten Stunden, als ſeine Augen zeigten daß er verſtand was man ſagte, und als wir uns bemühten auszuſprechen was ihn erfreuen und beruhigen könnte, wurde ihm die Verſicherung gegeben, daß die Bibliothek in würdiger Weiſe erhalten bleiben würde. Vielleicht

daß ſie auf einer Univerſität ihren Platz findet, wo ſie Nutzen bringt und an ihre Urheber fördernd erinnert.

Bei meinem Vater hätte die Sorge nähergelegen, hohe Jahre möchten ihn an ſeiner Friſche und Arbeitskraft einbüßen laſſen. Er hatte der Zeit nicht ſo gut widerſtanden. Während er früher die Abende gern in Geſellſchaft verbrachte, muſte darin ein allmäliger Rückgang eintreten. Zuerſt wurde das Ausgehn Abends aufgegeben, in der Folge die ſehr rege Geſelligkeit im eigenen Hauſe beſchränkt. Es war keine Entbehrung, aber eine Aenderung. Bei Jacob war das nicht der Fall, von Jugend auf mehr zurückgezogen durſte er ſich gleicher bleiben in ſeinen Gewohnheiten. Er arbeitete den ganzen Tag über, ließ ſich aber nicht ungern unterbrechen. Beſuche nahm er ſtets an. Die politiſchen Dinge verfolgte er mit Aufmerkſamkeit. Wenn die Zeitung kam legte er oft ſogleich die Feder nieder und las ſie genau durch. Seine Stimmung war eine gleichmäßig heitere. Man konnte ihm leicht eine Freude machen. Beide Brüder liebten Blumen am Fenſter zu haben und pflegten ſie mit Sorgfalt. Mein Vater liebte die Primeln beſonders, die ihre Blätter in ſymmetriſcher Zierlichkeit entfalten und ununterbrochen blühn, Jacob hatte eine Vorliebe für Goldlack und Heliotrop. Auch auf dem Arbeitstiſch, der überdies mit allerlei Andenken, beſonders Steinen beſetzt war, hatte er gern ein paar Blumen in einem Glaſe ſtehn. Dieſe Kleinigkeiten, obgleich ſie zuletzt viel Raum einnahmen, ließen ſie beide gern vermehren und wuſten das neu Hinzukommende immer noch unterzubringen. Jacob hatte in den letzten Jahren großes Vergnügen an kleinen photographiſchen Portraits. Es kam bald eine ziemliche Anzahl davon zuſammen und wir verſäumten keine Gelegenheit ſie zu vermehren. Was irgend Neues bei ihm einlief brachte er gern herüber und zeigte es, ſelbſt Bücher in Sprachen die uns unbekannt waren, aus denen er zuweilen vorlas und ſeinen Spaß daran hatte daß kein Menſch die Dinge verſtand. Er las gern vor, nicht lange Sachen ihrer Schönheit wegen, ſondern allerlei Ueberraſchendes was Niemand erwartete. Er ſprach fließend franzöſiſch, und als die japaneſiſchen Geſandten bei ihrer Anweſenheit ihm einen Beſuch machten, redete er ſie holländiſch an. Am ſchönſten und ergreifendſten klangen ſeine Worte wenn er an Geburts-

tagen im eignen Hauſe oder bei Freunden oder bei ähnlichen Gelegenheiten einen Toaſt ausbrachte, immer kam etwas Unerwartetes, Freude und oft Rührung Erregendes zum Vorſchein, das den Accent reiner Herzlichkeit trug.

Mein Vater bedurfte der Ruhe zu ſeinen Arbeiten, eine Unterbrechung ſtörte ihn, alles hatte bei ihm ſeine Zeit, wie er auch nicht gern plötzliche Entſchlüße faßte. Jacob, der wenn er eine Reiſe vor hatte oft erſt den Tag vorher darauf kam, der alle ſeine Bücher gleich ſo niederſchrieb wie ſie gedruckt wurden ohne Concept und Umänderungen, war meiſtentheils ſofort bereit ſich unterbrechen zu laſſen. Zwiſchen der Arbeit über irgend etwas raſch Auskunft zu geben, eine Neuigkeit zu hören, oder von Fremden ſich über deren Arbeiten erzählen zu laſſen und dann gleich tief in die Dinge einzugehen, war ihm eine angenehme Auffriſchung. In der letzten Zeit genügten dieſe zufälligen Störungen nicht. Meine Mutter und Schweſter lockten ihn planmäßig von Zeit zu Zeit von ſeinem Schreibtiſche fort, denn er würde, hätte man ihn gewähren laſſen, den ganzen Tag durchgeſchrieben haben, und wenn es manchmal dennoch geſchah daß er zuviel that, ſo zeigten ſich denn doch die Gebrechen des Alters. Vielleicht daß er noch einige Jahre länger erhalten geblieben wäre wenn er weniger gearbeitet hätte.

In der letzten Zeiten waren ſeine Nächte nicht mehr ſo gut als früher. Er erwachte und konnte den Schlaf nicht wiederfinden. 'Wie ſchön ſind die langen Sommertage, worauf ſich Vögel und Menſchen freuen! Sie gemahnen an die Jugendzeit in der die Stunden Licht einſaugen und langſam verfließen; was davon noch übrig war wird vom Dunkel des Winters und des Alters ſchnell geſchluckt. Nun bin ich bald 78, und wenn ich ſchlaflos im Bette liege und wache, tröſtet mich die liebe Helle und flößt mir Gedanken ein und Erinnerungen. 3. Juni 1862. Jac. Grimm.' Dieſe Worte fanden ſich auf einen kleinen Zettel geſchrieben in ſeiner Brieftaſche. Er hatte eine Neigung zu den Sternen zu ſehn von Jugend auf. In einem Briefe an Lachmann aus den erſten zwanziger Jahren klagt er, daß ihm bei einem Umzug durch die veränderte Lage ſeines Zimmers nun der Blick auf das herliche

Siebengeſtirn genommen ſei. In ſeinem Alter wenn er nicht ſchlafen konnte ſtand er zuweilen auch auf und trat ans Fenſter um den Himmel zu betrachten.

Es ſchien als werde er noch manches Jahr ſo fortleben. Als im Frühling 1863 ſein Bruder Ludwig Grimm, Mahler und Profeſſor an der Akademie zu Caſſel ſtarb, ſagte er, 'nun bin ich nur noch ganz allein da', ohne den Gedanken aber als müſſe die Reihe ſo bald auch an ihn kommen. Er hatte, da er noch für die Umarbeitung der Abhandlung über das Alter ſammelte, Flourens' Buch sur la longévité zum Geſchenk erhalten, in welchem bewieſen wird, daß das gewöhnliche Alter des Menſchen hundert Jahre zu betragen habe. Er erklärte darauf ſcherzend, daß ſeine Abſicht ſei ſelbſt ſo alt zu werden. Daß er ſich zuweilen ein wenig niederlegte, oder vor ſeinem Tiſche ſitzend mit verſchränkten Armen den Kopf überſinken ließ, auf kurze Zeit nur, war mehr ein Zeichen natürlichen Ruhebedürfniſſes als abnehmender Kräfte, denn wenn es ihm darauf ankam arbeitete er ohne Unterbrechung. Er ahnte nicht, daß er ſo plötzlich für immer unterbrochen werden ſollte. Er hatte viel vor. Er wollte am Wörterbuche fortſchreiben, zu den Märchen ſollte eine Einleitung kommen, der folgende Band Weisthümer gedruckt und mit einer weitausgreifenden Einleitung verſehen werden. Ein Buch über deutſche Sitten und Gebräuche hatte er vor. Ein Buch über Oſſian lag in der Zukunft, dazu gewis noch Vieles wovon Niemand außer ihm wuſte. Das Letzte was er drucken ließ war eine Recenſion der Arbeit von Jonckbloet über Reinhard in den Göttinger Anzeigen; was er zunächſt geſchrieben hätte vielleicht eine Recenſion ebendahin über Göthes Briefwechſel mit Carl Auguſt: ich fand in ſeinem Tiſche einen friſchgefalteten Bogen mit der Ueberſchrift des Buches als erſten Anfang. Er wollte dafür den Briefwechſel Göthes mit Frau von Stein durchleſen und bat mich, wenn ich das Buch, wie meine Abſicht war, doch kaufen wollte, es gleich zu kaufen. Das Letzte was er geleſen hat waren die eingeſandten Bogen einer Sammlung griechiſcher Märchen, die er mit großem Intereſſe durchſah und Einiges daraus mit Bleiſtift bemerkte. Er las neuzugeſchickte Bücher meiſtens ſogleich und ſtets mit der Feder oder dem Blei-

ſtift in der Hand. Er hat unzählige kleine Zettel mit Citaten hinterlaſſen, die ſo entſtanden ſind.

Wie meinem Vater hatte auch ihm vor ſeiner letzten Krankheit eine kleine Herbſtreiſe beſonders wolgethan. Bald nach der Rückkehr befiel ihn in Folge von Erkältung eine Leberentzündung. Dieſe ſchien gehoben, auch waren die Tage gut, aber die Nächte unruhig. Tags las er oft ſtundenlang im Bette, Nachts trat jedoch Fieber ein. Er ſollte aufſtehen um Schlaf zu gewinnen, Sonnabend Nachmittag, als er zum zweitenmal den Verſuch machte, und neben meiner Schweſter am Fenſter ſaß, fühlte dieſe ihn zu ihr umſinken. Es war ein Schlagfluß der die rechte Seite betroffen hatte. Er verfiel in einen Zuſtand von Schlaftrunkenheit, das Bein konnte er bewegen in den Momenten wo er erwachte, den Arm weniger, die Zunge war gelähmt. Er taſtete oft mit der linken Hand an dem rechten Arme herum als wolle er fühlen wie es mit ihm ſtände. Das dauerte die Nacht hindurch. Sontag gegen Morgen kam er augenſcheinlich mehr zur Beſinnung, wandte die Augen nach uns Allen und nach Freunden, die mit uns um ihn waren, ſchien zu verſtehen was wir ihm ſagten und bewegte ſich viel. Einmal glaubten wir ihn ſchon verloren, als er eine Photographie Wilhelms die dalag, plötzlich ergriff, mit der geſunden Hand raſch und wie er zu thun pflegte dicht vor ſeine Augen führte, einige Momente betrachtete und dann auf die Decke legte. Sontag den 20. September zehn Uhr zwanzig Minuten Abends that er den letzten Athemzug. Sein letztes Bette iſt ihm, wie er vorausgeſagt, neben dem ſeines Bruders bereitet worden. —

Rede über das Alter.

1860.*)

Wer hat nicht Cicero de senectute geleſen? ſich nicht erhoben gefühlt durch alles, was hier zu des Alters Gunſten, gegen deſſen Verkennung oder Herabſetzung geſagt wird? Traun, es ſind lauter ernſte, männliche Gedanken, in gefüger Gliederung fortſchreitend und ſich entfaltend, von triftigen Beiſpielen und Bildern belebt, mit einer freien, Niemand aufgenöthigten Ausſicht auf die Fortdauer der Seele nach dem Leben ruhig geſchloſſen. Gleich die an die Spitze geſtellten enniſchen Verſe:

> O Tite, si quid ego adjnero curamve levasso,
> Quae nunc te coqnit et versat in pectore fixa,
> Ecquid erit praemi?**)

ſpreiten einen wohlthuenden, anhaltenden Schimmer über die ganze Schrift, welche fortan mit dieſen Anfangsworten „o Tite“ Jedem deutlich bezeichnet werden durfte, wie ſie Cicero auf ſeinen bewährten Freund Atticus, den er mit traulichem Vornamen anzureden pflegte, ſchlagend anwendet. Nur in dieſer Vorrede aber tritt er redend auf, das Buch ſelbſt iſt in einen Dialog zwiſchen Cato Major, Scipio und Laelius eingekleidet, wo jedoch, nachdem einige Reden gewechſelt ſind, der Erſtere

*) Gehalten in der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin am 26. Januar 1860.

**) Epist. ad Att. 16, 3 und 11. (Wenn ich, o Titus, dir etwas helfe oder Sorge erleichtere, Welche dich jetzt erhitzt und bewegt, im Herzen befeſtigt, Wäre ein Lohn dafür?)

bald allein das Wort führt, und deſto ſchärfer ausfallen muß der Eindruck hier geſprochner Lehren und Mahnungen, als ſie in eines der gröſten Römer Mund gelegt worden, der zur Zeit, wo Cicero ſein Buch niederſchrieb, bereits ein Jahrhundert in hohem Alter dahin geſchieden war, aber noch bei allen Menſchen im regſten, friſcheſten Andenken ſtand.

Vor Augen, gleichſam zu Vorbild hatte Cicero einen ähnlichen Dialog des Ariſto Chius, eines Schülers von Zeno, *περὶ γήρως**), der nicht auf die Nachwelt gekommen iſt, ſo daß ſich auch keine Vergleichung anſtellen läßt, wie viel oder wenig daraus geſchöpft worden ſein kann. Nur das zieht Cicero ſelbſt hervor, daß in der griechiſchen Schrift Tithonus als redend auftritt. Dieſer Tithonus war der Göttin Eos menſchlicher Gemahl, für den ſie ſich Unſterblichkeit zu erbitten unterlaſſen hatte, und den ſie, ſobald ſein Haar graue Spitzen zu zeigen begann, von ihrem Bette ausſchloß, mitleidig aber in eine Kammer ſperrte und bis an ſein Ende mit Ambroſia fütterte. Allen Griechen galt er für einen abgelebten, hülfloſen Greis, von dem ſich eher jammervolle Klagen über das verwünſchte Alter erwarten ließen, als eine ſittliche Schutzrede, wie ſie der hochaltrige, rüſtige Cato liefert. An die Stelle des mythiſchen Interlocutors einen angeſehenen, in der Geſchichte feſt wurzelnden Römer zu ſetzen, war offenbar eine glückliche Wahl.

Zuvorderſt hebt ſich nun die Frage nach dem Zeitpunct des eintretenden Alters, ſo wie nach den dadurch bedingten Abſchnitten oder Stufen des Menſchenlebens, und darüber begegnen bei den verſchiedenen Völkern abweichende Annahmen, obgleich ſie in den Hauptergebniſſen, eben weil dieſe die Natur ſelbſt feſtgeſetzt hat, dennoch wieder zuſammentreffen. Um meiner Unterſuchung Halt und einigen wiſſenſchaftlichen Werth zu verleihen, ſind in einem Anhang alle Wörter unſerer

*) Ueber das Greiſenalter.

und der verwandten Sprachen über die hier einſchlagenden Vorſtellungen jung und alt geſammelt und erörtert worden: es kann nicht fehlen, daß die geheimnißvolle Sprache nicht zugleich Aufſchlüſſe des Gedankengangs der Begriffe gewährte.

Wie ſchon der Begriff einer aus dem Kindesalter allmälich aufſteigenden Jugend und Mannbarkeit manigfach wechſelt, nicht anders ſchwankt auch die Beſtimmung des Mannes- und Greiſenalters. Da wir im Allgemeinen zwiſchen jung und alt ſcheiden, wird an ſich ſchon oft der bloße Gegenſatz von Jugend und Alter genügen, ungefähr wie bei den Jahreszeiten zwiſchen Sommer und Winter, wonach unſere Vorfahren den Verlauf der Zeit ausreichend berechneten. Nahe lag das unaufhaltſam vorſchreitende Alter gleich der Zeit an uns herantreten oder eintreten zu laſſen, der Winter ſteht vor der Thür, das Alter ſteht vor der Thür, auf der Schwelle, nach dem griechiſchen Ausdruck ἐπὶ οὐδῷ*). Sobald aber dieſe Stufen und Schwellen genauer angezeigt werden ſollen, ſtellt ſich eine Dreigliederung von Kind, Mann und Greis dar, wieder ähnlich der von Frühling, Sommer und Winter. Es iſt bekannt, daß in der Anſchauung vieler Völker ein Unterſchied dreier Jahreszeiten ausreichte, daß aber bei andern der Herbſt noch als beſondere Epoche dazwiſchen trat; beinahe wie ſich Kindheit, Jugend, Mannes- und Greiſenalter trennen. Wenn die Römer bereits mit dem funfzigſten Lebensjahre die senectus eintreten ließen, ſo ſind nur zwei Glieder, pueritia und juventus, ihr als vorausgehend gedacht, alſo im zweiten Gliede Jugend und Mannheit zuſammenrinnend, die Eintheilung in pueros, juniores und seniores erſchöpft alles. Werden aber vier Lebenseinſchnitte aufgeſtellt, ſo treten Jugend und Virilität von einander ab und die Jugend wird als ein der Kindheit näherer Zuſtand, Mannesalter als zum Greiſenalter neigend angeſehn, Jugend iſt volle Entfaltung der Blüte, Mannheit iſt fruchtbare

*) Auf der Schwelle.

Zeit der Ernte. *Επὶ γήραος οὐδῷ* (in limine senectutis)*) wird gewöhnlich vom Eintritt in das Greiſenalter, zuweilen auch ſchon von dem höchſten Ziel, von der Schwelle, die das Leben vom Tode ſcheidet, verſtanden. Das Greiſenalter gleicht den abnehmenden Wintertagen, an welchen die Sonnenſtrahlen ſchräge fallen, dann aber oft noch einen fernen Schein über den Himmel werfen, wie in unſerm Landſtrich wir beſonders an heiteren Novembertagen gewahren. Schwierig bleibt im Latein der Unterſchied zwiſchen adolescentia und juventus, den unſre Sprache vollends gar nicht erreicht; adolescens bezeichnet den Aufwachſenden, juvenis den Vollwüchſigen, doch iſt juvenis mehr als *ἔφηβος*, welches dem puber entſpricht, häufig fallen beide Ausdrücke adolescens und juvenis zuſammen. Wie Hippocrates insgemein die Perioden des Lebens nach der Siebenzahl ermißt, hat man, doch erſt ſpäterhin, auf das anſchaulichſte ſieben Stufen angeſetzt, deren drei erſte das aufſteigende Alter, die drei letzten das abſteigende darſtellen: die drei erſten ſind 1 infans, 2 puer, 3 adolescens, die drei letzten 5 vir, 6 senex, 7 silicernius, ſo daß den vierten Platz oder Gipfel des Lebens der juvenis, Jungmann behauptet.

Eine hiervon wieder unterſchiedne, bei uns Deutſchen aber ehemals verbreitete Faſſung nimmt zehn Stufen an. In meiner Eltern Stube hing ein kunſtloſes Bild davon an der Wand, das ſich meinem Gedächtniß unauslöſchlich einprägte: auf der erſten Stufe ſtand die Wiege, aus der nur der Kopf des Kindes hervorguckte. Die zweite Stufe betraten ein Knabe und ein Mädchen, einander an der Hand faſſend und ſich anlachend. Auf der dritten vorgebildet war ein Jüngling und eine Jungfrau, die ſich zwar Arm in Arm legen, Jedes aber vor ſich hinſchauen. Oben in der Mitte an vierter Stelle befinden ſich Jungmann und Jungfrau, d. i. Braut und Bräutigam, beide alleinſtehend, er mit dem Hut in der Hand vor ihr, ſie ſich ver-

*) Auf der Schwelle des Greiſenalters.

neigend. Auf der fünften Stufe ſteigen ab Mann und Frau, frei einander führend, auf der ſechſten alter Mann und alte Frau, ſich noch die Arme reichend, ſchon ein wenig gebückt, auf der ſiebenten endlich wieder unten Greis und Greiſin, jeder mit Stock und Krücke ſich fort helfend, und vor ihren Schritten öfnet ſich ein Grab. Die Nothwendigkeit des Stabs auf der letzten Stufe mahnt an den bekannten Ausſpruch, daß das Kind auf vier Beinen, der erwachſene Menſch auf zweien, der Greis auf dreien einhergehe. Mir zweifelt nicht, wollte ein großer Maler ein ſolches Bild reich auffaſſen und mit aller Lebensglut ausführen, es könnte eins der anmutigſten Kunſtwerke entſpringen. Statt der ſieben werden aber auch zehen Stufen oder Alter aufgeſtellt und in Worten folgendermaßen erklärt: 10 Jahr ein Kind, 20 Jahr ein Jüngling, 30 Jahr ein Mann, 40 Jahr ſtille ſtahn, 50 Jahr geht Alter an, 60 Jahr iſt wolgethan, 70 Jahr ein Greis, 80 Jahr ſchneeweiß, 90 Jahr der Kinder Spott, 100 Jahr gnad dir Got. Oder mit Abweichungen: 10 Jahr ein Kind, 20 ein Jüngling, 30 ein Man, 40 ſtillſtan, 50 wolgetan, 60 abgan, 70 dein Seel bewar, 80 der Welt Narr, 90 der Kinder Spot, 100 nun gnad dir Got. Oder auch 40 wolgetan, 50 ſtilleſtan, 60 abelan, 70 Greiſe, 80 aus der Weiſe, 90 der Leute Spot, 100 erbarm dich Got. Dieſe Reime ſind kaum über das 15. Jahrhundert hinauszurücken, was doch keineswegs ausſchließt, daß nicht auch früher ſchon ähnliche in Umlauf geweſen ſein ſollten. Mit dem Stillſtand im vierzigſten gegenüber dem dreißigſten Jahr ſcheint in der That die Schwebe zwiſchen Jünglings- und Mannesalter, ein Gipfel der Kraft gemeint und im funfzigſten hebt, wie bei den Römern, das Alter an, doch die letzte Faſſung verlegt das Stillſtehen erſt in das funfzigſte Jahr. Die unbeſtimmte, bald auf 40, bald auf 50 und 60 erſtreckte Bezeichnung 'iſt wolgethan' ſcheint ein ſchon genügendes, genugſames Lebensziel auszudrücken. Die drei letzten führen das römiſche silicernium, d. i. das dem Leichenmahl nahe ſtehende Greiſenalter näher aus:

I sane. Ego te exercebo hodie, ut dignus es, silicernium,*)

heißt es bei Terenz Adelphi IV 2, 48, nach dieser Schelte bildete sich ein adjectivischer silicernius, und der senex silicernius, decrepitus, senio combustus ist der wieder kindisch gewordene Greis, der auch gleich einem Kinde genährt, gleich jenem Tithonus von der Eos mit Ambrosia erhalten werden muß, dessen sich Gott erbarme und die Leute spotten. Ohne Zweifel ist die Vorstellung von sieben Stufen, auf deren erster und letzter Kind und Greis symmetrisch einander gegenüber stehen, gründlicher als die nach der Hundertzahl erdachte von zehen Stufen, deren eigentlich eilfe anzunehmen wären, da dem Kind die erste gebührt, wie der Greis die letzte erfüllt. Ausnahmen eines über die Schnur streifenden Lebens sind der Natur nicht entgegen, die es liebt, hinter der Regel ihres Verlaufs noch Nachzügler erscheinen zu lassen, sie überschreiten doch das Normalalter, wie es unter Allen der Psalmist am deutlichsten vorhält: unser Leben währt siebenzig Jahre, wenn es hoch kommt, so sind's achzig Jahre, und wenn's köstlich gewesen ist, so ist's Mühe und Arbeit gewesen, denn es färet schnell dahin, als flögen wir davon. Unter unsern Vorfahren hergebracht war eine zusagende, progressive Berechnung des Menschenalters, wie sie ein Hausvater den ihn zunächst umgebenden Gegenständen entnehmen konnte: ein Zaun währt drei Jahre, ein Hund erreicht drei Zaunes-Alter, ein Roß drei Hundes-Alter, ein Mann drei Rosses-Alter; hier stehen wir wieder am Ziel von einundachzig Jahren. Es ist nicht anzunehmen, daß die ewigen Naturgesetze, deren Dauer und Ebenmaß sich bedingen, in Bezug auf Alter und Wachsthum der Menschen, jemals abgewichen seien und wie zu keiner Zeit ein andres Grab als das siebenschuhige für uns Sterbliche erfordert wurde, gieng auch das Alter niemals über jene großen Hauptstriche hinaus. Alle die zahlreichen Beispiele

*) Geh in der That. Ich werde dich heute hetzen, wie du es verdienst, Urgreis.

längerer Lebenszeit sind entweder einzelne, seltne Ausnahmen oder mythisch, unbeglaubigt und unglaubhaft. So berichtet die nordische Sage von einem König Ani, der durch Hinopferung seiner Söhne ein höheres Alter errungen hatte, zuletzt wieder, einem Kinde gleich, Milch trinken und, weil er nicht mehr gehen konnte, im Bette getragen werden muste: nach ihm hieß ein schmerzloses gebrechliches Alter Ana sôtt, Anis Krankheit und im Namen selbst scheint die Vorstellung von âi Großvater oder Urgroßvater gelegen. Doch nicht Opfer, nicht Gebete können das Alter fern halten, wol aber vermag ihm die stärkere und genährte oder die schwächere und verschwendete Lebenskraft jedes Menschen längeren oder nur kürzeren Widerstand zu leisten und wie jene Stufen des Lebens herüber und hinüber schwanken, ist kein Wunder, daß es im einzelnen Fall bald früher oder später eintritt. Nimmer aber bleibt es aus, kündigt sich durch Zeichen, gleichsam geheime Boten, unversehens an und läßt sich als unwillkommener, uneingeladener Gast zuletzt nicht mehr abweisen. Man sagt, es schleiche schneller heran als Einer gedacht hätte, obrepere eam citius ajunt quam putassent, wie die langsamen aber unabläßigen Schritte eines Wanderers plötzlich an der Schwelle stehen und wie es Göthe ausmalt:

Das Alter ist ein höflich Mann,
Einmal über's andere klopft er an,
Aber nun sagt Niemand herein
Und vor der Thüre will er nicht sein,
Da klinkt er auf, tritt ein so schnell,
Und nun heißt's, er sei ein grober Gesell.

Denn zu allen Zeiten haben die Menschen das nahende Alter übel empfangen, gehaßt, gescholten und verflucht, oder sind doch in Wehklage darüber ausgebrochen; vielleicht bei keinem andern Volke war es so in Abscheu, wie bei den an der Fülle des Lebens schwelgenden Griechen. Hesiod Theog. 225 das Alter personificierend und als Tochter der Nacht aufführend nennt es

Γῆρας οὐλόμενον, das verderbliche und Euripides im Hercules fur. 637

Αἴτνας σκοπέλων βαρύτερον,

ſchwerer als die Bergſpitzen des Aetna, Sophocles O. C. 1237 *γῆρας ἄφιλον**), der Hymnus in Venerem 246

οὐλόμενον, καματηρὸν, ὅ τε στυγέουσι θεοί περ,

verderblich, läſtig, den Göttern verhaßt; unſer Wolfram Parz. 5, 13 ſagt:

Jugent hât vil werdekeit,
daz alter siuften unde leit,
ez enwart nie niht als unfruot,
sô alter unde armuot,

unfruot iſt hier unsælic. Solcher Stellen wäre eine Menge anzuführen, aber auch leicht ihnen andere beizufügen, in welchen weiſe und erfahrene Männer das Alter günſtig beurtheilen und die von ihm abhängigen Vortheile ins Licht ſetzen. Man leſe was Plato zu Eingang der Republik ausgeführt hat.

Jener, man könnte ſagen volksmäßige Widerwille und Abſcheu vor dem Alter iſt auch ungerecht, da es nicht wie der Tod Kinder, Jünglinge, Männer und Greiſe auswählend dahinrafft, ſondern gleichmäßig und allmälich über das ganze Menſchengeſchlecht erſt im letzten Ziel, folglich als allgemeine, unvermeidliche Nothwendigkeit der verlaufenden Zeit eintritt, ſo daß Alter gleichviel mit Zeit bedeutet und wir die Abſchnitte der Zeit ſelbſt Zeitalter benennen. Es liegt ein Widerſpruch darin, daß, während alle Menſchen alt zu werden wünſchen, ſie doch nicht alt ſein wollen. Der Greis ſollte von Dank erfüllt fühlen, daß ihm zur letzten Lebensſtufe vorzuſchreiten vergönnt war, er hat nicht nöthig zu jammern, wenn ſie annaht, es iſt ihm geſtattet, mit ſtiller Wehmuth hinter ſich zu blicken und nach dem

*) Das freundloſe.

ſchwülen Tag in abendlicher, labender Kühle gleichſam auf der Bank vor ſeiner Hausthür ſitzend ſein verbrachtes Leben zu überſchlagen. Solch ein Hochbejahrter, den das Schickſal aufgeſpart, dem Verwandte und Freunde vorausgeſtorben ſind, nur noch deren Nachkommen zur Seite ſtehen, darf ſich dann auch einſam und verlaſſen fühlen, Freude und Trauer miſchen. Ich kann nicht umhin, eine Stelle Walthers von der Vogelweide hier auszuheben, worin mit tiefer Empfindung ausgeſprochen wird, wie der nach langer Abweſenheit endlich in ſeine Heimat zurückkehrende Dichter alles, außer der Natur ſelbſt, verändert findet, gleich den aus Zauberſchlaf Erwachten, die eine Stunde geſchlummert zu haben meinen und hundert Jahre verſchlafen haben, ſo daß Niemand von den Leuten ſie wiedererkennt. Das Lied geht ſicher auf Walther ſelbſt und iſt ſein ſchönſtes, echteſtes, obſchon es Lachmann in das vierte Buch zweifelhafter Gedichte ſetzt; doch kann man ſich den Platz am Schluſſe, wohin es ſchon an ſich gehört, gefallen laſſen; man vernehme die Worte in ihrer alten, von der heutigen nur wenig abſtehenden Geſtalt:

Owê war sind verswunden allin mînin jâr!
ist mir mîn leben getroumet oder ist es wâr?
daz ich ie wânde daz iht wære, was daz iht?
dar nâch hân ich geslâfen und enweiz es niht.
nû hin ich erwaht und ist mir unhekant
daz mir hie vor was kündîc als mîn ander hant.
lint und lant, dannen ich von kinde hin geborn,
die sint mir fremede reht als oh ez sî verlorn.
die mîne gespilen waren, die sint træge und alt,
bereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt,
wan daz das wazzer fliuzet als ez wîlent flôz,
für wâr ich wânde mîn ungelücke wurde grôz.
mich grüezet maneger trâge, der mich kande ê wol,
din werlt ist allenthalben ungenâden vol.
als ich gedenke an manegen wünneclîchen tac,
die mir sint empfallen gar als in daz mer ein flac,
iemer mêre onwê!

Kenner ſehen, daß ich in dieſer Strophe mehrfach von dem Lachmanniſchen Text abgehe, worüber ſich meine Anmerkungen rechtfertigen. Hier ſei zweierlei hervorgehoben. Die Worte 'bereitet ist das velt' ändert Lachmann gegen die Handſchrift, ohne allen Grund in 'vereitet' und recht erwogen iſt das widerſinnig. Der Heimkehrende findet das Ausſehn der Gegend von vormals verändert, was unangebautes Feld, alſo Wieſengrund war, iſt jetzt 'bereitet', d. h. umgebrochen in Aecker, der Wald iſt ausgehauen, das Waſſer, worunter man ſich zunächſt den fränkiſchen Main in der Gegend von Würzburg zu denken hat, fließt noch wie ehedem. Wie ſollte doch das Feld 'vereitet', d. i. verbrannt ausgeſehen haben? Einen Wald kann der vorſchreitende Landbau aushauen, reuten oder ſchwenden, nicht aber das Feld. Das Feld würde höchſtens nach einem verheerenden Krieg verbrannt heißen können, Walther ſchildert aber was die Zeit, nicht was ein Heerzug verändert hat. In der Schlußzeile nehmen alle neueren Herausgeber die falſche Lesart slac ſtatt des allein Richtigen der Pariſer Handſchrift auf. Nun iſt allerdings das Wort 'flac', unſer heutiges 'Flagge', in der alten Sprache ſonſt nicht aufzuweiſen, was jedoch bei manchen anderen Ausdrücken eintritt. Slac wurde geſchrieben, weil allerdings geſagt wird 'ein slac in den bach' von einer vergeblichen, entſchwindenden Sache; wenn man in einen Bach ſchlägt, ſo trübt ſich deſſen glatte Oberfläche, doch ſchnell verſchwindet die Spur des Schlags und die Glätte iſt wieder hergeſtellt. Wer aber kann in das wogende Meer aus dem hohen Schiffe einen Schlag thun? Das würde gar nichts in den Wellen bewirken, und wie mag von einem ſolchen Schlag geſagt werden, daß er 'entfalle'? Ausgezeichnet ſchön aber bleibt das Bild einer von dem Maſt des ſegelnden Schiffes niederfallenden Flagge. Sie kann nicht wieder eingeholt werden, ſo wenig als die vergangnen Tage des Lebens.

Es iſt nicht meine Abſicht, in dieſer Schilderung allgemeiner Eindrücke, die das Alter auf uns macht, fortzufahren, vielmehr

will ich ſuchen näher auszuführen, was im Einzelnen zu ſeinen Gunſten oder Ungunſten behauptet werden kann.

Am ſchwerſten wiegt aber die unmittelbare Schuld, die ihm gegeben wird, daß es Leib und Geiſt des Menſchen ſchwäche, verwüſte und dahin ſchwinden laſſe, Hugo im Renner 23030 ſagt geradezu:

Alter nimt allen dingen ir kraft,

und von Aeſon, den Medea verjüngen ſollte, heißt es bei Konrad tr. Kr. 10870

Sîn dürrez alter hât gelôst
von sîme herzen blüende jugent,
ez ist an kreften und an tugent
verweiset und verarmet.

Wir tragen alle Vorſtellungen des Wachsthums und des Vergehens der Pflanzenwelt treffend auf die menſchlichen Zuſtände über, wie Blätter gilben, Blumen welken, Bäume dorren, wird auch unſerm Leib ſeine Friſche und Grüne benommen; die Kraft, welche von Kindesbeinen an ſich erhoben, die ganze Jugend hindurch ſich erhöht, im Mannesalter ihren Gipfel erreicht hatte, beginnt von da an erſt unmerklich und langſam, dann immer ſichtbarer zu ſinken. Der Leib verfällt oder fällt ein, der Rückgrat biegt oder krümmt ſich unter der Jahre Laſt, den Gliedern entgeht Glanz, Gelenkigkeit, Stärke. Alle Sprachen beſitzen eine Menge von natürlichen, althergebrachten Ausdrücken und Bildern, um dieſe leiblichen Erſcheinungen zu bezeichnen, und zumal die lebendige Volksmundart verſteht hier harmloſen Witz aufzuwenden für das fallende, erbleichende Haar, die geſchlichteten, aufgelöſten Locken, für die einſchrumpfende Haut, die faltenziehende Stirne, für die in der Zahnreihe vorſtehenden Lücken. In der Geſchichte der Sprache und Poeſie weiß man aus dieſen Wörtern Gewinn zu ziehen und eine kleine davon angelegte Sammlung, welche gegenwärtig mitzutheilen unpaſſend ſcheinen würde, bleibt in eine Beilage verwieſen. Mehr oder weniger

pflegt die Abnahme leiblicher Schönheit oder Fülle ins Auge zu fallen, läßt ſich aber geübtem Blicke kaum verbergen: man ſagt daß vorzugsweiſe Frauen die Gabe eigen ſei auf alle Zeichen und Erſcheinungen des leiblichen Verfalls zu achten und aus der äußeren Bildung eines Menſchen faſt untrügliche Schlüſſe auf ſein Alter zu machen.

Noch bedeutſamer erſcheint aber die den innern Sinnen durch Abnahme der äußeren im Alter drohende Gefahr und der ihnen zuſtoßende Schade. Das Auge büßt ſeinen Glanz ein, dunkelt und trieft, oder beide Augen, deren Sehkraft nicht mehr genau zuſammenſtimmt, ſehen in gewiſſen Wendungen unrichtig und doppelt. Das Ohr verliert ſeine feine Schärfe und empfindet Sauſen oder Pfeifen; die Stimme wird dünn, heiſer und rauh, ſie mag nicht mehr lauter und rein aus der Bruſt gezogen werden. Jene Mängel des Geſichts und Gehörs können ſich bis zu voller Blindheit und Taubheit ſteigern, wie die Steifheit der Glieder und des Gefühls übertreten in machtloſes Zittern, wovon das höhere Greiſenalter das zitternde, bebende genannt wird.

Es iſt wahr und unwiderſprochen, daß im Alter eine merkbare Minderung dieſer leiblichen Vermögen erfolge und daß zwar nicht ſchwere Krankheiten, dagegen die Menge von leichten es öfter heimſuchen als zur übrigen Lebenszeit. Doch gilt hier Einſpruch und vielfache Beſchwichtigung. Jene Abnahme iſt noch keine Niederlage, oft nur ein neues Glühen und Auftauchen der Lebenskraft. Die meiſten ungeleugneten Uebel und Gebrechen des Alters treten dann als Einzelangriffe vor, die mit allem Gewinn einer glücklichen Vertheidigung ganz oder theilweiſe abgeſchlagen werden. Gibt doch die Natur keinen Menſchen ſo preis, daß ſie ihm alle Mittel der Gegenwehr alsbald entzöge und für erlittne Einbuße nicht auch mannigfache Vergütung bereit hielte. Nehmen wir die ſinnlichen Entbehrungen zum Beiſpiel. Man ſagt, im Blinden verfeinert ſich das Gefühl nicht ſelten bis auf den Grad, daß er mit allen Fingerſpitzen

gleichsam sehe; bei tauben Leuten soll sich Geschmack und Geruch höher als sonst ausbilden und bei Verwachsenen oder schon bei Hinkenden mag der auf ihre innere Gliederung durch das theilweise Hemmniß ausgeübte Druck wol in Zusammenhang stehn mit einer angestrengten und gestärkten Geisteskraft, die sich häufig an ihnen gewahren läßt. Jedes Uebel und Leiden führt leicht im Stillen irgend einen zu gute kommenden Ersatz mit sich.

Man könnte also, ohne paradox zu sein, aufstellen, daß im Alter, so oft es die Gesundheit angreife und erschüttere, dazwischen ein Gefühl des Wohlseins reger walte, als in den vorausgegangenen Lebensstufen. Die Empfindung beiwohnender Kraft und Stärke ist auch wenn sie ihrer unbewust bleibt, köstlich, doch übertroffen wird sie noch von dem Eindruck der Erholung nach eingetretener Müde, von der Wonne der Herstellung oder des Genesens da, wo die Gesundheit einmal gewichen und ausgeblieben war. Ruhe ist durch vorausgegangenes Ermatten, Heilung durch Krankheit bedingt, und mitten in der Ruhe oder Genesung wirkt noch ein sie steigerndes Nachgefühl des müden und kranken Zustandes. Kindern sagt man nach, daß sie in ihre Gesundheit toben, Jünglinge schlagen sie oft in die Schanze und Männer haben nicht recht Zeit, ihrer zu gedenken.

So wie ein Mann, der durchaus bis zum innersten Kerne gesund ist,
Nie der Gesundheit denkt, noch des Gangs ein rüstiger Wandrer.
Voß 2, 193.

Den alten Wanderer labt es aber, über seinen vollbrachten Gang nachzudenken, und Greisen erhöht sich zusehends die Sorgfalt auf ihre Leibespflege. Sie lernen sich vor allem hüten, was ihnen Gefahr droht, und alle günstigen Einflüsse bringen ihnen Behagen.

Ich möchte vom Erblinden und Ertauben, die zwar in jeder Zeit des Lebens, doch meist gegen dessen Schluß stattfinden,

etwas näher reden. Das Licht ist stärker, edler, schneller als der erst hinter ihm ausbrechende, ihm nachfolgende Schall. Das Auge ist ein Herr, das Ohr ein Knecht, jenes schaut um, wohin es will, dieses nimmt auf was ihm zugeführt wird. Darum hat auch die Natur das Auge reicher ausgestattet und der Sehkraft viel größere Tragweite gegeben als der Hörkraft, ein Augenzeuge ersieht noch, was der Ohrenzeuge nicht mehr hört. Künstliche Hülfe kann dem Ohr nur geringe, dem Auge die bedeutsamste geleistet werden. Durch ein Fernrohr erblickst du auf entlegnem Pfade einen Wandersmann dahergehen, du vermagst seine Gesichtszüge und Gebärden zu unterscheiden, die Knöpfe seines Rocks zu zählen, aber was er spricht oder ruft bleibt dir unvernehmbar. Dem Gesicht wird solche Macht zugegeben, dem Gehör versagt. Des Hörens bedürfen wir zu vielem, des Sehens fast zu allem. Wer will es leugnen, daß die Verhüllung des Auges ein schwereres Leiden sei als die Verdumpfung des Ohrs, Blindheit den Menschen härter treffe als Taubheit? Wem das Gehör stockt, der kann, es ist wahr, nicht mehr die liebliche Stimme, die vertraute Anrede der Menschen vernehmen und meidet ihre Kreise; allein sein Auge schaut noch offen in die Welt, wie zuvor, das Neugeschehende wird ihm heutzutage frisch auf der Stelle gedruckt zugetragen und alles, was ihm bestimmt verkündigt werden soll, kann ihm ohne Beschwer schwarz auf weiß hinterbracht werden. Seine Kenntnisse, seine bisherigen Arbeiten lassen nicht nach, sondern haben einen desto ungestörteren Fortgang, als ihn überflüssige Rede, unnützes Geschwätz nicht mehr unterbricht. Ganz anders und weit stärker angegriffen stellt sich indessen die gewohnte Wirksamkeit des Erblindenden dar. Mit einemmal sind ihm seine vorher gepflogenen und betriebenen Geschäfte wie abgeschnitten, er darf nicht mehr den eignen, sondern muß fremden Augen trauen, die ihm aufschlagen sollen, der Stimme eines Andern, die ihm vorliest, was er lieber im Buche sähe, um einhalten oder zweimal lesen zu können, wo er Lust dazu hat. Alle hergebrachte

Leichtigkeit und Sicherheit seines Lebens ist dahin geschwunden; trauliche Bezüge seines Umgangs mögen unbenommen und unabgeändert fortbestehn, nur die freie Selbstthätigkeit wird ihm mit dem entzognen Augenlicht wo nicht gehemmt, doch auf das schwerste beschränkt und verkümmert. Der Blinde vermag keine Blicke mehr, wol aber die Worte mit Anderen zu tauschen, während dem Tauben die Gabe der Rede dauert und ihm Entgegnung bloß durch Geberde und Zeichen zu Theil wird.

Doch nirgends hat sich die Verschiedenheit des Alterthums von unsrer Gegenwart stärker ausgeprägt als in den ganz abweichenden Richtungen, die den einfachsten Verhältnissen des Lebens durch neue, in ihrer fernen Wirkung unaufhaltbare Anstalten gegeben wurden. Die seit Erfindung der Druckerei bald allgemein durchgedrungene Verbreitung des Lesens, das dem Geist unabläßige Nahrung zuführt, muste hier zu innerst eingreifen. Im Alterthume, dünkt mich, war das Loß des Blinden günstiger, das des Ertaubten schwerer. Der Blinde, dem sein früheres Leben eine Menge von Bildern eingedrückt hatte, bewahrt sie treu im Gedächtniß, was brauchte er noch viel Neues zu sehen? Er zehrte am alten Gut und aus dem Munde Andrer wurde es ihm unaufhörlich gemehrt. Da die Kraft des Gedächtnisses durch innere Sammlung, unter Abgang des zerstreuenden Augenlichtes unglaublich steigt, so waren aufgeweckte Blinde vorzugsweise für den Gesang und das Hersagen der Volkslieder geeignet, und es ist kein bloßer Zufall, daß nicht nur unsern Vorfahren Blinde von dem hürnen Siegfried sangen, auch bei den Serben findet sich bis auf heute der Volksdichtung edelste Blüte eben im Munde und Gedächtniß blinder Greise aufbewahrt. Nur ein Blinder vermag eigentlich die von der Volkspoesie, wie wir sie uns vorstellen, ausgehenden Strahlen in der Stille seiner Seele zu hegen und zu vereinbaren, wo sich hernach sehende Augen einmischen, verderben sie es leicht wieder. Wird nicht dem blinden Manne von Chios das größte Epos aller Zeiten, dem blinden Ossian das wundervolle Gewirk der

kostbaren Lieder des schottischen Hochlandes beigelegt? Der unvergängliche, diesen augenlosen Greisen zugefallne Ruhm, offenbart sich in ihm nicht allein der hohe Werth des Alters selbst, sondern auch die allerreichste Vergeltung des verlornen äußeren Lichts? Den blinden Rhapsoden umsteht ein bewegter Kreis, der ihm lauscht und den er befeuert, seine Lebenskraft hat sich nicht verringert, sondern gesteigert, wir gewahren erst dem höheren Alter war es beschieden eine ewigjunge Dichtung hervorzubringen. Versetze ich aber einen seines Gehörs verlustig Gegangnen zurück in jene alte Zeit, so erscheint er mir fast als ein verlorner Mann, dessen eingeschränkte freudenleere Tage sehnsüchtig dem Ende des Lebens entgegen schleichen musten. Das alles hat sich in der gegenwärtigen Zeit umgedreht und das Verhältniß der Blindheit zur Taubheit, kann man sagen, steht wieder auf dem der Natur angemessenen Fuß.

Wir haben die Schwächung oder Entziehung edler Sinne erwogen, von der vorzugsweise das Alter betroffen wird; unmittelbar an Glieder des Leibs gebunden, greift sie doch wesentlich zugleich den Geist an. Es bleibt übrig, der eigentlich geistigen Nachtheile zu gedenken, die dem Alter vorgehalten, der Vortheile, die ihm eingeräumt werden.

Um auch hier mit den Vorwürfen anzuheben, so erschöpfen sich alle Sprachen in Ausdrücken, die ungünstig lauten. Bei Cicero heißen Greise morosi, anxii, difficiles, iracundi, avari: amariorem me senectus facit, stomachor omnia.*) Aus einheimischen Schriftstellern ließe sich eine lange Reihe einstimmiger Beiwörter entnehmen; mürrisch, grämlich, eigensinnig, altfränkisch, ableibig, protzend, sauersehend, Karger, Knicker, Erbsenzähler, Filz, Unke, betrübte Hausunke,

Verzehren die Zeit einsam wie ein Unk.

H. Sachs. I. 370b,

*) Mürrisch, ängstlich, schwierig, zornig, geizig, das Alter macht mich bitterer, ich ärgere mich über alles.

was zunächst auf einen harthörigen Stubenhocker geht; gleich altem Wein nehmen Greise auch Säure an, doch wird nicht jeder alternde Wein sauer. Altfränkisch, an Bräuchen und Gewohnheiten seines früheren Lebens festhangend, erklärt sich von selbst und ist auch nicht ohne guten, wahren Sinn, denn welchem Menschen erschienen nicht Erinnerungen aus seiner Jugend werth und höher beleuchtet? Welche Tracht hält er für kleidsamer als die man in seinen Jünglingstagen trug?

Seltsamer und am gehässigsten lautet das Laster und der Schmutz des Geizes, Cato bei Cicero begreift ihn gar nicht, avaritia senilis, quid sibi velit, non intelligo*), was könne thörigter sein als, je weniger des Weges übrig stehe, um desto größere Wegzehrung zu sorgen; Einer der weiß, daß er bald aus der Welt weichen muß, warum häuft er ängstlich Geld und Schätze, die nach seinem Ableben lachenden Erben zufallen? Dieser Zug und Trieb scheint aber fester gegründet, als daß ihm ein so allgemeiner Einwurf etwas anhaben könnte. In allen Lustspielen sind die Geizigen immer Greise, die Verschwender Jünglinge, welchen die Zeit lang wird, bis das zusammengescharrte Gut ihnen zu Theil werde. Während fast alle andern Leidenschaften im Alter erblassen und sich abstumpfen, wächst die Habsucht und nimmt mit den Jahren zu, sie ist gerichtet auf einen Gegenstand, der sich im Liegen mehrt, d. h. durch unabläßige Wachsamkeit verdoppelt oder verzehnfacht werden kann, woraus ein zwar ängstliches aber behagendes Gefühl der Sicherheit in allen noch bevorstehenden Lebensverhältnissen entspringt. Der Geizige liegt auf seinem Golde einem hütenden Drachen gleich, wie der nordischen Sage zufolge Attila auf dem Nibelungenhort eingesperrt Hungers starb. Man erzählt von Sterbenden, die sich ihren Kasten voll Ringe und Geschmeide auf das Todesbett bringen ließen, um ihr brechendes Auge noch

*) Was der Geiz der Greise bezwecke, verstehe ich nicht.

daran zu weiden und mit erſtarrenden Fingern darin zu wühlen, doch mögen mancherlei ſchwer erkennbare, verſchiedenartigſte Urſachen bei dieſem unleugbaren Geiz des Alters mitwirken und es verlohnt ſich darüber nachzudenken. Unter dem Volk können abergläubiſche fortüberlieferte Triebfedern in aller Stille feſtkleben oder nachzucken. Denn vollen Sinn hatte es, daß die Heiden in ihre Grabhügel Knechte, Roſſe, Waffen, Ringe mit beſtatten ließen, deren ſie, im andern Leben angelangt, ſich alſogleich wieder bedienen könnten. Warum ſollte Einer nicht das Beſte ſeiner Habe aufſparen wollen, um es mit ſich hinüber zu nehmen? Athenäus p. 159 berichtet von einem Geizhals, der ſich Geld in den Chiton einnähte und ausdrücklich weder ausgekleidet noch verbrannt ſein wollte, damit ſein Schatz nicht gefunden noch von den Flammen ergriffen würde. Bis in unſre Tage tauchen hin und wieder Erzählungen auf von Leuten, die koſtbare Ringe an ihrem Finger behalten wollten und Gold, ja Papiergeld in den Sarg bergen und einſchließen ließen, ſei es um dieſe Habe mitzunehmen oder wenigſtens ſie verhaßten Erben zu entziehen. Von einer beſſeren, ohne Zweifel auch begründeteren Seite angeſehn, läßt ſich die Geldliebe des Alters am leichteſten ſo deuten, daß an ſtrenge Ordnung in ihrem Haushalt gewöhnte Männer eine lobenswerthe Genauigkeit allmälich in tadelhafte Kargheit übertreten laſſen; der Alte, weil er ſelbſt weniger braucht, bildet ſich ein, daß auch Jüngere damit ausreichen müſten.

Doch ab von allen dieſen leiblichen oder ſittlichen Gebrechen und Fehlern, bei deren Betrachtung, wenn ſie auch mildere Seiten darbot, immer eine empfindbare Herbe hinterblieb, richten wir den Blick auf Tugenden und Vorzüge, die das Alter mit andern Lebensſtufen noch gemein hat, oder die ihm ſogar als eigen zuerkannt werden mögen. Jene Vorſtellung eines müden, ohnmächtigen, harten, unſeligen Alters wird ſich umbilden in ein Bild von Linde, Milde, Be-

hagen, Mut und Arbeitsluſt, das iſt die lenis, placida, fortis senectus.*)

Und wie ſelbſt einfallende Geſichtszüge ſich noch veredeln, früher unbemerkte Aehnlichkeiten mit den Voreltern erſt jetzt heraustreten laſſen, weshalb es auch wol heißt, daß alte Leute manchmal ſchöner werden als ſie vorher waren; ebenſo müſſen wir ihnen auch zugeſtehn, daß der lange Verkehr des durchlaufenen Lebens ſie aufgeheitert, feiner gemacht, eine freundliche und liebreiche, keine verdroſſene Stimmung der Seele hervorgebracht haben kann. Von unſern Nachbarn über dem Rhein gilt für ausgemacht, ſeien ſie ſchon als junge Leute brauſend, anmaßend und oft unleidlich, ſo gebe es doch keinen angenehmeren, liebenswürdigeren Geſellſchafter als einen ins Alter eingetretenen Franzoſen, der fortan unvergleichlichen Tact mit der gutmütigſten Aufmerkſamkeit zu verbinden wiſſe und überall vergnügend anrege.

Vorhin ſchon wurde aufgeſtellt, daß im Alter mit der ſinkenden Lebenskraft ſich zugleich die Empfindung der Geſundheit erhöhe, und das iſt kein Widerſpruch, da bei allem was ſeinem Verluſt entgegen geht, ein geheimer und glücklicher Trieb waltet, es bis zur letzten Friſt zu ſichern und aufrecht zu erhalten. Man darf weiter ſagen, daß in Greiſen das Gefühl für die Natur ſteige und vollkommener werde als es im vorausgehenden Leben war und daß alles ſie zum ſicheren Verkehr mit dieſer ſtillen und feſſelnden Gewalt dränge oder anweiſe. Mit welcher Andacht ſchaut der Menſch im Alter empor zu den leuchtenden Sternen, die ſeit undenkbarer Zeit ſo geſtanden haben, wie ſie jetzt ſtehn und die bald auch über ſeinem Grab glänzen werden. Wie ſchön begründet iſt es, daß Greiſe die ſtärkende Gartenpflege und Bienenzucht gern übernehmen, ihr Impfen, Pfropfen geſchieht alles nicht mehr für ſie ſelbſt, nur für die nachkommenden Geſchlechter, die erſt des Schattens der Neupflanzung froh werden

*) Das gelinde, ruhige, ſtarke Greiſenalter.

können; was rührt mehr als daß der heimkehrende Odyſſeus ſeinen von der Sehnſucht nach ihm verzehrten Vater Laertes mitten in der Gartenarbeit überraſcht? Nicht geſagt zu werden braucht, daß Cicero den Cato, der uns ſelbſt ein köſtliches Buch über den Landbau hinterlaſſen hat, allen Greiſen auch die Gärten ans Herz legen läßt.

Eins aber iſt bis auf heute und ſolange die Welt ſtehen wird recht für das Alter gemacht und wie geſchaffen, der einſame Spaziergang. Schon der Knabe ſtreift gern über Feld, ſuchend nach Vogelneſtern und Schmetterlingen, der Jüngling ſchweift durch Wald und Wieſen in ſeinen Träumen und Gedanken an die Geliebte, und der Mann der findet am ſeltenſten Muße ſich ins Freie zu ergehen, denn hundert Pläne und Geſchäfte halten ihn in der Stadt zurück. Für den Greis hingegen wird jeder Spaziergang zum Luſtwandel, dieſe Verdeutſchung könnte ſteif ausſehen, diesmal hat ſie den Nagel auf den Kopf getroffen. Auf allen Schritten, die ſolch ein Luſtwandelnder thut, bei jedem Athemzug aus der reinen Luft ſchöpft er ſich Lebenskraft und Erholung; in jüngern Jahren meint man wol auch Zeit zu verlieren mit dem Spazieren, nunmehr bringen ſie keinen Verluſt ſondern lauter Gewinn. Denn dazwiſchen gehen die eignen mit ſich getragnen Gedanken ungeſtört und unbeeinträchtigt immer fort: ich habe es wol an mir erfahren, daß wenn entlegne Pfade mich über Flur und Aecker führten, ſelbſt unter verdoppeltem Schritt, gute Einfälle mir zufloſſen, waren irgendwo Zweifel zu Hauſe hängen geblieben, plötzlich wurden ſie im peripatetiſchen Nachſinnen gelöſt, und unterwegs einem lieben Bekannten zu begegnen! Wie freute mich innig, im Thiergarten auf meinen Bruder, wenn er plötzlich von der andern Seite herkam, zu ſtoßen, nickend und ſchweigend giengen wir nebeneinander vorüber, das kann nun nicht mehr geſchehen.

Wenn zu beſchaulichem Naturgenuß höchſt aufgelegt, warum ſollte das Alter ſtrengen Arbeiten ſich nicht mehr gewachſen

fühlen, weshalb untaugend dafür geworden sein? Seine Rüstkammern stehn ja angefüllt, an Erfahrungen hat es Jahr aus Jahr ein immer mehr in sie eingetragen, soll sein gesammelter Schatz nur in fremde Hände fallen? Doch nicht bloß am Vorrath zehren will es, es hat auch unaufhörlich fortgesonnen und seine Ausbeute zu vertiefen getrachtet. Einer unsrer ehrlichsten alten Dichter, Hugo von Trimberg, selbst ein hochbetagter Greis spricht die schönen Worte:

> Alters frende und âbentschîn
> mügen wol gelîch einander sîn,
> sie trœstent wol und varnt hin
> als im regen ein müedin bin.
>
> Renner 23009,

er vergleicht das Alter der tröstlichen Abendröthe und einer im Regen heimfahrenden müden Biene, sie läßt nicht nach in ihrer Arbeitsamkeit, fällt ihr schon das Arbeiten schwerer. Junge Brut fliegt schnell aus und ein und wird nicht so leicht vom Wetter überrascht, die alte Biene kommt spät, aber sie kommt doch. In begabten, auserwählten Männern halten Kraft und Ausdauer fast ohne Abnutzung weit länger nach; welche Fülle ununterbrochener Thätigkeit und geistiger Gewalt hat ein Humboldt bis ins fernste Alter Allen zu staunender Bewunderung kundgegeben, und die Herschergabe des großen Königs, dessen ruhmvolles Andenken wir heute feiern, erschien sie nicht bis zum Schluß seines Daseins unermattet, unversiegt? Andern steigt der Muth über die Kraft hinaus. Es mag Arbeiten und Unternehmungen geben, die sich für das Alter besonders eignen, die emsig eingeholte Erfahrung voraussetzen und stillen, ruhigen Abschluß verlangen: ein Philolog durfte wagen, zuletzt an ein Wörterbuch die Hand zu legen, dessen fernliegendes, fast zurückweichendes Endeziel in der engen Frist des ihm noch übrigen Lebens, wo die Regentropfen schon dichter fallen, leicht nicht mehr zu erreichen steht. Diese aus dem bescheidenen Gefühl menschlicher

Unzulänglichkeit entsprungene Erwähnung wird nicht mißgedeutet werden.

Zu also ungetilgter Arbeitsfähigkeit und ungetrübter Forschungsluſt gesellt sich aber ein anderer und höherer Vorzug der zusamt mit dem Alter wachsenden und gefestigten freien Gesinnung. In wem (und welchem Menschen sollte das versagt sein?) schon von frühe an der Freiheit Keim lag, in wessen langem Leben die edle Pflanze fortgedieh, wie könnte anders geschehen, als daß sie im Herzen des Greises tief gewurzelt erschiene und ihn bis ans Ende begleitete? Je näher wir dem Rande des Grabes treten, desto ferner weichen von uns sollten Scheu und Bedenken, die wir früher hatten, die erkannte Wahrheit, da wo es an uns kommt, auch kühn zu bekennen. Auf ihrem Verleugnen beruht der Fortbestand und die Verbreitung schädlicher und großer Irthümer. Nun ist uns in vielen Verhältnissen Gelegenheit geboten, eine freie Denkungsart zu bewähren, hauptsächlich aber zu äußern hat sie sich in den beiden Lagen, wo das menschliche Leben am Innersten erregt und ergriffen ist, in der Beschaffenheit unseres Glaubens und der Einrichtung unseres öffentlichen Wesens. Einem freigesinnten alten Mann wird nur die Religion für die wahre gelten, welche mit Fortschaffung aller Wegsperre den endlosen Geheimnissen Gottes und der Natur immer näher zu rücken gestattet, ohne in den Wahn zu fallen, daß eine solche beseligende Näherung jemals vollständiger Abschluß werden könne, da wir dann aufhören würden Menschen zu sein. Wünschenswertheste Landesverfassung aber erschiene ihm, die es verstände mit dem gröſten Schutz Aller einen ungestörten und unantastbaren Spielraum für jeden Einzelnen zu schaffen und zu vereinbaren. Sicher ist nun, daß hinter allen Wünschen die Wirklichkeit, an die wir zunächst gebunden sind, in unermessenem Abstande stehn bleibt, doch sollen uns jene Ideale vorschweben als Leitsterne und wer wollte dem Alter den Wahn abschneiden, daß es sie schon am Rande des Horizonts aufschimmern sieht?

Bei den meisten Völkern stand das Alter in Ehren und bereits im Hirtenleben, dessen Häupter Väter und Greise waren, sein Ansehn begründet. Es war uralter Brauch durch seinen Mund das Recht sprechen zu lassen und sich Rathes bei ihm zu erholen, im Gericht und in allen Versammlungen gebührte ihm Vorsitz, süße Worte flossen von Nestors Lippen und wer in grauer Vorzeit hätte Gesetze entworfen und Weisheit gelehrt, wenn nicht durch Weisheit und Gedankenreichthum ausgerüstete Männer? Doch im Fortgange menschlicher Bildung liegt es unausbleiblich, daß allmälich Vorgewicht und Einfluß von dem bloßen Stande übergiengen auf die, deren Geistesgaben und Thatkraft auch schon im Mannesalter vorragten, und es bezeichnet die Ueberlegenheit athenischer Zustände, daß sie dem Alter geringere Ehre erwiesen, als ihm in Sparta zu Theil wurde. Genaue und ins Einzelne gehende Darlegung der Verschiedenheiten, welche bei allen Völkern in Bezug auf das dem Alter gewährte größere oder mindere Ansehn bestehn, müste anziehende und belebende Ergebnisse liefern, es ist z. B. bezeichnend, daß die sonst allgemein eingeführte Rangbestimmung nach dem Alter heutzutage einer zwar leichteren, aber kälteren nach Folge des Alphabets zu weichen pflegt, doch nicht in unserer Akademie, die den Turnus ihrer Vorlesungen nach dem Alter des Eintritts ihrer Mitglieder regelt.

Ich nähere mich dem Schlusse meiner Betrachtungen und glaube Manches zur Stütze der Ansicht vorgebracht zu haben, daß das Alter nicht einen bloßen Niederfall der Virilität, vielmehr eine eigene Macht darstelle, die sich nach ihren besonderen Gesetzen und Bedingungen entfalte; es ist die Zeit einer im vorausgegangenen Leben noch nicht so dagewesenen Ruhe und Befriedigung, an welchem Zustand dann auch eigenthümliche Wirkungen vortreten müssen.

'Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle' ruft uns ein großer Dichter zu, der selbst eins der reich-

ſten, geſegnetſten Alter durchlebte. Der Jugend gehören die Wünſche, dem Alter fällt in vielem die Erfüllung zu. Wenn im Alter Wehklage und Sehnſucht nach dem Tode ertönt, ſo liegt, wie wir oben ſahen, die Urſache weniger in dem Alter ſelbſt als in herbeigeführten andern Verhältniſſen, Laertes wünſchte zu ſterben, weil ſein geliebter Sohn ausblieb, nicht wegen Hinfälligkeit des Leibs. Ein geſundes Alter iſt zugleich lebensfroh. Selbſtmord iſt verabſcheuungswürdig, gegen die menſchliche Natur und wider den mächtigſten, im geringſten Thier regen Trieb des Lebens, denn kein Thier thut ſich ſelbſt ein Leid an. Gleichen Abſcheu flößen uns ein die noch unausgerottete, ehmals weitverbreitete Witwenverbrennung, die Ausſetzung der Kinder und die Tödtung alter Greiſe, der wir ſelbſt in der Vorzeit edler Völker begegnen und die uns wilde Stämme noch heute als einen Vorwurf wie im Spiegel vorhalten. Wahr iſt, daß alte Greiſe heiter ſich vom Felſen niederſtürzten, Witwen freiwillig und freudig den Scheiterhaufen beſtiegen; das war einer grauſamen Sitte Wahn und iſt rein menſchlichen Begriffen von Grund aus widerſtrebend.

Wie menſchlich gedacht iſt dagegen die äſopiſche Fabel vom Greis, der in den Wald gieng Holz zu fällen und nun von ſeiner Bürde überwältigt und den Tod herbeirufend ſie hin zu Boden warf. Als der Tod ſchnell nahte, hatte der Greis nichts zu bitten, als daß er ihm die Laſt wieder auf die Schulter helfe Keinen Alten, ſagt man, gibt es, der nicht noch ein Jahr zu leben gedächte. Einigemal findet ſich der Widerwillen ausgedrückt, das vollbrachte Leben noch einmal durchzuführen, der Greis möchte nicht wieder ein Kind werden und in der Wiege ſchreien (repuerascere et in cunis vagire). Hugo ruft:

Got müeze mir ein sæligez ende geben,
Wan ich sô lenge niht wolde leben
Uf erden als ich gelebet hân.

Renner 21297,

das ist wahr empfunden, aber eitle Sorge, nimmer hat ein Greis zum zweitenmal gelebt. Kindisch werden mag er wol, nicht wieder zum Kinde.

Wir sind da angelangt, wo eingeräumt werden soll, was Niemand leugnen mag. Das Alter liegt hart an des Lebens Grenze und wenn der Tod in allen Altern eintreten oder ausbleiben darf, im Greisenalter muß er eintreten und kann nicht länger ausbleiben. Wir wissen, daß der Tod in den ersten Jahren ihres Lebens eine Menge unschuldiger Kinder wegrafft, doch er schont ihrer oft, des Greises schont er zuletzt nicht mehr. Alles was begonnen hat, muß auch aufhören, der Stab, den du oben fassest, unten geht er zu Ende. Die Natur, gütig und grausam zugleich, mit dem einen Auge scheint sie froh auf das neugeborne Kind niederzuschauen, mit dem andern unerbarmend auf die Leiche des alten Mannes. Jede Abweichung von ihrem festen Gange brächte ihr Störung, wider den Tod ist kein Kraut gewachsen. Was ist nun trauriger, eines Jünglings Tod oder des Greises? Jener ist nach Ciceros schönem Gleichniß wie wenn man unreife Aepfel vom Baume abreißt, dieser wie wenn sie reif vom Zweig selbst herunter fallen. Des Jünglings Tod wie wenn du Wasser auf eine Flamme gießest und sie gewaltsam auslöschest, des Greises wie wenn ein Feuer in sich verglimmt. Dies Verglimmen stimmt mit dem der Abendröthe am Himmel, die wir schon einigemal zum Greisenalter hielten, nach ihr folgt düstere Dämmerung und dann bricht Nacht ein. Senectus crepusculum est, quod longum esse non potest*), sagte auch schon Fronto. Solange uns die Sonne leuchtet, ist Zeit des Wirkens bis unsre Tage ausgelebt und wie einzelne Tropfen vom Dach niedergefallen sind. Wir treten auf die Erde und schreiten über den Grund hin bis wir in den mütterlichen Schooß zurücksinken. Unsre heidnischen Voreltern legten einem Sterbenden die Worte in den Mund: Heute Abend werde ich beim Wodan

*) Das Alter ist eine Dämmerung, die nicht lang sein kann.

zu Gaſte ſein, und noch heute hat das Volk die derben aber treffenden Redensarten: Sein letztes Brod iſt ihm gebacken, ſein letztes Kleid geſchnitten. Göthe mit einem heitern aber tiefſinnigen, Glück und Leben zuſammen ſtellenden Euphemismus ſagt:

Der Menſch erfährt, er ſei nun wer er mag,
Ein letztes Glück und einen letzten Tag.

Der auf S. 151. letzte Zeile genannte Anhang, ſo wie die auf S. 159. erwähnten Anmerkungen, endlich die Beilage, auf die S. 161. hingewieſen wird, fehlen in der Handſchrift.

Ueber Schule, Univerſität, Akademie.

1849.*)

Dieſer Tage trat, aus mehr als einer Urſache, es an mich nahe, einen die Genoſſenſchaft, der wir zu gehören, unmittelbar betreffenden, ohne Zweifel auch von Vielen unter uns oft erwogenen Gegenſtand in neue Betrachtung zu ziehen. Rechenſchaft geben wollte ich mir über das eigentliche Verhältniß der Akademie zu andern wiſſenſchaftlichen Anſtalten, über das was bei verſchiedenen Anläſſen akademiſch ſei oder nicht. Auf unſer Statut zurück gewieſen zu werden beſorge ich kaum, da deſſen ſchon mehrmals (am letzten 1812 und 1838) eingetretene Aenderung ſelbſt darthut wie wenig dieſer Verein von gelehrten Männern für in ſich abgeſchloſſen und fertig zu erachten oder gegen der Zeit und des allgemeinen menſchlichen Fortgangs allmächtigen Einfluß unempfindlich ſei. Das uns bei der Stiftung übergeworfne erſte Kleid haben wir längſt verwachſen, und die Muſter nach welchen es geſchnitten wurde gelten auch ſonſt nicht mehr, ſo wenig als für irgend eine der deutſchen Univerſitäten die Heidelberger Satzung von 1346 maßgebend geblieben iſt. Dennoch darf es ein Glück heißen und eine Wolthat, daß damals zu Berlin oder in der Pfalz halb tactvoll, halb unbewußt, das Rechte und Angemeſſene getroffen wurde. Deſto ruhiger abwarten oder im Geiſte voraus ahnen dürfen wir, die Akademie werde über lang oder kurz ſich zu verjüngen und erweitern alle Fähigkeit in ſich tragen, und wohin mein Blick gerichtet ſei ſoll hernach unverhalten ſein.

*) Eine in der Akademie der Wiſſenſchaften am 8. November 1849 gehaltene Vorleſung.

Wer über das Weſen der Akademie nach zu ſinnen beginnt kann ſich ſchon bei dem Klang ihres Namens an die Univerſität zu denken kaum entſchlagen, welche gleichfalls Akademie zu heißen pflegt. Aber auch hier läßt ſich noch nicht einhalten, da zwar keine Akademie, doch die Univerſität auf die Benennung einer hohen Schule Anſpruch hat, ſo daß in den ganzen Kreis dieſer Begriffe und Erörterungen nicht minder die Schule gezogen werden muß. Und wie ſolchergeſtalt die Verwandtſchaft zwar nothwendig geſchiedner aber in einander übergreifender Behörden bereits in ihren Namen vorbricht, findet ſie hier in Preußen dadurch ausdrückliche Beſtätigung, daß nicht ſelten vorragende Lehrer an den Gymnaſien zugleich als Profeſſoren der Univerſität auftreten und alle Mitglieder der Akademie auf ſämmtlichen Landesuniverſitäten Vorleſungen zu eröffnen berechtigt ſind. Kann demnach an vielfacher, innerer wie äußerer Berührung dieſer drei öffentlichen Anſtalten im Voraus nicht gezweifelt werden, ſo ſoll das Ergebniß meiner nachfolgenden Unterſuchung darlegen, wie und auf welche Weiſe in ihren Mitteln und Erfolgen ſie ganz von einander abweichen, um ſo ſicherer aber eine ſich ſtützende ſtufenartige Trilogie bilden, welche ſolange die Akademie ihr abgieng unvollſtändig erfaßt war, man darf auch ſagen, ſolange die Akademie ihrem Weſen nach unzureichend aufgeſtellt iſt, immer noch mangelhaft begriffen wird.

Es braucht nicht zu verwundern, daß dieſe Anſtalten insgeſammt, deren entſchiedenes deutſches Gepräge bald ins Auge fällt, nur mit fremden Wörtern bezeichnet werden können und unſere jetzige Sprache für ſie gar keine heimiſchen Ausdrücke darbietet. Denn gleich der Sache ſind die Namen zwar zu ſehr verſchiedener, doch einer ſolchen Zeit, wo die in unſerm Volke ſelbſt gelegnen bildſamen Triebe zurück ſtanden, uns von Süden und Weſten her über die Alpen und den Rhein zugebracht worden; wie es bei manchem andern von außen Aufgedrungenen der Fall war, haben wir ihren Begriff allmälich abgeklärt und vertieft, ſo daß nichts weiter an der ihnen urſprünglich zuge-

ſtandnen oder im Verfolg anderswo beigemeſſenen Bedeutung gelegen ſcheint. Wir Deutſchen, denen zu heiß drückender Schmach das erſehnteſte Recht eines freien Volkes, das ſeiner ungehemmten Einheit bisher noch vorenthalten wird, erblicken einem ſolchen Gebrechen gegenüber zwar geringfügigen, an ſich dennoch großen Erſatz oder Troſt dafür in dem anerkannten Ruf, daß was auf Wiſſenſchaft und deren Förderung bezogen werden kann, alles bei uns faſt in höherem Grade vorhanden iſt, als bei den mächtigſten, einſichtsvollſten Völkern der Gegenwart. Wie viel Unherſtellbares in unſerm öffentlichen Leben uns mißlungen, wie viel auch des Gelingenden bald wieder verkommen und untergegangen ſei, alles noch rettbare Gedeihen ſcheint ſich nach einer Seite hin geflüchtet zu haben, und in den meiſten der Wiſſenſchaft gehörenden Einrichtungen die Gunſt eines frohen und anhaltenden Fortſchritts uns immer unverſagt. Und vermag der Geiſt einen hinfälligen Leib aufrecht zu erhalten und zu friſten, ſo kann ohne Ruhmredigkeit behauptet werden, daß unſere Wiſſenſchaft und errungene Literatur, das untilgbare Gefühl für Sprache und Poeſie es geweſen ſind, die in Zeiten härteſter Trübſal und tiefſter Ohnmacht des deutſchen Reichs das Volk geſtärkt, innerlich angefacht und erhoben, ja den ſonſt nichts hätte aufhalten mögen vor Untergang uns bewahrt haben. Franzoſen und Engländer, ihren Blick theilnahmlos und ungläubig von unſerm politiſchen Ringen abwendend, wo nicht gar es höhnend, erkennen auf dem Felde der Wiſſenſchaft uns als ihnen ebenbürtig oder ſelbſt überlegen an; ſie ſind längſt beſtrebt unſre Leiſtungen und Anſtalten kennen zu lernen und vielleicht nachzuahmen. Was auch in ihren Augen und mit verzehnfachtem Selbſtgefühl würden wir ausgerichtet haben, hätte aller unſrer Wiſſenſchaft, das heißt der Erhebung des Geiſtes auch ein ſtolzes Bewuſtſein der Stärke und der Macht des Vaterlandes, als eines Bodens, von dem der Geiſt ſich ſchwingen, auf den er weilend ſich nieder laſſen könne, zum Grunde gelegen? oder welch unerfülltes glänzenderes Geſchick ruht für uns auf jetzt

noch unnahbaren Knien der Götter? Wem ſolch ein Lob zu voll, dieſe Hoffnungen maßlos und überſpannt erſcheinen, der möge hernach gewahren, daß ich herben Tadel unter zu miſchen und von den wiſſenſchaftlichen Anſprüchen, zu denen wir befugt ſein könnten, große Stücke abzuziehen nicht ſäumen werde. Von andern Seiten her erſchallen ja Mißbehagen und Unzufriedenheit viel anhaltender und lauter. Es iſt eine ſeltſame Erſcheinung, daß gerade was dem Ausland an den ſonſt um nichts Geneideten neidenswerth vorkommt, unſre Schulen und Univerſitäten, bei Mitlebenden unter uns herabgeſetzt und als weſentlicher Umwandlung bedürftig dargeſtellt zu werden pflegt. War jener Vorzug nur eingebildet, oder ſteht er ſo feſt, daß alle gemachten Vorwürfe von ihm abgleiten? Niemand der geſundes Sinnes iſt, wird frevelnden Neuerern das Wort reden, die jede gute Gewohnheit hergebrachter Sitte ruchlos untergraben möchten, Niemand aber auch den auf ihren Zinnen über alle und jede Neuerung Zeter ſchreienden Zionswächtern ſich beigeſellen wollen.

Ich erbitte mir Nachſicht dafür, daß ich, wie man ſchon gewahren wird, mit anſpruchloſer Offenheit keinem Anſtoß oder Bedenken ausweichen will, was einige meiner Anſichten mit ſich führen können; hinten zu halten und mich zu bergen war meine Sache nie.

Von der Wiſſenſchaft hege ich die höchſte Vorſtellung. Alles Wiſſen hat eine elementariſche Kraft und gleicht dem entſprungnen Waſſer, das unabläſſig fortrinnt, der Flamme, die einmal geweckt Ströme von Licht und Wärme aus ſich ergießt. Solang es Menſchen gibt, kann dieſer lechzende Durſt nach Wiſſen, wie vielfach er geſtillt wurde, nie völlig erlöſchen. Eigenheit der Elemente iſt es aber aller Enden hin in ungemeſſene Weite zu wirken und darum verdrießt es die Wiſſenſchaft jeder ihr in den Weg gerückten Schranke und ſie findet ſich nicht eher zufrieden geſtellt, bis ſie eine nach der andern überſtiegen hat. Ihrer Unermeſſenheit zufolge ſcheint ſie nothwendig

unpractisch in der Meinung, daß sie nicht auf irgend ein bestimmtes Ziel einzuengen, sondern der guten Fabel ähnlich statt auf einzelne Nutzanwendungen vielmehr auf jeden Nutzen gerecht und bei aller Gelegenheit diensam ist. Dieser reiche unabschließende Gehalt der Wissenschaft äußert sich auch darin, daß aus ihrem Schoße Zweige und Aeste, wie aus der Pflanze entsprießen und treiben, die sich bald ihr neues Gesetz schreiben und dann gesondert als einzelne Wissenschaften neue Frucht bringen. Das Beispiel der vergleichenden Sprachforschung soll mir hier zu statten kommen, die in unsern Tagen, in Gegenwart und vor Augen dieser Akademie selbst, sich einen Weg gebrochen hat, der zu ganz andern Ausgängen führt als den von der alten Philologie verfolgten. Denn während diese sich nur der classischen Sprache bemächtigte und in deren Umfang Meisterin war, muste die comparative Grammatik ebensowol alle rohen, von jener über die Achsel angeblickten Idiome und alle halbgebildeten Sprachen in ihren Kreis ziehen, wodurch sie zu Ergebnissen gelangte, von denen früher keine Ahnung war. Ich scheue mich nicht hinzuzufügen, daß in gleicher Weise dem Betrieb der classischen Mythologie, die sich zur Seite unbeachtet liegen ließ was von Mythen Sagen und Bräuchen aus dem lebendigen Volksmunde des gesammten heutigen Europas im Ueberschwank zu sammeln steht, bald auch eine vergleichende Sagenforschung sich erzeugen werde, deren ernste Resultate nicht bloß einigen Regeln zum Correctiv dienen können, die aus dem griechischen und römischen Alterthum bisher geschöpft und zwar reichströmend, doch allzu einseitig abgeleitet waren.

Fragt es sich nun aber im Allgemeinen nach dem Boden, wo jede einzelne Wissenschaft wie alle zusammen wurzeln, was sie zeuge, nähre und sättige? so wird beständig auf eine innere und äußere Ursache zu weisen sein, die fast unzertrennlich in einander greifen und kaum ohne einander zu denken sind, ich meine den Trieb des Lernens und Lehrens. Auch sind beinahe in allen Zungen bedeutsam die Wörter des Lernens und Lehrens

(deren Sammlung ich anderswo mittheilen werde) unmittelbar von einander gebildet, und entweder wird das Lehren als ein Uebertragen des Gelernten, als ein Wissen machen oder das Lernen als ein Gelehrtwerden und sich selbst Lehren, überhaupt aber als ein weise und gewiß werden erfaßt. Wer nun wollte, sofern man beide Fähigkeiten getrennt abwägt, nicht dem Lernen den Rang lassen vor dem Lehren? Wie dem Hören ein innerer Sinn des Vernehmens, dem Sprechen ein Denken, dem Singen ein Dichten, muß nothwendig dem Lehren ein Lernen voraus gegangen sein. Im Lernen waltet unschuldiges Behagen und größere Freiheit; die Lehre erscheint im Geleite einer von ihr unzertrennlichen und dem freien Wissen Eintrag thuenden Autorität, je mehr der Mensch lernen kann, desto gelehrter mag er werden, nicht aber gilt das Umgedrehte, daß je mehr er gelehrt werde, er desto mehr auch lerne, und bloßer Gelehrsamkeit haftet ein Nebenbegriff des Angelernten bei, während die eigentliche Wissenschaft vorzugsweise aus sich selbst hervor gestiegen ist. Das Lernen ist findend und schöpferisch, die Lehre nur festigend und gestaltend; nimmer würde sogar die trefflichste Lehre ihr Werk verrichten, träte ihr nicht aus dem Lernenden ein empfängliches und mitfruchtendes Verständniß gegenüber, was der Dichter in den schönen Worten anerkennt;

Erquickung hast du nicht gewonnen,
Wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.*)

*) Göthe Xenie 58 wissenschaftliches Genie: Wird der Poet nur geboren? Der Philosoph wirds nicht minder. Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut. Aphorismen über Naturw. (Werke 3, 303): Alles was wir Erfinden, Entdecken im höheren Sinne nennen, ist die bedeutende Ausübung, Bethätigung eines originalen Wahrheitsgefühles, das im Stillen längst ausgebildet unversehens mit Blitzesschnelle zu einer fruchtbaren Erkenntniß führt. In Wh. Meister (Werke 1816. 4, 394): Neigung, Thätigkeit, Anlage, Instinct sind das erste und letzte. Die geringste Fähigkeit ist uns angeboren. Die Erziehung macht uns

Menschlich aber ist es daß beide, Lernbegier und Lehre in Wechselwirkung zusammen treten, und streng genommen gibt es darum weder Autodidacten, noch solche die nur durch die Lehre wissend geworden wären. Wer sich in Waldes Einsamkeit von aller menschlichen Gesellschaft flüchtete, könnte immer nicht umhin, die ihm selbst durch die Sprache eingeimpften und vor der Zeit, wo er den Entschluß zur Absonderung faßte, gesognen Vorstellungen seinem beschaulichen Nachdenken unter zu legen, geschweige jeder andere, den Einflüssen seiner Mitlebenden willig hingegebne Mensch. Alle Mittheilung geschieht in zwiefacher Absicht, entweder will der Mittheilende Beifall oder Tadel über das Mitgetheilte vernehmen, oder er will es auf Andere übertragen und nur diese letzte Richtung heißt Lehre im eigentlichen Sinn. Im ersten Fall läßt er sein eignes Forschen eine Probe bestehen, die er selbst anzustellen nicht vermag; im andern Fall fühlt der Lernende sich von dem Lehrenden entzündet, der Lehrende durch das Entgegenkommen des Lernenden tiefer angeregt.

Ich kann jetzt die Anwendung machen auf unsere drei Anstalten. In zweien, der Schule und Universität waltet die Lehre, die Akademie ist von ihr entbunden. Die Schule zeigt aber Lehrzwang, die Universität Lehrfreiheit. Kein Schüler hat die Wahl der Lehre, er kann sich nicht aussuchen was er lernen will, und der Lehrer soll lehren, was im Schulplan liegt. Der Student hingegen darf sich frei entscheiden für alles wozu ihn innere Neigung trägt; was diese Freiheit einschränkt ist vom Uebel und verfälscht. Den Professor bindet bei seinen Vorlesungen eine nothwendige Rücksicht, ihren Inhalt dem Lehrzweck und den Bedürfnissen der Zuhörer anzupassen, und die alljährliche, wenn auch noch so freie und unmechanische Wiederholung kann quälend werden oder Gefahr laufen sich abzustumpfen. In

---

ungewiß. Ein Kind das auf eignem Wege irre geht, ist mir lieber als manche die auf fremdem Wege recht wandeln.

der Schule ist alles Praxis und zwischen Schüler und Meister eine große Kluft, es gibt nur Sachen, die jenem schwer, diesem leicht fallen. Auf der Universität hat sich der Abstand mehr ausgeglichen, die Fähigkeit des Lernenden erhöht und der des Lehrenden genähert, welcher um so geneigter wird herab zu steigen und seiner Lehrgabe die eigne Lernbegierde unter zu ordnen. Für den Akademiker ist, im Gegensatz zum Schulmeister und Professor, die volle Lust und Muße des Lernens hergestellt, er darf immer oben bleiben oder seine höchste Formel aussprechen, und nur das Beispiel legt ihm eine wohlthätige Fessel an oder einen zugleich seine innerste Kraft stärkenden Zaum. Schon nach dieser allgemeinen Darlegung wird die Akademie oder der akademische Betrieb der Wissenschaft als Gipfel aller wissenschaftlichen Einrichtungen erscheinen und wie die Universität über die Schule ihrerseits über die Universität hinaus ragen.

Bevor jedoch zur nähern Entwickelung und Begründung meiner Sätze im Einzelnen geschritten werden kann, ist erforderlich erst einer andern bisher unerwähnten und großartigeren Erscheinung zu gedenken, als Schule, Universität und Akademie zusammen genommen sind, einer Anstalt, die zugleich über Lehre und Lernen ihre wiewol erschütterte, immer noch ungebrochne Gewalt behauptet.

Das Christenthum und die aus ihm hervorgegangene Kirche bezeichnen insgemein einen so durchdringenden Wendepunct der Geschichte wie aller einzelnen Richtungen unsers Welttheils, daß auch die Fortpflanzung des menschlichen Wissens in allen seinen Fugen davon berührt werden muste.

Der heidnische Glaube der alten Welt wurzelte volksmäßig*), man könnte sagen durch eine stille Macht der Ueberlieferung in den Gemütern, und bedurfte nicht für die große Masse, nur für Eingeweihtere der Lehre und des ausdrücklichen Bekenntnisses; alles andere Wissen wuchs neben ihm frei und unabhängig empor.

*) Plato de legib. 10 p. 887.

Die chriſtliche Kirche dagegen war von Anfang und zu allen Zeiten eine lehrende, die nicht bloß ihren Glauben feſt einzuprägen, ſondern auch jegliche Wiſſenſchaft zuletzt auf ihn zu beziehen trachtete. Je ſtraffer ihren Zügel ſie anzog, deſto ſtrenger pflegte ſie Erziehung und öffentlichen Unterricht zu leiten und auf allen Gebieten menſchlicher Erkenntniß im Hintergrund eine Mauer zu errichten, vor welcher ſtill zu ſtehen geboten, die zu überſchreiten unterſagt war. Das Chriſtenthum that durch ſeine milde Wärme dem innern Menſchen Vorſchub, machte ihn alſo für das Wiſſen an ſich empfänglich; allein die Leiter der chriſtlichen Gemeinde hemmten und beſchränkten dieſe wolthätige Wirkung, ſie führten eine Reihe dunkler Jahrhunderte herauf, in denen ſich keine freiere Menſchlichkeit entfaltete. Konnte auch im Geleite der Kirche und von ihr geſchützt die Wiſſenſchaft eine Strecke des Wegs zurück legen; allmälich begannen beide ſich zu ſcheiden und feindſelig einander entgegen zu ſetzen. Die Wiſſenſchaft will nur glauben, was ſie weiß, die Kirche nur wiſſen was ſie glaubt*). Nie hat es die Kirche geſcheut und unterlaſſen aus ihrer Geringſchätzung alles menſchlichen Erkennens gegenüber den von ihr verfolgten Zwecken ein Hehl zu machen, und mit ſolchem Ausſpruch, wenn er gälte, fiele die Wiſſenſchaft zu Boden. Dem Tode verfallen ſein iſt unſerm Leib, nach dem ewigen Grunde des Wiſſens zu dringen iſt unſerm Geiſt voraus beſtimmt. Die Kirche will aber allein beſeligen und bietet der menſchlichen auf zahlloſen Wegen zur Erkenntniß Gottes vorſtrebenden Natur Trotz. Nach dieſer durchgehends verfochtenen Ausſchließlichkeit der Kirche mußten alle von den Heiden, die auch am Schleier gelüftet hatten, eingeſchlagenen Mittel wo nicht verkehrt, doch unzulänglich befunden, jede Rückkehr zu den die Vorwelt ſchon erregenden und befruchtenden Gedanken auf einem gewiſſen Punct für Ketzerei ver-

*) swer niht mêr gelouben wil denne er weiz, der ist unwise. David von Augsb. myst. 336, 20.

ſchrien werden, bis endlich eine ſolche Ketzerei zu ewiger Ehre unſers Vaterlandes durchſchlug. Die Reformation verhält ſich zur katholiſchen Kirche faſt wie das Chriſtenthum ſeines Stifters und der Apoſtel zu dem Glauben der eifernden jüdiſchen Prieſter, und alle heilſamen Folgen der Glaubensreinigung mußten der ganzen Welt, ja wider ihren Willen und in weiterer Ferne ſelbſt der alten Kirche zu Gute kommen. Dieſe ihrem Weſen nach unvollendete und unabgeſchloſſene Glaubensläuterung iſt es, die auch, indem ſie der Wiſſenſchaft Ketten allmälich ſprengte, dem Alterthum der Griechen und Römer ſeinen lange verhaltnen Athemzug wieder löſte. Man hat es ihr ſchwer aufgebürdet mit einemmal die politiſche Einheit der Deutſchen gebrochen und einen noch heute klaffenden Spalt zwiſchen Brüdern hervorgebracht zu haben. Weſſen war aber die Schuld, der vorſchreitenden Proteſtanten oder der zurückbleibenden Katholiken? Von jeher galt Fortgang für des Menſchen würdiger als Stillſtand, und es iſt, wer genauer ſchauen und den Finger der Vorſehung erkennen will, ein in Deutſchland vorher geſtörtes Gleichgewicht eben dadurch auf andere Weiſe hergeſtellt worden. Da nemlich früher die Herrſchaft der hochdeutſchen in Süddeutſchland entſprungenen Sprache aus bekannten Urſachen auch über Norddeutſchland erſtreckt worden war, ſcheint durch ein nach der andern Seite fallendes Loos die der ſüdlichen Hälfte unſeres Vaterlands mehr entzogne geiſtige Ausbildung deutſcher Sprache und Dichtkunſt eine Zeitlang der nördlichen überwieſen, damit auch für ſie die Spracheigenheit ſelbſt gerechtfertigt und erworben würde. Oeſtreich und Baiern mußten nach der Glaubensverbeſſerung, an der ſie ſich nicht betheiligten, die früher bei ihnen zu Hauſe wohnende und erblühte Macht der Poeſie in norddeutſche Landtheile ausziehen ſehn, von wannen erſt nach und nach die Wirkung wieder auf ſie zurück ſcheinen konnte. Die proteſtantiſche Kirche jedoch, deren größere Freiheit ſeit Luther der Sprache und Wiſſenſchaft zu Gewinn ausſchlug und ihnen beiden einen unverkennbar proteſtantiſchen Charakter auf-

drückte, hat auch nach unerfreuenden Rückschritten jene wiewol geminderte Opposition gegen die Wissenschaft nie ganz aufhören lassen. Wenn einmal die gesammte, katholische wie protestantische Kirche zu ruhigem Vollbesitz ihrer menschenbeglückenden Kraft gelangen, ihr Glaubens- und Sittengesetz auf eine geringe Zahl einfacher Gebote beschränken wollte und darüber hinaus jeden Menschen mit sich selbst und seinem Gewissen, wie es die duldsamen Alten thaten, fertig werden ließe; so brauchte sie nicht länger Proselyten zu werben, nicht mehr Liebe und Haß aus demselben Gefäß zu gießen, und wäre der in vielen Zeitaltern umsonst erschollenen, endlich abgenutzten Klage über die Sündhaftigkeit und den Verfall der Welt enthoben. Je mehr sie sich aber dieser wahrhaft menschlichen, jene Kluft allein heilenden Richtung zukehrt, in demselben Maße werden sich auch einmal alle Fragen nach unsrer besten Erziehung und Wissenschaft vereinfachen, alle Mittel dazu erleichtern. Jetzt deckt uns den Himmel noch ein großes Stück Gewölke.

Die Schule.

Bei der Schule, von der ich nun anhebe, kann nicht umgangen werden eine niedere und höhere zu sondern, das Darreichen der ersten Milch alles Unterrichts von einer zubereiteten festern Nahrung. Während die höhere unter uns in Blüte zu stehen und ihr rechtes Maß fast zu erfüllen scheint, erblicken wir den Stand der Elementarschule heutzutage sehr unbefriedigend und verworren.

Diese niedere Schule ist allgemeine Spenderin einer Lehre ohne Unterschied, die Heerstraße für alle Kinder, gleichsam das größte Sieb, durch welches deren frühste Anlagen gebeutelt werden.

Muß denn der Mensch zu Schule gehen? Das Insect, sobald es aus der Larve geschloffen ist, reckt einige Augenblicke seine Flügel und schwingt sich dann leicht und gewandt in die Lüfte.

Digitized by Google

Zwar heißts, der Vogel lehre ſeine Jungen fliegen, der Adler führe ſie der Sonne entgegen, was doch die Naturgeſchichte unbeſtätigt läßt. Wer lauſcht wird gewahren, wie die flücken, dem Flaum entwachsnen Neſtlinge eigenmächtig ihr Gefieder rühren und nach geringem Flattern mit den Alten um die Wette ihre Bahn durchſchneiden. Dem anfangs unbeholfnen, langſam gedeihenden, zum Bewältiger aller Thiere und der ganzen Welt auserſehnen Menſchen ſtärkt ſich dennoch jede Leibeskraft von freien Stücken und bedarf nur ſelten des Gängelbandes. Einfache Speiſe bringt ihn empor und faſt mit der Füße erſtem Treten auf den Boden beginnt ihm auch ſeine wunderbarſte, dem Thier verſagte, dem erwachenden Denkvermögen innig verwandte Fähigkeit, die der Sprache, wie anzuwachſen*). Gleich dem vernommenen Wort haftet ſodann in des Kindes reinem, unverſehrtem Gedächtniß alles was es Eltern, Geſchwiſtern, Nachbarn abzuſehen oder abzuhören vermag mit der ſchnellen aber zähen Gewalt des Beiſpiels. Wie nun, ſeit das Kind den Tag von der Nacht, Gutes von Böſem unterſcheidet, ſollen ſich ihm nicht auch Tugend und Sitte gleich Handgriffen einüben, die vor ſeinen Augen gemacht werden? Wie der Vater ſein Söhnlein die rechte Hand gebrauchen lehrt, ihm die Zahlen an den Fingern vorſagt, wird er auf der Stelle Lüge und Ungehorſam an ihm ſtrafen und ihm bei jedem Anlaß den Namen Gottes mit Ehrfurcht ausſprechen. Des Lernens Kraft eilt auch hier ſchon der Lehre zuvor und reicht über ſie hinaus, dem Kind wächſt die Seele von innen, der Leib von außen, und das iſt die ſchönſte, leichteſte und ſicherſte Erziehung, die dem ſich öffnenden und faltenden Verſtändniß und Faſſungsvermögen des Kindes von Eltern und Hausgenoſſen unvermerkt und ungeſucht dargeboten wird.

---

*) Wenn das Kind laufen lernt, lacht es, wie die menſchliche Natur überhaupt, ſobald ihr Schweres gelungen iſt, ſtill lacht; zwiſchen dem Vermögen zu lachen und zu ſprechen beſteht aber Analogie, und beides iſt den Thieren unverliehen.

Der Ackermann nimmt seinen Sohn mit aufs Feld, der Schiffer aufs Wasser, der Hirt auf die Weide, und gibt ihm erst kleine Geschäfte auszurichten, über welchen allmälich er auch die schwereren lerne. Wo Stand und Lebensart sich wenig oder nicht verrücken, ist nichts natürlicher als ein so unmittelbarer Uebergang der Gaben von Vater auf Sohn, von Mutter auf Tochter, und den sich ablösenden Geschlechtern alle wesentliche Unterweisung dadurch gleichsam von selbst verliehen.

Laßt aus irgend welchem Grund ein Mädchen die Schule nicht besuchen, sondern daheim unter dem Eindruck der Eltern und ihres Umgangs aufwachsen, und seht zu, ob es nicht mutterwitzig, lebendiger Rede kundig, wolgeartet und haushältig werde vor allen Schülerinnen, die sich mit Manchem geplagt haben, was sie ohne Schaden wieder vergessen können.

Hiermit aber soll bloß der eingebornen Anlage des menschlichen Geistes, die es allen Vorbereitungen beinahe gleich thun und sie sogar überholen kann, ihr Recht geschehen, keineswegs die Heilsamkeit oder das Bedürfniß der Schule unter gesitteten und gebildeten Völkern, die der einfachen Lebensweise ihrer Vorzeit längst entrückt in gemischte und vielfach verwickelte Verhältnisse der Gesellschaft eingetreten sind, verabredet werden.

Es ist für Eltern wie für Kinder unentbehrliche Wolthat, daß öffentliche Anstalten bestehen, denen mit vollem Vertrauen ein großer Theil der Erziehung überlassen werden könne. Nicht allein entfernen die Eltern den Lärm und die Unstille der in die Schule abgegebnen Kinder dadurch aus dem Haus, sei es auch nur um Stunden und halbe Tage lang, wie Mütter sagen, die Mühle abzuschützen, und auf das Geräusch Ruhe eintreten zu lassen, deren sie für ihre Geschäfte und Verrichtungen bedürftig sind; der Hauptgrund, und der Natur der Dinge gemäß ist es, daß gleichfalls das Kind aus dem weiteren Kreise des zerstreuenden Hauses mit andern Gespielen in engere, stillere, fruchtbar zum Eifer weckende Gemeinschaft unter Aufsicht eines Lehrers gesammelt werde, der die angefangne und daneben waltende

Hauszucht in geregelter Ordnung fortſetze und erhöhe. Welch ſüßer Lohn für ihn alle Keime und Knospen der unſchuldig vordringenden Kinderſeelen in ihrer manigfaltigſten Gabe vor ſich auf der Bank zu haben, zu betrachten und liebreich zu heben.

Solch ein Lehrer, wie die Amme ihre Bruſt dem Säugling hinhält, flößt dem Knaben die noch leichte Speiſe des erſten Wiſſens ein, nährt, erzieht, baut auf und meiſtert ihn in allen Dingen*).

Nichts beſſer zu ſtatten kommt ihm dabei als die unerſättliche Wißbegier der an des Meiſters Munde hängenden, ihn einem Könige gleich hochhaltenden Jugend ſelbſt; doch hat dieſe freudige Lernfähigkeit auch ihre Schranke, die eingehalten ſein will. So unverdroſſen der Schüler lernt, erſehnt er zugleich die ausſchlagende, ihn der vier engen Wände entlaſſende und zur freien Luft fördernde Stunde. Mit welcher Empfindung das Kind ſeine Bürde auf und ab lade, ſagt in einer unnachahmlichen Stelle, wo er die Luſt der Knaben in die Schule und aus ihr zu gehn der Luſt Liebender von und zu einander zu gehn treffend entgegen ſetzt, Shakespeare:

love goes toward love as schoolboys from their books,
but love from love, toward school with heavy looks.

und von Triſtan redend, der aus der Freiheit ſeiner aufblühenden Jahre in des Meiſters Hand gegeben wurde, hat ſchon Gotfried 54, 4 daſſelbe Gefühl in den Worten ausgedrückt:

der buoche lêre und ir getwanc
was sîner sorgen anevanc.

Eines Schulmeiſters Leben, wenn er genügſam ſich beſchei-

*) Daher erziehen, unterrichten, instruere. Daß erziehen von der Amme entnommen wurde, lehrt eine Stelle Varros bei Nonnius 5, 105: educit obstetrix, educat nutrix, instituit paedagogus, docet magister. Auch praecipere gilt von dieſem erſten Unterricht. Unſre alte Sprache nannte den Lehrer magazoho d. i. qui filium educat. meizoge jüngl. 41. 746. 1188. 1205; zuhtmeister jüngl. 1226. Otte mit dem B. 98.

det, nicht über ſeinen Stand hinaus ſtrebt, könnte das friedlichſte und glücklichſte von der Welt ſein. Jahr aus Jahr ein unterweiſt er in hergebrachtem Gleiſe, ſieht immer friſche Geſichter um ſich verſammelt und waltet in deren Mitte beinahe unumſchränkt, denn in keiner andern Lage des Lebens wird dem Vorgeſetzten von ſeinen Untergebnen ſo viel williger und unterwürfiger Gehorſam bewieſen wie ihm von den Schülern. Nur mäßig angeſtrengt ſind dabei ſeine Kräfte und überall vermag er mit unbefangenſter Sicherheit aufzutreten. Wie manche ſeiner Zöglinge ſchon nach wenigen Jahren ihm entſchieden überlegen ſein werden, jetzt ſteht er ihnen allen noch rieſengroß und Vorbild gebend. Jene beſtändige Wiederholung und der langſame Schritt ſeines Unterrichts gleichen der Geduld des Landmanns, der viele Sonnen wieder kehren ſieht, bevor die Saat zur Ernte reift, aber ſie feſtigen ihm auch alles was er weiß und das bekannte docendo discimus lautet auf deutſch ſinnlicher ausgedrückt: ein Tag iſt des andern Schulknabe. Stunden zur Erholung, Ruhe, ja inneren Ausbildung, wenn ſie in ihm auftaucht, bleiben dem Schulmeiſter genug vergönnt; aber Zufriedenheit mit ſeinem ſtillen Loos muß ihm eigen, alles ſich Ueberheben, aller Aufwand fremd ſein.

Das Mittelalter hatte die ganze Schule in die Hand der Kirche gelegt und nur zu den Geiſtlichen, oder wo es Klöſter gab, zu den Mönchen giengen die Knaben, zu den Nonnen die Mädchen in Unterricht. Mädchen empfiengen faſt nur im Glauben und in weiblicher Handarbeit Unterweiſung, Knaben ward eine Reihe von Jahren hindurch das ſogenannte Trivium pedantiſch eingeübt, denn auf dieſem Boden gerade iſt eines Begriffes Urſprung zu ſuchen, über den ich mich bei andrer Gelegenheit hier ausgelaſſen habe. Hauptanliegen war, daß man die Knaben alle Glaubensartikel, ein dichtes Bündel von Gebeten (deren Nachplappern auch den Erwachſenen das ganze Leben hindurch auferlegt blieb), etwas Geſang und einzelne kirchliche Dienſtleiſtungen lehrte; zum Leſen oder Schreiben brachten es nur

weiter Vorgeſchrittene, ja verſchiedentlich ſcheint dieſe Kunſt vorzugsweiſe Frauen mitgetheilt worden zu ſein. Damals konnte die Schule überhaupt nichts anders als ein Abbild, einen geſchwächten Wiederabdruck der Geiſtlichkeit darſtellen und hätte ſchon darum alles was die Kirche von ſich wies ängſtlich meiden müſſen. Doch iſt hervorzuheben, daß die Bettelmönche, wie ſie insgemein auf das Volk näher einzuwirken trachteten, auch von der Kirche unabhängigere, wenigſtens unbewußt nach dieſer Unabhängigkeit ſtrebende Volksſchulen förderten und ſtifteten. Weil aber keine Zeit ganz ohne Freiheit und Licht ſein kann, und die der menſchlichen Natur inwohnende Liebe ſelbſt Unbeholfnen die Hand leitet; wird es auch im Mittelalter an freudigen Schulmeiſtern und Erziehern nicht gemangelt haben, die es verſtanden das ſchlummernde Talent der Kinder zu wecken und zu leiten, ich verweiſe nur auf die Schilderung der Erziehung Triſtans oder des Fündlings Gregorius bei Gotfried und Hartmann.

Aller Beſchränktheit und Geiſtesarmut der Schule ſteuerte endlich zwar die Reformation, indem ſie an den Platz des mönchiſchen Quadriviums ſogenannte Humaniora (ſtatt des ſtärkern Poſitivs humana) einſetzte, die das claſſiſche Alterthum neben der chriſtlichen Glaubenslehre aufrichteten. Nur in den Erſatz des freilich allzuwenig enthaltenden Triviums wurde nunmehr allzuviel gelegt und ein nüchtern überladner Elementarunterricht gegründet, der ſeinen pedantiſchen Anſtrich ſteigernd zugleich die Strenge der Zucht ſchärfte. Nach wie vor blieb er dann halbgebildeten Kirchendienern, Küſtern und Kantoren anvertraut, die wie man ſich denken kann, nichts von dem erließen, was in die Zuziehung der Knaben beim Geſang und bei jeder andern öffentlichen Gelegenheit ihres Amtes einſchlug, ſo daß in gewiſſem Sinn auch die evangeliſchen Schüler fortwährend Chorknaben, Acolythen und Pſalmiſten der Kirche waren; welcher Brauch doch allmälich ermäßigt und heute beinahe erloſchen iſt. Uebung

der Muſik und des Geſanges mußte zugleich die Herbe der Schule mildern und erheitern.

Wenn im Mittelalter dieſe Elementarſchulen der Regierung des Landes gar keine Ausgabe verurſachten, koſteten ſie auch in den nächſten Jahrhunderten nach der Reformation noch nicht viel. Den meiſten ländlichen Aemtern pflegte vor Alters ihr Gehalt faſt nur in Naturalien ausgeſetzt zu ſein, die die Gemeinde lieferte, und am längſten konnte dieſer Gebrauch ſich bei Pfarrern und Schulmeiſtern fortpflanzen. Zu der ſtändigen, meiſtentheils geringen Beſoldung des Schulmeiſters traten die Schulgelder und andere von den Eltern der Kinder entrichtete Beiträge; wenn der Vater ſeinen Sohn dem Lehrer zu führte, brachte er ihm auch eine Gabe von Lebensmitteln. Ich entſinne mich, in der Schule, wo ich ſelbſt den erſten Unterricht empfangen habe*), und gewiß damals noch in vielen andern**), nahm jeder Schüler des Morgens ein Scheit Brennholz für den Ofen mit und warf es auf den Haufen, wie bis auf heute in Irland beim täglichen Schulgang jedes Kind ſein Stück Torf unterm Arm trägt, das es zum Vorrat des Lehrers hinbringt***). Wer alle Schulbräuche der Vorzeit, die Feſte und Freuden der Kinder, aber auch die für ſie bereit gehaltnen Strafen ſammeln wollte, könnte ein anziehendes Buch davon ſchreiben. Ich wünſche dem Volk möglichſt geringe Abgaben, doch wie Almoſen dem Einſchuß in Armencaſſen ſind auch Schulgelder und Collegienhonorare der ihres Abgangs wegen nöthig werdenden Erhöhung der Beſoldung für Schulmeiſter und Profeſſoren aus Staatsmitteln vorzuziehen, ſchon aus dem natürlichen Grunde, weil die unmittelbar bezahlte Schule und Vorleſung immer fleißiger beſucht zu werden pflegt.

*) Zu Steinau, in der hanauiſchen Obergrafſchaft. Der Praeceptor hieß Zinkhahn.

**) Um 1835 noch in den Dörfern des elſäſſiſchen Sundgaus, in der Gegend von Pfirt warf jeder Knabe ſein Spältle in der Schule ab.

***) Iriſche Sagen und Märchen, zweiter Theil. Stuttg. 1849. S. 461.

Wer sich ein Buch gekauft hat liest es weit genauer, als der es leihen kann.

An der einfachen althergebrachten Stellung der Landschulmeister haben die Einflüsse der neueren Zeit viel gerüttelt und Manches verdorben, nicht ohne Mißgriffe der ihnen vorgesetzten Behörden, die mehr aus der Schule machen wollten, als ihr zu sein gebührte. Der erste Jugendunterricht ist von Natur so beschaffen, daß er einen niedern Stand halten muß und sich nicht gewaltsam in die Höhe schrauben läßt; über das Maß gehende Ansprüche schaden hier nicht bloß den Schülern sondern auch den Lehrern. Soviel man nun für sie bedacht gewesen ist, waltet nirgends tieferes Mißbehagen als gerade unter unsern Schulmeistern, wie sie nicht einmal gern heißen mögen; sie ziehen dem mehrsagenden alten Namen den weniger enthaltenden vor. Die Frankfurter Nationalversammlung sah sich mit Bittschriften und Anträgen der Schullehrer fast überflutet, die höher und unabhängiger gestellt zu werden forderten und gern das ganze unentworfne Reich in ein Schulregiment umgewandelt hätten. Es ist auch nicht unbekannt, welcher Zusammenhang zwischen unruhigen Schullehrern, Communisten und Proletariern fast durchgehends statt fand und nicht ohne Gefahr für die Gemeinde bleiben konnte; den schlüpfrigen Abweg selbst betretend trugen sie eifrig dazu bei das Volk auf ihn zu verleiten. Dem großen Haufen pflegt ein Grund, dessen sie zu Geltendmachung ihres Verlangens sich bedienen, scheinbar einzuleuchten. Da ihnen, sagen sie, das edelste, kostbarste Gut aller Menschen, die Kinder und deren geistige Entfaltung empfohlen sei, könne man sie nicht gering wie Handwerker setzen, die nur dem leiblichen Wohl fröhnen, vielmehr Amt und Beruf müsse ihnen die Ansprüche wahrer Staatsdiener auf anständiges Auskommen, genügende Versorgung im Alter und Witwengehalte sichern. Hier aber wird offenbar der Werth dessen, dem man einen Dienst leistet, mit dem Werthe des Dienstes selbst verwechselt; es ist nicht abzusehen, warum wir Milch und Brot für die Kinder theurer einkaufen sollen als

sie jedem Alter gelten oder so theuer wie andre schwere Speisen. Die Fähigkeit, die wir vom Schullehrer fordern und die er uns aufwendet, scheint mir an sich unter der eines ausgezeichneten sinnreichen Handwerkers zu stehen, der in seiner Art das Höchste hervorbringt, während der Lehrer ein fast Jedem zugängliches Mittelgut darreicht und sein Talent leicht überboten werden kann. Wir sehn nicht selten Männer, die in andern Ständen verunglücken, sich hinterdrein dem Lehrgeschäft als einer ihnen noch gebliebenen Zuflucht widmen, ungefähr wie alte Jungfern, die nicht geheiratet haben, zu Kleinkinderbewahranstalten übertreten. Dies soll keine Herabsetzung des Lehramtes ausdrücken, sondern klar machen, wie es durch eine verhältnißmäßig niedre Kraft bedingt sei. Man hat auch geringere Leistungen zu achten, die aus reinem Willen hervorgehen und wird sie doppelt hoch anschlagen, wenn sie für einen uns theuern Gegenstand erfolgten.

Das heute oft und mit heiserem Schrei erschallende Begehren voller Freiheit des Unterrichts, die Vielen zur Freiheit ausschlagen würde nicht zu unterrichten noch unterrichtet zu werden, ist so vieldeutig, daß ihm wieder alle eigentliche Bedeutung entgeht. Wird es von einer Kirchenpartei erhoben, die herrschen möchte da wo sie über Druck klagt, so kann sie sich in der Elementarschule am leichtesten beruhigen, falls sie nur die natürliche Schranke in Glaubenssachen einhält. Zu wünschen aber, daß die Lehrgegenstände eher verringert als ausgedehnt werden mögen, wäre nicht unbillig und bezeichnete keinen Rückschritt. Die Wahl der Lehrer würde ich den Umständen nach bald vom Staat, bald von der Kirche, bald von der Gemeinde ausgehen lassen. Was ich von den bestehenden Schulseminarien in Erfahrung gebracht habe macht mir ihren Nutzen mehr als zweifelhaft, sie erfüllen den angehenden Lehrer mit Kenntnissen, die ihm in der Schule hernach nicht frommen; ist es Milch und Brot des Glaubens und der Vaterlandsliebe, was dieser noth thut, so werde auch nicht viel Anders darunter gegossen. Ueber

die Nothwendigkeit des Leſens und Schreibens für alle Kinder ohne Ausnahme iſt freilich längſt nicht mehr hinweg zu kommen, auch wenn man einſieht, wie viel die angeborne Sprachregel unter dem Schreiben in der Schule verdorben wird.

Deutſchland iſt ein wahres Land der Schulmeiſter, etwa wie Italien und Spanien das Land der Geiſtlichen. Rechnet man für ganz Preußen auf 15 Millionen Menſchen 30,000 Schulmeiſter, ſo kommt einer auf 500 Einwohner, unter welchen im Durchſchnitt 50 ſchulbeſuchende Kinder voraus zu ſetzen ſind. Wenn nun die übrigen deutſchen Länder faſt noch einmal ſo viel annehmen laſſen, entſpringt ein Heer von 50,000 bis 60,000 Lehrern, dem ſchwerlich ein gleich großes in andern Ländern derſelben Bevölkerung zur Seite treten kann und deſſen Sold den Staatshaushalt mächtig belaſtet. In dieſer Menge iſt ſicher auch eine große Zahl von Männern, die ihren Beruf getreu erfüllen und die ihnen aufgetragne Erziehung der Jugend gewiſſenhaft leiten; als Nebengeſchäfte für ſie eignen ſich vorzugsweiſe Muſik, Gartenbau, Veredlung des Obſtes und Bienenzucht, aus welchen allen ſie treffende Gleichniſſe und Bilder für das Gelingen ihrer Hauptarbeit ſchöpfen mögen. Zu gewiſſen, in der gegenwärtigen Lage unſrer Literatur unumgänglichen Nachforſchungen, ich meine das Sammeln der Sprache und Sage des gemeinen Volks, welche vertrauten Umgang mit dieſem und völlige Eingewohnheit im Lande vorausſetzen, taugte Niemand beſſer als verſtändige Schulmeiſter.

Faſt aller Tadel, der an den niedern Schulen, wie ſie heute beſchaffen ſind, haftet, ſchlägt um in Lob, wenn ich auf die höheren, heißen ſie nun Gymnaſien, Lyceen oder noch anders, zu ſprechen komme. Vorzugsweiſe zwar für weiter ſchreitende, aus dem großen Haufen bereits geſchiedne Jünger der Wiſſenſchaft gegründet werden ſie doch auch noch von andern Schülern, die demnächſt in das Gewerbe oder den Kriegerſtand eintreten, vortheilhaft durchlaufen. Hier athmet nun das Meiſte, ſeit der Kirchenverbeſſerung, claſſiſches Alterthum, und nicht

bloß bei den Protestanten, auch den Katholiken, die offner Nachahmung ausweichend ganz in der Stille sich manche Einrichtungen unsrer Gymnasien löblich angeeignet haben.

Ich darf mich darüber kurz fassen, da die Art und Weise dieser höheren Unterrichtsanstalten vielseitig und mit befriedigender Klarheit auseinander gesetzt worden ist. Unserm Volk, das aus ihnen große Vortheile gezogen und tüchtige Männer in Menge gewonnen hat, sind sie ein gerechter und bleibender Stolz.

Doch fallen mir unter meinem Gesichtskreis einige drohende Anzeichen ins Auge, die sich gegen den unveränderten Bestand dieser Schulen aus der Ferne erheben. Unterliegen ja, den Umständen nach, alle irdischen Dinge dem Wechsel.

Ein wahres Unheil scheint hier die immer steigende Verlegenheit bringende Ueberfülle der Lehrgegenstände, da sich in allen Wissenschaften Stoffe sowol als Einsichten und Ergebnisse häufen. Wie viel weniger von der Geschichte hatte noch im sechzehnten Jahrhundert ein Jüngling zu erfassen. Er lernte die hergebrachten vier Monarchien, und brauchte eigentlich nur in der römischen, allenfalls griechischen Geschichte auf genaue Kunde bedacht zu sein. In die Nebel der einheimischen alten drang er gar noch nicht ein, wie viel Neues, Welthistorisches hat sich seitdem zugetragen und ist, bei Erleichterung aller Mittel des Aufbewahrens, bis ins Einzelne auf das Reichste verzeichnet worden; von Geschichte der Literatur und Dichtkunst, wie sie gegenwärtig angebaut werden, hatte man ehmals nicht die Ahnung. Auf dem Felde der Philologie war der lernbegierigen Jugend außer den beiden classischen Sprachen nur noch die hebräische dargeboten, aber Auskunft über die neueren und vollends die Muttersprache trat erst viel später hinzu, geschweige daß auch die Kenntniß jener classischen sich beständig vertiefte und in ihnen nun ein ungleich ansehnlicheres Material zu bewältigen bleibt. Nicht anders hat die Fülle geographischer Entdeckungen zugenommen, und die Naturwissenschaften, deren Ein-

gänge schon in der Schule aufgethan werden sollen, breiten allenthalben das weiteste Feld aus. Wie natürlich, daß ehmals alle Kraft unzersplittert dem classischen Studium zu Statten kommen und alle Praxis in ihm gefördert sein konnte.

Will oder muß man, da die Zeit der Lehre wie des Lebens immer kurz gespannt ist, dem classischen Alterthum einen noch größern Theil des bisher inne gehabten Raums abdringen, als unvermerkt schon geschehen ist, und dem neuen Wissen eingeben? Es kann von einsichtigen, redlichen Lehrern bezweifelt werden, ob der erlittene Verlust durch Gewinne auf der andern Seite sich ausgleiche.

Wir haben uns Alle lang in das Alterthum eingelebt und sind mehr als wir selbst wissen mit ihm verwachsen, so daß beim Losreißen von ihm Stücke der eignen Haut mit abgehen würden. Es war uns stets ein weiser und sicherer Führer, an dessen starkem Arm wir uns aus der eignen Barbarei empor gewunden haben. Die classischen Sprachen sind uns Mittel und Handhabe für Unzähliges, fast Unberechenbares geworden, sie wecken Sinn, Geist und Herz zusammen und flößen uns Kraft und Tugend in ihren reichen Denkmälern ein. Was soll außer ihnen gelesen werden? Gewährt halben, um nicht zu sagen vollen Ersatz ihrer Natur, Frische und Würde irgend eine der neueren Sprachen? In dieser classischen Literatur ist uns Vernunft, Freiheit und Poesie gegeben. Beide, die lateinische, noch mehr die griechische Sprache gelangten zu hoher Ausbildung und Festigung, als ihre Form noch sinnlich stark und unabgeschliffen war, so daß leibliches und geistiges Element auf das Günstigste einander vermittelten und erhöhten. Die Gewalt reizender Formen erzeigt sich in einer Blüte der Dichtkunst und Stärke der Prosa, wie sie nur aus der ungehemmtesten Natur des Volks hervorgehn konnten. Wir Deutschen um der edlen, reichen Form auch unserer Zunge zu gewahren, müssen immer erst in den eng ausgebauten Schacht unsrer Geschichte fahren. Unser heutiger Sprachstand kündigt uns lauter Verluste an, und der bildende

Wurf war ihm nur in zwei Absätzen, das letztemal allzuspät gelungen. Man sagt, daß deutsche Sprachregel nicht überall nach lateinischer zu ermessen sei; gleich wahr ist, daß wir selbst Feinheiten unsrer eignen Sprache erst an den classischen fühlen und erkennen lernen. Wie aber mit der Form, ist es auch mit dem ganzen Gehalt dieser alten Sprachen beschaffen, und wo wir eine neue Untersuchung in ihnen anheben, oder eine längst begonnene tiefer dringend wiederholen, öffnet sich alsbald ein weiter Kreis und großer Zusammenhang, während in unsrer deutschen einheimischen die meisten Verhältnisse schmäler gezogen, die Ergebnisse darum sparsamer und trockner bleiben.

Allein abgesehen von diesem Gegensatz des classischen Wissens zu dem unclassischen, ja trotz ihm, beginnt dennoch das Volksgefühl immer unverhaltner und unverhaltbarer sich zu regen. Man steigere alles, was sich zu Gunsten des classischen Studiums sagen läßt, noch höher, ein Zug von Unnatur liegt darin, daß ein vaterlandliebendes, ich will hoffen einmal stolzeres Volk seine erste Anschauung und späteste Weisheit aus dem Gefäß einer fremden Sprache, und sei sie die herrlichste, schöpfen solle*). Selbst den Römern schlug es nicht zum Vortheil aus, daß der Erziehung ihrer höheren Stände wenigstens griechische Unterlage gegeben und Jahrhunderte hindurch griechische neben römischen Werken zu Rom geschrieben wurden, welche Ausbreitung griechischer Sprache und Denkweise sicher auch den Auszug des Reichs nach Byzanz, wo nicht herbei geführt, wesentlich erleichtert und beschönigt hat. Nimmermehr wird sich in der Welt das Wunder wiederholen, daß die Sprache eines untergegangnen Volks wie des römischen (dessen Nachfolger man in den romanischen keineswegs erblicken darf) sich zum zweitenmal ergossen habe und als todte Sprache fortherrsche. Ich lese lateinisch geschriebene Reden lebender Gelehrten mit der Empfin-

*) C'est un bel et grand adgencement sans doubte que le grec et latin, mais on l'achete trop cher. Montaigne essais 1, 25.

dung, daß keine andre Zunge der Erde sich zu so bemessenem, gedrungenem und wollautendem Ausdruck hergäbe, daß nirgend sonst so anständig, reingewaschen und wolgefällig einhergeschritten werden könnte; doch zugleich mit dem Gefühl, gewisse Stellen und Wendungen würde die heimische immer mit größerer Wärme und Wahrheit ausstatten, weil sie bei jedem Zug sich ihrer lebendiger bewust bleibt und dies Bewustsein in Anwendung eines fremden Idioms unausbleiblich sich erkältet. Ein heutzutage Latein Schreibender oder Redender ist in Gefahr gerade da aus dem Ton zu fallen, wo ihm die sichtbarste Fülle classischer Redensarten fließt und zu Gebot steht.

Wir gewahren nicht einmal, sondern zehnmal, daß alle Erfolge, auch in der Literatur, am Ende doch nur mit eignen Waffen erfochten sein wollen, und führt uns etwas diese Wahrheit zu Gemüt, so ist es die Geschichte der deutschen Dichtkunst seit hundert Jahren. Kein Zweifel daß, als eine frischere Bewegung sich zu äußern anfieng, sie damals von deutschen Hellenisten und Romanisten am lautesten in Zweifel gezogen und verspottet wurde. Vor ihren Augen lag neben jener Classicität die einheimische Barbarei so dicht daß ihnen, bei der ehrlichsten Meinung, im voraus Anstoß geben mußte, was nicht lange hernach glänzend sich bewährte. Jetzt besitzen wir Gedichte von Göthe, deren Gehalt wie Form in einer lateinischen oder griechischen Uebertragung ungefähr ebenso untergienge oder geschwächt erschiene, wie die eines classischen Gedichts in jeder Verdeutschung, weil nur ein in der Dichterseele selbst aufgestiegnes Original originell zu bleiben und allen Gedanken und Worten freie Gewähr und vollen Einklang zu lassen vermag. Das ist der auf allem Vaterländischen ruhende Segen, daß man mit ihm Großes ausrichten kann, wie beschränkt seine Mittel scheinen oder gar seien; ein Stück hausbacknen Brotes ist uns gesünder als der fremde Fladen. Darum hatten begabte Dichter des sechszehnten Jahrhunderts z. B. Eobanus Hessus ihre Kraft vergeudet als sie zur lateinischen Sprache griffen und ihre ungebildete hei-

mische zu bilden verschmähten; deutsche Verse von ihm würde man noch heute lesen, seine sylvae, bucolica und heroides liegen in Vergessenheit. Zuletzt wird jeden Dichter und jedes Volk die Geschichte nicht danach beurtheilen, was sie sich von andern anzueignen, nur danach was sie selbst hervor zu bringen im Stande waren.

Wende ich diese Gedankenfolge an auf die uns vorliegende Frage, so wird zu antworten sein, daß die Zeit zwar uneingetreten scheint, in welcher die classischen Sprachen auf der Schule da weichen müssen, wo die einheimische vorrückt, einzelne Vorboten diesen Rückzug gleichwol ankündigen, wohin die öffentlichen deutschen Reden auf der Universität bedeutsam gehören. Entscheiden wird ihn erst, daß es unserm Volk künftig gelinge eins und mächtig zu werden, und der deutschen Poesie ein ins Volk gedrungnes Drama zu Theil geworden sei, wodurch allein wir einen Hinterhalt erlangen können, wie die Engländer an ihrem Shakespeare, selbst die Franzosen an ihren sogenannten Classikern haben. Dann glaube ich wird der Augenblick herannahen, daß auch die deutsche Sprache dem ganzen Volke zu Fleisch und Blute gehn, und nicht länger nur verstohlen und matten Niederschlags, sondern mit vollem Segel in alle unsre Bildungsanstalten bleibend einziehen darf. Dann kann jeder practische Gebrauch der classischen Sprachen und alle Zurüstung darauf erlassen bleiben, ihr historisches Studium desto angestrengter und so zu sagen uneigennütziger betrieben werden; wie sollte es je erlöschen? Bevor aber jene mächtigen Ursachen eingreifen, mögen unsre dieser Neuerung abholden Schulmänner ihre Furcht sinken lassen. Nur daß die auch ihnen durch noch geschlossne Thüren fühlbare Erhöhung des nationalen Elements gegenwärtig schon den Gewinn getragen hat, uns der geschrobnen, dem classischen Stil nachgeahmten Phrasen in deutscher Schreibart beinahe zu entheben: was lateinischem oder griechischem Munde und der reichen Flexionsfähigkeit dieser Sprachen

gemäß ist, klingt bei Abgang solcher Redefugen dem Deutschen unnatürlich und gezwungen.

Eine weitere, wiewol auch auf andere Wissenschaften gerechte Wahrnehmung hat sich mir doch an der Philologie zunächst aufgedrängt. Bei dem blühenden Zustand aller philologischen Disciplinen in Deutschland und bei der großen Zahl befähigter aus den höheren Schulen vollgerüstet entlassener Jünglinge muß befremden, daß mit dieser gelungenen Anstrengung der entspringende wissenschaftliche Vortheil außer Verhältniß zu stehen scheint. Unsere Gymnasien, wofern mir der Vergleich nicht übel ausgelegt wird, erziehen schönes glänzendes Laub in Fülle, lange nicht so viel Früchte als dies Laub neben sich tragen könnte. Die meisten Philologen erzeigen sich so vorbereitet, daß man darauf gefaßt sein sollte, aus ihrer Hand nun die wichtigsten Bereicherungen der Grammatik, Critik und Geschichte hervor gehen zu sehen, allein was leisten sie hernach? In der Mehrheit werden sie brauchbare, aber bei der mittleren Stufe beharrende Lehrer, denen es fast genügt die Wissenschaft auf dem Standpunct zu erhalten und fort zu überliefern, auf welchem sie ihnen zugeliefert wurde. Auch diese Ueberlieferung hat ihren großen Werth, ist aber nicht unser letztes Ziel. Ich möchte unsere Statistiker, die für rathsam erachten alle Dinge zu zählen, einmal auffordern in dürren Zahlen zu ermitteln, wie viel tüchtige Gelehrte aus Schulen von großem, oder denen von geringem Ruf, aus den leuchtenden Anstalten unsrer Gegenwart oder manchen dunklen vergangner Zeit hervor gegangen sind. Auch hier, dünkt mich, würde mein Glaube sich bewähren, daß der Trieb des Lernens heftiger und wirksamer sei als der Erfolg der Lehre. Man hat aber die reiche, an und für sich voll genügende Privatgelehrsamkeit ausgezeichneter Lehrer zu unterscheiden von einer auf die Gymnasiasten entweder nicht angewandten oder an ihnen verschwendeten. Ist es nun undenkbar, daß die hohe Begabtheit eines Meisters keine Funken schlage

an den Schülern, die er behandelt; so erkläre ich mir das Ausbleiben nachhaltiger Wirkungen bei der größten Zahl derselben aus einem Stillstehnbleiben vor der allzu gewaltig aufgetretnen Lehre und aus einem mehr begeistert scheinenden als begeisterten Schwören in die Worte. Ich halte den wahren Enthusiasmus hoch, wo er nur herrscht, doch der stille Wachsthum des Lernens, das Gefühl innerer Fortschritte scheint vorzugsweise abhängig von einem anspruchlosen Zuschnitt der Lehrgegenstände, wodurch ich mir wenigstens deutlich zu machen suche, daß aus geringen Gymnasien wie aus kleinen Universitäten eine gleich ansehnliche wo nicht stärkere Zahl gelehrter Männer geschritten sei. Denn beiderlei Anstalten gewähren alle Grade des Wissens, deren ein Lernender bedarf, und aus der Finstere bricht das Licht hervor.

Es sei noch eine Bemerkung über die classischen Philologen hier nicht zurück gehalten. Vermöge ihrer Vertrautheit mit dem Alterthum der Freiheit und einer unbevorzugten Stellung der Menschen an sich zu gethan sind sie gewiß keine Vertheidiger des heute unbeliebten, und es scheint fast entbehrlich gewordnen Adelstandes. Wie geschieht es, daß sie so gern einen philologischen Stolz zeigen, der bessern Grund hat als Adelstolz, aber ihm doch vergleichbar ist? Keine unter allen Wissenschaften ist hochmütiger, vornehmer, streitsüchtiger als die Philologie und gegen Fehler unbarmherziger. Den Maßstab der Schule, auf welcher grammatische Verstöße für die schimpflichsten gelten und in andern Aufgaben zurück zu bleiben Entschuldigung findet, räth uns der Zweck des eigentlichen Lebens an bei Seite zu legen und nach einer gleichmäßigen Gerechtigkeit und Milde in allen Dingen zu streben.

Die Universität.

Von der niederen zur höheren Schule besteht ein oft unmerklicher Uebergang, vom Gymnasium zur Universität kein

Fortgang, sondern ein Sprung. Beide Anstalten sind fast in allem anders, und nicht zu geringem Schaden ausgeschlagen ist es immer den Gymnasien, wenn man sie zu universitätisch, den Universitäten, wenn man sie zu gymnastisch einrichten wollte.

Natur und Wesen der Universität sind in geistreichen Abhandlungen wiederholt erörtert und so treffend beleuchtet worden, daß ich mich auch hier kurz fassen will und nur einzelne Beobachtungen zufüge. Die Geschichte der letzten funfzig Jahre wird bezeugen, daß die Universitäten immer ein heiliger Herd der Vaterlandsliebe wie deutscher Gesinnung waren und blieben; wenn unsre Feinde ihren Aerger ausschütten wollen, so schelten sie unser edelstes Streben Professoren-Politik und Studenten-Renommisterei, wir aber kümmern uns ihrer nicht und weichen keinen Schritt vom rechten Weg. Das geschieht oft in der Welt, daß die aus Erkenntniß hervor gehende, den nicht Wissenden unglaubliche Willenskraft Unglimpf erleide.

Die Universität hat ihren ersten im Mittelalter empfangnen Zuschnitt oder Anstrich viel weniger verwunden als das Gymnasium seinen scholastischen, von ihrer Grundeinrichtung in Facultäten an bis auf die allerjüngst, unbillig und dem Zeitgeist zum Aerger aus der Plunderkammer hervor gelangte Professorentracht.

Doch das Meiste von diesem Altfränkischen ist äußerlich und wird bald einmal ganz abgeworfen sein. Innerlich haben sich die deutschen Universitäten, den fremden gegenüber, frisch und in so sichtbarem Fortschritt erhalten, daß jene Nebendinge ihnen keinen Abbruch thun, und sie aus sich selbst immer neue Kraft und Lebensfähigkeit gewinnen.

Die Universität, wenn schon zuerst entlehnt, ist eine eigenthümlich deutsche Pflanzung geworden, die auf fremdem Boden nicht mehr so gedeiht. Hier treffen alle Kennzeichen der deutschen Volksart zusammen, innere Lust zur Wissenschaft, eifriges Beharren, unmittelbares nie ermüdendes Streben nach dem Ziel mit Hintansetzung eitler Nebenrücksichten, treues Erfassen, un-

vergleichliche Combinationsgabe. Aller andern Luft vergessend sitzt der deutsche Gelehrte froh über seiner Arbeit, daß ihm die Augen sich röthen und die Knie schlottern*); dem Student ist dieselbe Weise wie angeboren und es bedarf für ihn keines andern Antriebs.

Dieser anregenden und empfänglichen Universitätszeit, gleich als hörten sie nachher auf und dauerten nicht über das ganze Leben hin, werden vorzugsweise Studien beigelegt. Gegen das alte Wort Student verhält sich aber das neue Studierender fast wie zu Schulmeister Schullehrer**).

Die Flut und Ebbe der Studenten auf der Universität ist doch etwas Anders als der Schüler Zu- und Abgang auf dem Gymnasium. Das halb unfreiwillige Beugen unter die Zucht des Lehrers hat sich umgewandelt in ein gewählteres Verhältniß, das auf beiden Seiten entweder näher anziehen oder ferner abstoßen kann.

Mit Wonne räumt der Student die enge Schulluft und tritt in sorglose, fast ungezügelte Gesellenschaft, heimlich ahnend daß hernach im Leben dieser Luft ein Ende sei. Die damals, gleich denen auf der Schulbank, geschlossnen Freundesbünde überdauern alle späteren, wie das Gedächtniß des Alters am festesten und liebsten haftet an dieser Zeit.

Solche Luft aber, solche Aufheiterung brüderlichen Zusammenwohnens, scheint es mir, herrschte vorzugsweise auf kleineren Universitäten und hat sich auf den großen schon gedämpft

---

*) Studierte, daz ime daz gebeine slotterte in sîner hût. Myst. 210, 7. Do macht ich mir ein Sitz in eim Winkel nit wit von des Schulmeister Stul und gedacht, in dem Winkel wilt studieren oder sterben. Plater 36.

**) Ist doch Student ein so deutliches Participium von studere wie Studierender von studieren, und Niemand sucht für Docent, Practicant, Soldat ein vornehmeres Docierender, Practicierender, Exercierender.

oder entfärbt, obſchon hier andere, nicht gering anzuſchlagende Vortheile entſprungen und zeitgemäß geſichert worden ſind.

Der ſtudierende Jüngling fühlt ſich plötzlich erſtarkt und aller Geiſteskräfte mächtig. Sein Verſtand und Scharfſinn ſind um kein Haar anders als der des Mannes und Greiſes; was ihm an Uebung abgeht und an Erfahrenheit vergüten heiterer Sinn und Friſche der Gedanken in reichem Erſatz. Mit der ἡλικία γάμου hat ſich auch eine ἥβη νοῦ, die zu Mannesthaten befähigt, voll eingefunden. Erſtaunenswerth, daß der Menſch zwanzig Jahre nachdem er in die Welt geboren wurde, den Geſetzen des Geiſtes und Lebens nach zu ſpüren und die uralten Bahnen der Geſtirne zu überrechnen vermag.

Mich hat, als ich jung war, manchmal verletzt, wenn man der erwachſnen Jugend an ihrem Recht abziehen wollte, und nun ins Alter getreten fühle ich noch mit jugendlicher Heftigkeit. Dieſe Jugend wird in allmälichem Erwerb ſich eine Fülle von Kenntniſſen erringen und nachholen, an ſich aber iſt ſie ſchon zu allen Entſchlüſſen des Willens, zu allen Schlüſſen der Vernunft ausgeſtattet. Ich weiß, daß die Spartaner erſt mit dem dreißigſten Jahr auserzogen, und daß nach einem Volksſcherz die Schwaben gar im vierzigſten volle Klugheit erlangten.

Mißtrauiſche Vorſicht in Dingen, die von Natur freien Lauf haben ſollen, erreicht ſelten ihren Zweck. Ein Grundübel unſrer Zeit ſcheint mir das Anhäufen wiederholter endloſer Prüfungen, wodurch ſich der Staat gegen den Andrang der Unwiſſenheit zu ſichern und überall des Beſten habhaft zu werden glaubt. Das erſchwerte Spiel macht er ſich damit doch zu leicht.

Auf der Schule mag man in beſtimmten Friſten die Kraft der Schüler öffentlich verſuchen, weil daraus edler Wetteifer entſpringt und der Knabe gewöhnt wird hervor zu treten und Gewandtheit der Rede ſich anzueignen. Sein Talent zu wägen iſt der Lehrer fortwährend im Stand und man kann ſagen,

daß dieser beständig die ungezwungensten Messungen mit ihm anstelle.

Verwerflicher scheint das den Eingang der Universität bedingende und erschwerende Abiturientenexamen*). Der Gymnasiast muß befugt sein endlich die Schule zu verlassen, von seinem Abgang an lösen sich zwischen ihr und ihm die Bande und welchen Weg er nun einschlagen will steht in seiner Wahl. Wie Kirche und Schauspiel dem Eintretenden offen gehalten sind, sollte jedem Jüngling das Thor der Universität aufgethan und ihm selbst überlassen sein, allen Nachtheil zu empfinden und zu tragen, wenn er unausgerüstet in diese Hallen getreten ist. Denn die Befähigung der Menschen hat ihre eignen, stillen Gänge und thut unerwartet Sprünge; wie sollten Alle gleichen Schritt halten, den der Prüfung zwängendes Maß fordert? Den schlummernden Funken kann die erste gehörte Vorlesung oder eine der folgenden plötzlich wecken, und der bisher scheu und verschlossen Gewesene thut es nun auf einmal denen weit zuvor, die ihn anfangs übertroffen hatten.

Vorausgesetzt werden muß aber, wenn alles so beschaffen ist, wie es sein sollte, daß Jeder aus innerm Trieb und für seine eigne Ausbildung studiere, nicht um dadurch ein Amt zu erwerben. Dringt einmal diese würdigere Ansicht der Studien und des Lebens durch, so wird der Staat selbst zuletzt seine ungebührlich vielen Dienste verringern dürfen und der Wissenschaft ihre ganze Uneigennützigkeit zurück gegeben werden. Bei der Anmeldung zum Amt mag die ernsteste Prüfung den Ausschlag thun, der Durchfallende aber desto leichter eine andre Lebensart ergreifen, als er sich den des Dienstes überhaupt nicht Begehrenden anreihen kann. Mit der einen Prüfung sollte es jedoch sein Bewenden haben, und nicht, wie zu Priestergraden, eine zweite und dritte, immer unöffentlich unter vier Wänden erfol-

*) Erste Spur der Maturitätsprüfung. Rommel 6, 594. Merkwürdige Aeußerung das. 593 in Landgraf Morizens Schulordnung von 1618.

gende nach verlangt werden, die nur erhitzte Vorbereitungen und Treibhausfrüchte zu erzeugen pflegt, welche unreif abfallen, nachdem das Examen bestanden ist, also der innern echten Triebkraft unvermerkten Abbruch thun.

Unschädlicher allein fast zwecklos sind die im Lauf der Studienzeit geforderten Zeugnisse über Besuch der Vorlesungen; verderblich alle ertheilten Vorschriften über den Besuch unumgänglicher Vorlesungen, wodurch die andern zu gleichgültigen oder unnöthigen herabgesetzt werden, denn nichts Wissenschaftliches ist an seiner rechten Stelle ohne innere Nothwendigkeit, und die Auswahl muß den Studierenden, oder dem Beispiel und einer sich von selbst einfindenden, nicht zu greifenden aber zu fühlenden Autorität der Lehrer in Bezug auf die Güte ihrer Vorträge ruhig überlassen bleiben. Der Mensch hat auch ein Recht darauf mit unter faul zu sein oder zu scheinen, und sich, wie er will, gehn zu lassen, oder über die Wahl eines Lehrers oder seine eigne Neigung gänzlich zu teuschen. Das alles ist seine Sache, nicht die Anderer, und soll ihm nicht nachgetragen werden.

Der Professor mag beim Bestimmen seiner Vorlesungen an eine Abrede mit seinen Genossen, oder einen hergebrachten Wechsel gebunden sein; ihr Inneres wird er frei und unabhängig nach seinem Gutdünken gestalten.

Was wollen hier alle engherzigen Gesetze? Sie meinen das Schlechte auszuscheiden, begünstigen eigentlich nur das Mittelgut und sperren dem Höheren oft ohne Noth und ärgerlich den Weg. Das Genie sprudelt wie ein Brünnlein an verborgner Stelle und seine Niedergänge und Steige weiß doch Niemand.

Zum Wesen der Universitäten gehört, daß auf ihnen alle Wissenschaften zulässig seien*), was durch die vier Facultäten freilich nur unvollständig bezeichnet werden kann. Offenbar ist

*) Dat mene studium. Detmar 2, 506. Eigentlich ist universitas Gemeinde, Corporation. Zarncke, Leipzig. S. 512.

solches Nebeneinanderwirken der Wissenschaften ungemein belebend und für Professoren wie Studenten höchst förderſam; unerwartete Berührungen brechen daraus von allen Seiten hervor und können alsogleich verfolgt werden. Universitäten, die, wie in Frankreich, einzelne Zweige der Wissenschaft ausschließen, arten in bloße Sorbonnen, Rechtsschulen, Arzneischulen aus.

Unter den Facultäten wies das Mittelalter, wie sich von selbst versteht, der theologischen den ersten Rang an, welchen sie auch bei den Protestanten nicht ohne Versuch einer Oberaufsicht über die andern fort behauptete. Noch ist auf katholischen Universitäten diese Stellung und damit eine gewisse Herrschaft der Kirche unbeseitigt. Allen zeitgemäßen Umwandlungen der Universitäten in England stemmt sich die theologische Facultät immer hartnäckig entgegen.

In jeder der drei ersten Facultäten tauchen practische Zwecke auf, die der vierten, und darum wissenschaftlich mächtigsten fremd bleiben, in welchen Vorzug ich nachher noch näher eingehen werde. Theologische Professoren können zugleich einem Predigtamt in der Kirche vorstehen, die juristische Facultät fasst in schwebenden Rechtsstreiten ihre vor Gericht gültigen Urtheile ab und noch deutlicher tritt in der medicinischen eine practische Bestimmung auf, da alle Professoren auch Kranke heilen dürfen, was wörtlich practicieren heißt. Daß einzelne Uebertritte ausgezeichneter Gymnasiallehrer zur Universität stattfinden ist vielleicht nichts als bequemer Mißbrauch. Entweder sollten diese Männer von hervorleuchtendem Talent der Universität ganz gewonnen und aller Last der Schule entbunden, oder des gelockerten Schulverbandes dadurch nicht ungewohnt und überdrüssig werden, daß sie auch die größere Unabhängigkeit der Universität schmecken.

Fruchtbringend und glücklich scheint die Einrichtung der Privatdocentenschaft, ein freier Eingang zur Professur, wodurch junge Männer sich vortrefflich bilden, erzeigen und auszeichnen können. Sollte der Staat seine Professoren bloß aus Schrift-

stellern, die in der Lehre vielleicht ganz ungeübt sind, wählen, er würde oft in Verlegenheit geraten und straucheln. Der Privatdocent ist ein selbstwachsener Professor, und nicht übel wäre, daß auch in andern Aemtern beständiger Nachwuchs junger Leute unverhinderten Zutritt fände, ohne daß die schwächeren und unanstelligen unter ihnen befördert zu werden brauchten.

Die Wahl der Professoren überhaupt hat aber der Staat nicht aus seiner Hand zu lassen, da collegialischen, von der Facultät vorgenommnen Wahlen die allermeiste Erfahrung widerstreitet. Selbst über reingestimmte, redliche Männer äußert die Scheu vor Nebenbuhlern im Amt eine gewisse Gewalt. Die Universitäten haben sich unter Curatelen oft ausgezeichnet wohl, unter dem Einfluß anwesender Regierungsbevollmächtigter immer übel befunden. Auswärtige Gelehrte und Professoren können sich ohne Gefahr dem Curator melden, wogegen jeder Antrag bei wahlberechtigten Facultäten bedenklich erschiene.

Auf Universitäten weht durchgehends gelehrte Luft, eine dünnere als in der es einsamen und stillen Dienern der Wissenschaft wohl wird, an die man sich doch bald, nicht ohne das Gefühl innerer Stärkung, gewöhnt. Es herrscht da eine ansehnliche Buchgelehrsamkeit, die sich hebt und fortträgt, aber ungewöhnliche Arbeiten, ehe sie Geltung erlangt haben, vorläufig abweist. Universitäten sind Gartenanlagen, die ungern etwas wild wachsen lassen. Unter diesem Gesichtspunct sagen sie der Regierung aufs höchste zu und es wird ihnen, wie begünstigten Kindern, oft durch die Finger gesehen; nur nicht die jüngste Zeit her.

In unsern Tagen sind die großen Universitäten den Akademien in einige Hauptstädte nachgezogen und haben eine engere Verknüpfung beider Anstalten entweder schon hervorgebracht, oder lassen sie voraussehen; doch steht zu hoffen, daß auch die kleinen halbländlichen Universitäten sich daneben behaupten werden. An dieser Stelle lenkt sich meine Betrachtung unmittelbar auf ihren dritten Gegenstand.

Die Akademie.

Das Wesen der Akademie, glaube ich, hat sich, und man begreift warum, erst viel unvollständiger entfaltet als das jener andern wissenschaftlichen Anstalten, es wird sich, triegen die Zeichen nicht, in der Zukunft mehr Luft machen.

Ihr Name reicht auf die Griechen zurück, ist aber nicht von diesen selbst entlehnt, sondern aus Italien und Frankreich her uns zugeliefert worden, und bezeichnet auch eine ganz andre Vorstellung als die man zu Platons Zeit damit verband. Zwar hatte gerade unter dem Namen einer platonischen Akademie schon im 15. Jahrhundert Cosmo von Medici zu Florenz eine geistige Anstalt eröffnet, deren Wirkungen nicht von Dauer waren, als Italien aufhörte Mittelpunct der Gelehrsamkeit zu sein und die große Kirchenbewegung Frankreich und Deutschland in den Vordergrund rückte. Die im Laufe des 17. Jahrhunderts auftauchenden, von jenem Muster ganz abgefallnen italienischen Akademien regten auch anderwärts nur zu geistlosen, mit der Gelehrsamkeit spielenden Gesellschaften voll tödtlicher Langweile an, bis endlich Ludwig des XIV. (von Richelieu 1635 gestiftete, schon seit 1629 als Privatverein hervorgegangne) Akademie besser und stärker anschlug, denn nun wollten gleich ihm andere Fürsten und Könige ihre Akademien einführen und unterhalten. Alle deutschen Akademien haben höfischen Ursprung und französischen Zuschnitt, während jene nach italienischem Muster voraus gegangnen nur Privatgesellschaften, wiewol vorherrschend der gebildeten und vornehmen Welt waren. Allmälich haben die Höfe der Gelehrten überdrüssig den Geschmack an der Akademie wieder verloren, wofür sich ein nationales ihre Fortdauer verbürgendes Element in ihnen kund that. Den Akademien kommt zu statten, daß sich der Zeitgeist längst und immer stärker zu Vereinen hinneigt, deren unmittelbare Thätigkeit von Natur wärmer ist, als sie der Staat aus seinen Mitteln an zu fachen oder zu nähren vermag

oder auch immer Luft hat. Spanien und Frankreich ertragen nur eine einzige Akademie, wir in Folge unsrer Zerrissenheit, und Italien aus gleicher Ursache, besitzen ihrer eine ziemliche und fast überflüssige Anzahl.

Man muß es eingestehen, daß auch auf der Höhe nationaler Akademien tonangebend immer noch die französische stehe und unter allen die einflußreichste sei; Niemand in Frankreich wird ihr einen Rang streitig machen, der sie über alle französischen Universitäten erhebt. In England dagegen hat die akademische Thätigkeit weniger tief gewurzelt und die Universität mehr Ansehen behauptet.

Ich wende meinen Blick auch hier von allen fremden Vorbildern ab und suche in das innere Wesen der Akademien, wie es sich nun in Deutschland klarer bestimmt und festgesetzt hat, zu dringen.

Sie sind freie unabhängig gestellte Vereine von gelehrten Männern an der Spitze der Wissenschaft; über ihnen schweben kann nur die unmeßbare Geistesgröße einzelner, auch im Wissen und in der Erkenntniß voran gehender Menschen.

Schon weil jüngerer Stiftung sind sie kirchlichem Einfluß, selbst in katholischen Ländern entzogen, welche Versuche auch gemacht worden seien ihm Geltung zu bereiten. Doch getraue ich mir in einem Punct, über welchen hinaus das Gleichniß alsbald hinken würde, sie mit einer Richtung des kirchlichen Lebens selbst zu vergleichen. Es zieht an, unter den verschiedensten Umständen, ja ohne irgend nachweisbaren Zusammenhang zu gewahren, wie sich das geistige Bedürfniß der Menschen auf seinen Wegen dennoch begegnet.

Jede Akademie ohne Zweifel wird eine Zahl von amtlosen Männern auf zu weisen haben, die nicht des Lernens, vielleicht der Lehre müde in sie, wie in einen Hafen, eingelaufen sind. So nahm im Mittelalter auch die klösterliche Mauer Mönche auf, die dort in Geselligkeit ihrer inneren Pflicht ernster und strenger oblagen, als sie es außerhalb im Gewühl der Welt ge-

konnt hätten. Die geringere Zahl der Kloſterleute ſteht der Menge anderer Cleriker, die in der Kirche practiſch unterweiſen gegenüber; die größere Wirkſamkeit der Weltgeiſtlichen und Biſchöfe gleicht alſo einigermaßen der der Schullehrer und Profeſſoren. Doch die Wiſſenſchaft jener Zeit hatte ihren Hauptſitz im Kloſter aufgeſchlagen. Mit dieſer Aehnlichkeit will ich weder die Akademiker ihrer Weltkindſchaft entheben noch die Wiſſenſchaft irgend in die Akademie einſchränken.

Die Akademie hat einen Turnus, keinen Curſus, eine freie Reihefolge, keinen unausſetzbaren Lehrgang, und iſt der zwar feſtigenden und anregenden Wiederholung überhoben, die, wie ich ſchon oben ſagte, zur Laſt werden und zu pedantiſchem Mechanismus ſich ertödten kann. Ein Leſender oder Lernender thut es aus innerm Trieb und Bedürfniß, daß er mehr als einmal leſe; das lectio lecta placet, decies repetita placebit*) iſt auf ihn gerecht, weniger auf den Lehrenden. Des Schulmeiſters halbjährliche Rückkehr immer zu demſelben Gegenſtand bleibt, weil er auf den ihm aufſagenden und antwortenden Schüler alsbald einwirkt, inſofern lebendiger als des Profeſſors Vortrag auf den ſtumm hörenden Studenten; gleichwol beſteht zwiſchen beiden die Analogie einer auf Anſehen ausgehenden und ſich beim Schüler oder Studenten geltend machenden Autorität**). Der Akademiker hingegen, wie jedesmal er ſelbſt Anderes vorträgt, hört auch nur immer Anderes vortragen, das nie als Lehre, nur als Mittheilung auf ihn eindringt; dem Weſen der Akademie nach wird Wiſſenſchaftliches frei gegeben, frei genommen.

Aller auffallendſte Eigenheit der Akademien ſcheint mir der

*) Die (einmal) geleſene Vorleſung gefällt, die zehnmal wiederholte wird gefallen.

**) Der alte Reuß zu Göttingen pflegte ſeiner Collegen, die ſich wegen zu haltender Vorleſungen theilweiſe der Bibliothek entzogen, zu ſpotten, und zu ſagen, daß ſie den Schulmeiſter machen wollten; er ſelbſt hatte nie vor Studenten geſtanden, noch wäre er dazu fähig geweſen.

drei ersten Facultäten Ausschluß, nur die Wissenschaften vierter Facultät gehören ihnen an. Vorhin wurde die Allgemeinheit der Universitäten ihrem vollen Werth nach anerkannt, und auf den ersten Blick erscheint der Abgang der drei ersten Facultäten in der Akademie ein Nachtheil; er wird sich bei genauerer Betrachtung als ein Vorzug erweisen.

Wenn unser Statut die Akademie verweist auf 'die allgemeinen Wissenschaften' so will das nichts Anderes bedeuten als jene Beschränkung. Mir entgeht, ob dieser Ausdruck, wie ich vermute, einem 'sciences universelles' abgeborgt ist, man hätte die älteren règlements de l'academie nachzuschlagen. Doch das jetzt gültige Pariser meidet ihn und zählt deutlicher alle einzelnen der Akademie zuständigen Wissenschaften auf, unter welchen nicht das Geringste von Theologie, Jurisprudenz und Medicin erwähnt wird. Auch in allen übrigen mir bekannten Akademien, den jüngstgestifteten zumal, finden sich diese drei Wissenschaften nie als Bestandtheil genannt.

Ihre Absonderung kann nicht so gemeint sein, daß Theologen, Juristen, Aerzte persönlich ausgeschlossen seien; in unserm Kreise gerade verehren wir vorragende Männer dieser drei ersten Facultäten als höchst thätige Mitglieder. Bloß ihre Facultätswissenschaft als solche ist es, die unakademisch erscheint. Wir besitzen eine physicalischmathematische und philosophischhistorische Klasse, keine theologische, juristische, medicinische. In unsern Denkschriften gibt es nur physicalische, mathematische, philologisch-historische Abhandlungen; von Ausbildung der Philologie war unmittelbar auch die französische Akademie ausgegangen und andere Wissenschaften hatten sich allmälich angereiht.

Es leuchtet ein, daß jene drei Facultätswissenschaften keine sind noch sein können im Sinne der akademischen. Entkleidet man sie dessen, was in ihnen schon andern Wissenschaften angehört, so bleibt ihnen eine feste, unbewegliche Satzung zurück, die bei noch so hohem Werthe wissenschaftliches Gehalts ermangelt. Man nehme der Theologie Kirchengeschichte, orientalische

und claſſiſche Sprachſtudien und Moral, welche bereits Stücke der Hiſtorie, Philologie und Philoſophie ſind, oder der Jurisprudenz ihre überreiche Rechtsgeſchichte, die einen glänzenden Theil aller und jeder Geſchichtsforſchung bildet, und deren Gegenſatz das Naturrecht; ſo ſieht ſich der Theolog auf ſein Dogma, der Rechtsgelehrte auf ſein ſtändiges Geſetzbuch gewieſen, denen ſie beide Geltung verſchaffen möchten und die nur der Lehre, nicht mehr des unendlichen Forſchens bedürfen. Die Heilkunde fordert zur Erkenntniß der Krankheiten und Arzneien umfaſſende Studien in der Naturgeſchichte und Chemie; allein der ſie ausübende Arzt unterſcheidet ſich von dem wiſſenſchaftlichen Naturforſcher, wie das Studium der Anatomie weit über den Bedarf des Chirurgen hinaus zu hohen Ergebniſſen führt. Die Ergründung der geſtörten Geſundheit und die Kunſt ſie herzuſtellen iſt durch jene Wiſſenſchaften bedingt, ungefähr wie die Kriegskunſt in Mathematik, Geographie und Geſchichte, die Politik in Philoſophie und Geſchichte ſchöpfen. Hieraus folgt, daß die drei erſten Facultäten keine neuen wiſſenſchaftlichen Geſetze entfalten, nur die geltenden anwenden.

Das Forſchen nannte ich ein unendliches, es muß ſo endlos ſein wie der ſich über uns dehnende Raum, in deſſen unermeſſene Fernen wir immer weiter vordringen. Jede Wiſſenſchaft iſt ein ſich wölbender Tempel, am Giebel aber bleibt eine Oeffnung, die nicht kann zugemauert werden, gleichſam ein Anblick des menſchlichen Augen undurchdringbaren Himmels. Man könnte der Philoſophie, die kühne Bauten aufführt, vorhalten, daß ſie der Theologie nachgebend jenes Giebelloch öfter als es ihr frommte zu ſchließen unternommen hat. In keiner einzigen Wiſſenſchaft ſtimmen Theorie und Praxis ſo edel und ſicher zuſammen wie in der Aſtronomie und Mathematik; die Philologie iſt faſt nur Theorie, ohne lebendige Praxis, womit bloß eine wiſſenſchaftliche, nicht eine ſolche gemeint ſein kann, die beim Lehren und Lernen alter oder neuer Sprachen gewöhnlich ſtatt-

findet, und sich oft eine große Fertigkeit zu eigen gemacht haben mag.

Gehe ich nun auf die akademischen Obliegenheiten und Leistungen näher ein, so kann wesentliche Aufgabe und Zweck der Akademie kein andrer sein, als, wie ein mächtiges Schiff die hohe See, die Höhe der Wissenschaft zu halten, und in tonangebenden, schöpferischen Vorträgen und Mittheilungen alle auftauchenden Spitzen der Forschung neu und frisch hervor zu heben und weiter zu verbreiten. Da keine Wissenschaft erschöpft oder erschöpflich ist, so wird an jeder Stelle, wo man in sie eindringe, Gewinn aus ihr erbeutet werden, wie aus dem Boden, wo man in ihn senke, quellendes Wasser zu ziehen ist. Bei jedem wissenschaftlich Arbeitenden soll sich aber ein untrügliches Gefühl einfinden für die Unterscheidung dessen was abgethan und erledigt sei von dem was sich vorbereitet habe und in raschen Angriff genommen werden müsse: hier und nicht dort ist die Kraft anzusetzen.

Nach einer wolthätig zwingenden Reihe, die doch nie so feststeht, daß nicht Aenderungen verabredet werden könnten, sieht jedes Mitglied der Akademie im voraus langsam den Tag nahen, an welchem ihm einmal, höchstens zweimal jährlich auferlegt ist eine umfassendere Abhandlung vorzutragen, während ihm unbenommen bleibt mit minder ausgearbeiteten, kleineren in jeder wöchentlichen Zusammenkunft aufzutreten. Allen Abhandlungen aber, da sie gar nicht lehrhaft und populär sein sollen, gebührt streng wissenschaftliche Form, wobei nicht einmal auf Verständlichmachung der Gegenstände für die verschiedenen Classen der Akademie selbst Bedacht zu nehmen ist. Zu ihrem nicht geringen Nutzen erfahren nemlich die Mitglieder, daß auch an fremdliegenden Stoffen mindestens durch das Beispiel der Behandlung zu lernen sei und allenthalben früher nicht geahnte Analogien sich ergeben können. Vorträge, die unter den Gefrierpunct der Aufmerksamkeit fielen, sind darum fast nicht denkbar.

oder es wäre ein Zeichen, daß sie völlig fehlgegriffen hätten. Keinen bestimmten akademischen Stil gibt es, nur einen solchen der in die Sache dringt, und alles Rhetorische wird eben dadurch ferngehalten, daß ein ruhiges Vorlesen beinahe druckfertiger Abhandlungen wenigstens die Regel bildet.

Als die gelungensten erscheinen solche Vorlesungen, welche nicht in ein bereits ausgedachtes Werk sich fügen, oder ein schon bekannt gemachtes bloß ergänzen, vielmehr Keime neuer, künftiger Werke in sich tragen oder reiches Material zu wissenschaftlichem Gebrauch fruchtbar darlegen. Unakademisch hingegen würde es sein als Beitrag zu entrichten was ohnehin in fertigen Büchern bald heraus zu kommen bestimmt ist, es sei denn daß durch dessen Vorlage einzelne erhebliche Betrachtungen auf die Wage gelegt oder geschärft werden sollen.

Sich wenigstens wöchentlich zu versammeln hat sich als nothwendig bewährt, damit die Theilnahme in längeren Fristen nicht erkalte und Raum für die Mannigfaltigkeit der Vorträge gewonnen werde, die bei seltneren Zusammenkünften zurückstehn oder allzulangen Aufschub erfahren müßten.

Aus derselben Ursache und um mit dem Publicum in regere Berührung zu treten oder die schon eingetretene für die Akademie selbst nicht veralten zu lassen scheint auch eine unausgesetzte schnelle Herausgabe der akademischen Abhandlungen wünschenswerth; daß sie in dem Jahr, wo sie gelesen werden, erfolgen kann, zeigt uns England. Unabhängig von der bleibenden Güte solcher Abhandlungen steigt in ihnen, wie bei eingegossenem Getränk ein augenblicklicher Schaum ihrer geistigsten Bestandtheile auf, den es zu kosten freut, und der nach einiger Zeit schon verflogen ist. Meinem Gefühl nach dürfte ihrer Bekanntmachung nicht die leiseste, immer verletzende Censur vorausgehn, sondern jeder Akademiker darauf ein Recht haben, eine vorgelesene Arbeit, wenn er will, und es nicht für gut findet sie bei sich zu halten, in den Denkschriften der Akademie erscheinen zu lassen. Dadurch daß die Akademie den Einzelnen in ihren Schoß wählte, drückt

ſie zugleich ein unbegrenztes Vertrauen in ſeine Befähigung aus, das durch jene Aufſicht geſchmälert oder verſehrt erſchiene. Schwächere oder unreife Arbeiten werden von ſelbſt darauf bedacht ſein ſich zurück zu ziehen. Noch nachtheiliger wirkt jede Rückſicht der Einſchränkung jährlich zu veröffentlichender Vorträge auf die beſtimmte Stärke eines zu füllenden Bandes; denn iſt Stoff zu mehr Bänden vorhanden, deſto beſſer, und der dadurch erhöhte Aufwand kann nicht in Betracht kommen, weil es ſich hier um den weſentlichen Zweck der Akademie handelt, von dem ihre Wirkſamkeit hauptſächlich abhängt.

Den Verkehr unterhalten monatliche Berichte deſto ſicherer, wenn ihnen gleichmäßige Theilnahme von allen Seiten der Akademie zu ſtatten kommt und nicht eine oder die andere Richtung darin überwiegt. Auch dieſe Berichte könnten vortheilhaft auf mehrere Bände im Jahrgang erhöht werden, und das rechte Verhältniß zwiſchen dem was ihnen oder den Abhandlungen gebührt, muß ſich von ſelbſt ergeben, ſobald letztere raſcher heraus kommen.

Ohne Zweifel wäre den meiſten Mitgliedern willkommen, daß jedesmal acht Tage vorher im Sitzungsſaal angeſchlagen würde, wer wirklich vorleſen wird und über welchen Gegenſtand. Es iſt angenehm einen Vortrag zu hören, auf den man ſich zugerüſtet hat, oder ihm, wenn er uns gar nichts verſpricht, auszuweichen. Auch können ſich dann leicht Erörterungen entſpinnen, die unvorbereitet in der Regel abgeſchnitten ſind. Nachläſſiger Beſuch, ſo wenig das Ausbleiben an ſich gehindert ſein ſoll, bringt dem akademiſchen Leben immer Schaden, weil darunter die lebendige Theilnahme leidet und aller Zuſammenhang unterbrochen wird.

Löblich wäre die Nachahmung der franzöſiſchen Gewohnheit, das Andenken an verſtorbene Mitglieder feierlicher zu begehn, als es in unſern öffentlichen Sitzungen zu geſchehen pflegt, da durch langjährigen Verkehr mit denſelben die Akademie leichter als Andre in den Stand geſetzt iſt Nachrichten zu erkunden, die

sonst untergehn. Doch ist uns dafür, wie die Vorzeit ewige Leuchten über Gräbern stiftete, alljährlich auferlegt, einen großen Mann und einen großen König zu feiern, deren Werke und Thaten unversiegenden Grund des Preises darbieten.

Mit Recht sind diese Festtage öffentlich, denn außerdem soll und kann die Akademie nicht populär werden in dem Sinn, daß sie die feinsten Spitzen ihrer Untersuchung abzubrechen hätte einem gemischten und mittleren Verständniß zu gefallen, das ohne innern Beruf vorlaut sich gern heran drängt. Die Wissenschaft hat kein Geheimniß und doch ihre Heimlichkeit, sie mag nicht oft auf der großen Heerstraße weilen, sondern lieber sich in alle Wege, Pfade und Steige ausdehnen, die ihr neue Aussichten öffnen, wo ihr jedes Geleit zur Last wird. In der Ebene treibt sich das Gewühl der Menge, Anhöhen und Berge werden immer nur von Wenigen erklommen. Erfolglos haben wir darum, wie mich bedünkt, einem unbefugten Verlangen statt gegeben und Stühle gestellt, auf welche der Staub sich nieder setzen kann, weil sie von Niemanden eingenommen werden. In die Hörsäle der Universität mag jeder Gast unangemeldet eintreten, der akademischen Beschäftigung sollten nur die jedesmal Eingeführten dürfen beiwohnen. Dagegen unterscheidet von der Universität die Akademie sich auch darin, daß sie mit dem entlegensten Ausland fördernden Verkehr und Austausch unterhält, zumal sind es Astronomie und Naturforschung die so weit in die Ferne reichen müssen, daß sie das Vaterland ganz aus dem Auge verlieren, Geschichte und Philologie, obschon auch ausholend, versäumen die Heimat am wenigsten.

Hiermit ist die eigentliche und innere Thätigkeit der Akademie an sich selbst umschrieben; es pflegen aber noch zwei andre Wirksamkeiten vorzugsweise von ihr auszugehn, denen ein ausgezeichneter Werth nicht abgesprochen werden kann. Einmal werden wissenschaftliche Reisen oder kostspielige größere Werke einzelner Gelehrten durch ihre Geldmittel unterstützt und herausgegeben, dann aber über schwierige Fragen der Wissenschaft

Preise gestellt und den siegreichen Bewerbern zuerkannt. Es scheint an sich angemessen und ist auch althergebracht durch solche Preise die Aufmerksamkeit auf unerhellte und mühsam erforschbare Puncte der einzelnen Wissenschaften zu leiten und deren Beseitigung zu veranlassen. Man wird gleichwol akademische strengwissenschaftliche Preisaufgaben unterscheiden müssen von den auch auf der Universität dem Wetteifer der Jünglinge ausgesetzten, bei welchen es noch mehr auf deren Uebung als auf den Gegenstand selbst abgesehen ist, wenn schon diesem dadurch oft ein unerwarteter Dienst geleistet wird. Preisfragen der zweiten Art mögen es auch an Zweckmäßigkeit und wahrem Nutzen den akademischen zuvor thun, wider welche sich manches Bedenken aussprechen läßt. Ungeübten Jünglingen ziemt es nach einem äußern Lohn zu ringen, dagegen hat es etwas Niederschlagendes sich der Lösung einer weittragenden Aufgabe erst dann und nur darum zu unterziehen, wenn ein Gewinn daran geknüpft ist. Der wahre Entschluß zu ihr sollte von innen aufgestiegen sein und würde einmal zu fruchtbaren Ergebnissen gelangt diesen auf den vielfachen unsrer Literatur nunmehr offen stehenden Wegen auch Luft gemacht haben. Ueberall ist es leichter zu fragen als zu antworten, und die der Preisaufgabe beigefügte Richtschnur scheint, wie geschickt erwogen, wie fein überlegt sie sei, dennoch fähig die freie unbefangne Untersuchung mehr zu fesseln und zu hemmen, als förderlich zu erleichtern. Der Eigenthümlichkeit des Bewerbers hätte es etwa zugesagt, einige Seiten des Gegenstandes, die hervor gehoben sind, liegen zu lassen oder liegen gelassene hervor zu heben, und dieser Zwang hat auf seine ganze Arbeit nachtheiligen Einfluß. So geschieht es denn oft, daß entweder zu viel aufgegeben oder von der Aufgabe die wahre Endweite der Forschung, die erst aus dieser selbst erwachsen kann, unerkannt geblieben ist. Für das Urtheil, zumal ein collegialisches Urtheil über die eingelaufene Werbeschrift entspringen aber eigenthümliche Verlegenheiten. Sie geht zu Ende der gesetzten Frist plötzlich ein und überfällt den mitten

in andern Arbeiten steckenden Aufgabesteller, der sie nun zu begutachten und seine Entscheidung den übrigen Mitgliedern vorzulegen hat, die ihr in gleicher Unmuße meistens beipflichten, so daß einzelne Abweichungen des Urtheils durch die Mehrheit im voraus abgestimmt und verworfen sind. Auf die Entscheidung selbst pflegt aber höchst menschlich nicht nur ein Gefühl des Schonens für das Dargebrachte einzufließen und die gute Absicht den Bewerber, der nicht ohne einige vortheilhafte Seiten erscheinen wird, zu ermuntern, sondern auch die unangenehme Empfindung einer sonst unangerührt bleibenden Aufgabe, wie man dem Handwerker eine bestellte Arbeit abnimmt, die man von freien Stücken nie gekauft hätte. Dazu kommt endlich, daß ein angewiesner Fonds vorräthig liegt, den man nicht unverwandt lassen und los sein möchte. Ueberlege ich uneingenommen alle diese freilich hier grell zusammengestellten und im besondern Fall vielfach gemilderten Uebelstände, so ergibt sich mir die Ansicht, daß akademische Preisaufgaben aufgehört haben zeitgemäß zu sein und an ihre Stelle wol etwas Heilsameres treten könnte. Weit schöner und edler scheint es einen Lohn zu empfangen, um den man nicht geworben, als um den man geworben hat. Tüchtige und geistvolle Forschungen treten schon, ohne daß es nöthig wäre, sie vorher zu locken, von selbst ans Licht und die Akademie kann nicht umhin ihrer bald zu gewahren. Erkenne sie von Zeit zu Zeit, ohne durch bestimmte Fristen dabei sich Zwang anzulegen, in besonnener, gerechter Würdigung des sich kund gebenden Verdienstes, munera, nicht mehr pretia, ehrende Zeichen ihres Anerkenntnisses, die wie ein leuchtender Strahl auf das Haupt des Ausgezeichneten sich niedersenken, und auch ihr eignes Ansehn wird durch solche Aussprüche vor der gelehrten Welt und dem Volke dauernd steigen, während die Erinnerung zuerkannter Preise schnell vergeht.

Es bleibt mir übrig die wichtigste, ich gestehe auch schwierigste Angelegenheit der Akademie, ohne Rückhalt, zur Sprache zu bringen, die der Erneuerung und Ergänzung ihrer Abgänge,

worauf nicht allein ihre ganze Zukunft, sondern eben auch ein erhöhter und fortschreitender Wachsthum beruhen muß. Ist es unleugbar, daß die Akademien im Stand ihrer gegenwärtigen Entfaltung noch nicht wirksam genug sind, gleichwol alle Keime einer zweiten oder dritten Wiedergeburt in sich tragen, um desto offenbarer ihre gebührende und heilsame Stelle an der Spitze der Wissenschaft einzunehmen; so fällt in die Augen, dieser größere Zweck müsse und könne weniger durch ihre zum Beispiel und zur Bürgschaft gereichende Thätigkeit, als durch die freie und ungehemmte Wahl neu zutretender Mitglieder erreicht werden. An den höheren Schulen und Universitäten sahen wir die beste und tauglichste Ergänzung durch den Staat selbst geschehen, der leicht ein sicheres Augenmerk für die Ersatzmänner gewinnt und selbst auf erfolgende Anmeldungen einzugehn sich bewogen finden wird. Die gesammte Stellung der Akademie hingegen gründet sich wesentlich und unerlässlich auf gesellschaftliche Wahl, die wenn sie im weiten Kreise umschauen kann, fast nicht irre geht. Diese Wahl ist ein aus schwankender Meinungsverschiedenheit zur Einstimmung der Mehrheit durchgedrungnes Erbieten, das den Gewählten gleich einer angethanen Ehre überraschen, gleich einem unerwarteten Gruß erfreuen muß. Anträge und Meldungen von Seiten des Candidaten, wie sie zu Paris stattfinden oder in Oesterreich für einige Ordensverleihungen, scheinen unangemessen: sie heben die Wohlthat ganz freier Ernennungen auf, hinterlassen dem Durchgefallnen Verdruß oder können auf die Unparteilichkeit der Handlung nachtheilig wirken, weil eine Ablehnung des Antrags als Härte, der man gern ausweicht, erscheinen würde. Keine bedeutende Fähigkeit wird dem geschärften Blicke vieler und kundiger Wähler entgehen; daß wir in unsrer Akademie bei Vornahme der Wahlen ordentlicher Mitglieder auf die Hauptstadt und die Nähe Berlins beengt sind, muß für einen empfindlichen Uebelstand gelten, den die uneingeschränkte Wahl auswärtiger Mitglieder und Correspondenten lange nicht aufwiegt. Unter örtlichen Rücksichten oder landschaft-

lichen Bedingungen mögen besondere Gesellschaften nicht verkümmern, sogar gedeihen; einer Akademie der Wissenschaften schadet, daß ihre freie Wahl nicht einmal auf alle Preußen, geschweige auf alle Deutschen gehn kann, wie es doch längst hergebracht und bewährt ist, Lücken der Universität aus dem gesammten Deutschland her zu füllen. Erforderlich aber wäre, daß dann auch die Mittel der Akademie ausreichten, um allen Erwählten, ohne den Zwischentritt andrer zugleich übernommner Aemter ihre äußere Stellung und die ganze Ruhe der Arbeit zu sichern.

Daß einmal solche Schranke falle, hat der Verlauf der Zeit im Stillen, die anders gewordene öffentliche Stimmung durch mehr als ein lautes Zeichen schon eingeleitet. Wenn, was Niemand leugnet, die Wissenschaft selbst allen Deutschen gemeinschaftlich ist, wie sollten deren Vertreter es nicht sein? Würde jede wissenschaftliche Akademie des ihr anklebenden Oertlichen ledig, so könnte sie die Anhänglichkeit an unser großes, aus langen Geburtswehen, wie alle Guten hoffen, endlich erstehendes Vaterland wärmer hegen und nähren. Erst eine deutsche Akademie, dann das reinste Bild unsrer Wissenschaft, würde mit ganz anderm Gewicht einer fremden Nationalakademie gegenüber stehn, als jetzt unsre, gleich uns selbst, zersprengten Akademien miteinander.

In der menschlichen Seele glimmen alle Wissenschaften und können unmittelbar aus ihr zur Flamme aufschlagen. Aber der genügsamen Anschaulichkeit indischer Waldeinsiedler, auf deren still haltendem Haupt Vögel ihre Nester bauen, hat sich die Welt längst entrückt und unablässig gestrebt ein aus der Vorfahren Hand empfangnes, in sich wucherndes Erbe der Hand der Nachkommen zu überliefern, wie es nur durch eine frei und unabhängig waltende, vollkommen tolerante, gesellige Doctrin und Selbstleitung geschieht, möge sie Akademie zu heißen fortfahren, oder zu höherer Entfaltung ihrer Ziele emporgetragen auch einen neuen Namen finden.

Die Gedanken des Verfassers, wie man erwarten kann, diesmal zunächst bei der Akademie stehend mußten von ihr auf die Universität, von der Universität auf die Schule zurück gleiten, haben sich jedoch in umgedrehter Ordnung entwickelt. Er bescheidet sich sie unbefangen, ohne alle Absicht auf den Bestand der Gegenwart irgendwie einwirken zu wollen, mitgetheilt zu haben und stellt sie künftigen und spätern Lesern sogar lieber als heutigen anheim. Auch ist in der kurzen Zeit, daß er diese Worte gesprochen hat und nun zu Drucke gibt, unsre öffentliche Lage noch schlimmer und düsterer geworden, und selbst dem an ihr nicht Verzweifelnden müssen die nächsten Forderungen und Begehren der Wissenschaft jetzt als Wünsche in die Ferne treten.

Ueber den Urſprung der Sprache.

1851 *).

Von dem großen Weltweiſen in unſrer Mitte iſt die Frage, deren Gegenſtand ich eben bezeichnet habe, und die ſchon vor achzig Jahren unter uns zum Preiſe geſtellt war, jüngſt bei der philoſophiſchhiſtoriſchen Claſſe zweimal angeregt worden. Herr von Schelling machte nemlich den Vorſchlag eine ſolche Aufgabe jetzt zu wiederholen, zog ihn aber unmittelbar darauf zurück. Bald hernach gab er in einer eignen Vorleſung einige Auskunft über die Unzufriedenheit, welche Hamann gegen Herders damals von der Akademie gekrönte Preisſchrift an den Tag gelegt hatte **), ſo wie Proben eines lateiniſchen Gedichts von noch unbekanntem Verfaſſer über der Sprache Urſprung. Hoch zu bedauern iſt, daß er ſelbſt dabei nirgend ſeine eigene Anſicht kundgeben oder errathen laſſen wollte; an jener neuen Preisaufgabe, wenn ſie feſtgehalten und näher entfaltet worden wäre, würde man darüber wol Manches haben entnehmen können, da es kaum möglich ſcheint einen ſolchen Vorſchlag anſchaulich zu machen, ohne daß zugleich im Entwurf ſelbſt des Preisſtellers, und eines ſolchen Preisſtellers, Meinung beſtimmend durchbräche. Nur das Eine dürfen wir als unzweifelhaft voraus ſetzen, daß ihm die herderiſche Löſung wenigſtens für unſere Zeit keineswegs genug thut, denn ſonſt wäre überflüſſig geweſen ſie neuerdings auf die Bahn zu bringen.

Wie man aber auch den im Jahr 1770 erlangten und erlangbaren Ergebniſſen zugethan oder ungeneigt ſei, das läßt ſich

*) Geleſen in der Akademie der Wiſſenſchaften am 9. Januar 1851.

**) Göthe 26, 108 beſaß den Aufſatz.

gar nicht in Abrede ſtellen, daß ſeitdem die Lage der Sprachforſchung weſentlich oder gänzlich verändert worden iſt und darum ſchon ein Verſuch, was ſie uns gegenwärtig biete, auf jene Frage in erneuter Antwort anzuwenden wünſchenswerth erſcheinen mag, da auf jedweden in philoſophiſche oder hiſtoriſche Betrachtung zu ziehenden Gegenſtand die ihm gewordne größere Pflege und feinere Ausbildung günſtig einwirken muß. Alle Sprachſtudien finden ſich nun heutzutage ungleich vortheilhafter geſtellt und ausgerüſtet, als zu jener Zeit, ja ſie ſind, kann man ſagen, erſt in unſerm Jahrhundert zur wahren Wiſſenſchaft gediehen. Die Art und Weiſe nach welcher die claſſiſchen Sprachen ehdem betrieben wurden und in Wahrheit immer noch angebaut zu werden pflegen (wie es auch den von mir gewiß hochgeſtellten übrigen Zwecken der Philologie nicht unangemeſſen iſt), führte nie oder bloß zufällig zu allgemeinen und entſcheidenden Aufſchlüſſen über das Verhältniß der Sprachen unter einander. Man mühte ſich in das Weſen der lateiniſchen oder griechiſchen Zunge einzudringen ſo weit es nöthig war, um den Geiſt koſtbarer, für alle Zeiten bewundernswerther Denkmale zu erfaſſen, die ſie hervorgebracht und auf uns überliefert hatten, und dieſes Geiſtes habhaft zu werden, dazu gehört unermeßlich viel. Solchem Ziel gegenüber verhielt ſich der Sprache noch ſo gewaltige äußere Erſcheinung und Form dienend; wahrzunehmen was in ihr über den Redebrauch, über die Technik der Dichter und den Inhalt der Werke hinaus gieng, war der claſſiſchen Philologie gewiſſermaßen gleichgültig und von allen feiner eingehenden Beobachtungen ſchienen ihr faſt nur ſolche werthvoll, welche der Textcritik zu feſtern Regeln irgend verhelfen konnten. Für ſich ſelbſt zog das innere Gewebe der Sprache wenig an und wurde in ſeiner Schönheit und Fülle gleichſam voraus geſetzt, weshalb auch die auffallendſten Worterſcheinungen, wo ſie ihrem Begriff nach klar ſich darſtellten, meiſtens unerwogen blieben. Etwa wie der ſeine Sprache fertig handhabende, in ihr waltende Dichter faſt keiner Kunde ihres innern Baus noch minder ihrer ge-

ſchichtlichen Veränderungen bedarf und nur hin und wieder ein ſeltnes Wort aufſucht, dem er eine gelegne Stelle zu geben hat; war der Grammatiker auch bloß ausnahmsweiſe irgend einer ihm anſtößigen Wortgeſtalt der Wurzel auf der Spur, an welcher er ſeine Kunſt zu üben trachtete. So erklärt ſich warum lange Jahrhunderte hindurch die unabläſſig fortgeſetzte aufmerkſame Behandlung lateiniſcher und griechiſcher Sprache auf der Schule wie in den Stuben der Gelehrten mit der einfachen Formlehre am wenigſten vorrückte und faſt nur für die halb ſchon außerhalb der Grammatik liegende Syntax Früchte trug. Weder verſtand man, wozu dieſe beiden claſſiſchen Sprachen gerade mächtig reizen muſten, ihre Geſtalten ſcharf an einander zu halten und wechſelsweiſe jede mit gleicher Berechtigung aus der andern zu erörtern, da man fehlerhaft die lateiniſche als unterwürfige Tochter der griechiſchen anſah; noch weniger unſrer Mutterſprache aufzuhelfen, die in der Schule allenthalben Frohndienſte eines unbefugten Handlangers zu leiſten hatte, geſchweige ihr den dritten Hauptplatz einzuräumen, obgleich, wie aus drei gegebnen Puncten eine Figur zu bilden, aus den Verhältniſſen dreier unter ſich verwandter Sprachen ihr lebendiges Geſetz zu finden iſt.

Man hat das Sprachſtudium vielfach und auch nicht ohne Grund dem der Naturgeſchichte an die Seite geſtellt; ſie gleichen einander ſogar in der Art und Weiſe ihres mangelhaften oder beſſeren Betriebs. Denn ins Auge ſpringt, daß gerade wie jene Philologen die claſſiſchen Sprachdenkmäler um ihnen critiſche Regeln für die Emendation beſchädigter und verderbter Texte abzugewinnen erforſchten, ſo auch die Botaniker ihre Wiſſenſchaft urſprünglich darauf anlegten in einzelnen Kräutern heilſame Kräfte zu entdecken, die Anatomen in die Leiber ſchnitten, um des innern Baus ſicher zu werden, auf deſſen Erkenntniß nun die Herſtellung der geſtörten Geſundheit geſtützt werden könnte. Die Stoffe zogen als ein Mittel, nicht für ſich ſelbſt an. Allmälich aber bereitete ſich eine Aenderung der Anſicht und des Verfahrens

vor. Da es natürlich iſt und durch alle Erfahrung beſtätigt wird, daß die Menſchen an dem Einheimiſchen, ihren Augen täglich Dargebotnen vorübergehend vom Fremden und Neuen ſtärker berührt und zur Betrachtung gereizt werden; ſo darf man wol behaupten, daß durch Reiſen ins Ausland, wie durch Zufuhr fremder, ſeltner Pflanzen in unſre Gärten, die Ueberſiedelung vielfacher Thiergeſtalten aus fernen Welttheilen nach Europa den Wiſſenſchaften ein andres Gepräge aufgedrückt wurde und bei Erforſchung der Gegenſtände ſie von jenen praktiſchen Zwecken gleichſam abſtanden und ſich auf unbefangnere, darum wiſſenſchaftlichere Unterſuchungen einließen. Denn das iſt eben wahres Zeichen der Wiſſenſchaft, daß ſie ihr Netz auswerfe nach allſeitigen Ergebniſſen und jede wahrnehmbare Eigenheit der Dinge haſche, hinſtelle und der zäheſten Prüfung unterwerfe, gleichviel was zuletzt daraus hervor gehe. Die Sprachwiſſenſchaft, wie mich dünkt, hat auf demſelben Weg, deſſen Betreten die Pflanzen- und Thierzergliederung ihrem engeren Standpunct entrückte, und zu einer vergleichenden Botanik und Anatomie erhob, endlich eben ſo durchgreifende Umwälzung erfahren. Ohne Zweifel wurde durch das von der Kaiſerin Catharina in den Jahren 1787—90 veranſtaltete Petersburger Wörterbuch, wenn es auch auf noch ſehr ungenügenden Grundlagen aufgerichtet war, Sprachvergleichung überhaupt wirkſam angeregt und gefördert. Allein weit größern Einfluß auf ſie hatte die in allen Welttheilen, hauptſächlich in Indien befeſtigte Herrſchaft der Briten, durch welche das genaue Verſtändniß einer der reinſten und ehrwürdigſten Sprachen der ganzen Welt, die man früher beinahe gar nicht gekannt hatte, erweckt, geſichert und verbreitet wurde. Die Vollkommenheit und gewaltige Regel des Sanskrit muſte, obſchon auch den Weg bahnend zu einer der älteſten und reichſten Poeſien, recht dazu einladen ſich mit ihr um ihrer ſelbſt willen vertraut zu machen und hat, nachdem das Eis einmal gebrochen und gleichſam ein Magnet gefunden war, zu welchem die auf dem Sprachenocean Schiffenden hinſchauen konnten, auf die weit

erſtreckte Reihe der mit der indiſchen unmittelbar zuſammenhängenden und verwandten Sprachen ein ſo erhellendes, ſonſt ungeahntes Licht fallen laſſen, daß daraus eine wahrhafte Geſchichte aller dieſer Sprachen, wie ſie noch nie vor eines Sprachforſchers Auge geſtanden hatte, mit tief eindringenden und überraſchenden Reſultaten theils ſchon hervor gegangen theils eingeleitet worden iſt. Und da um dieſelbe Zeit man zugleich bemüht geweſen war, das bisher unbegreiflich gering geachtete Geſetz unſerer eignen deutſchen Sprache hiſtoriſch zu entfalten, wie der Naturforſcher in den Halmen und Knoten einheimiſcher Gräſer dieſelben wunderbaren Triebe erkennen muß, die er an ausländiſchen Pflanzen wahrnahm; ſo konnte nicht fehlen, daß von unſerm eigenſten und unmittelbarſten Standpunct aus zugleich der Blick auf die uns benachbarten ſlaviſchen, littauiſchen und keltiſchen Sprachen lebhafter geworfen wurde, welchen allmälich allen die nemliche geſchichtliche Bedeutung und Betrachtung zu Theil geworden iſt oder zweifelsohne werden wird. Auf ſolche Weiſe haben ſich, wo nicht alle, doch die meiſten Glieder einer großen faſt unabſehbaren Sprachkette gefunden, die in ihren Wurzeln und Flexionen aus Aſien bis her zu uns reicht, beinahe ganz Europa erfüllt und ſchon jetzt die mächtigſte Zunge des Erdbodens genannt werden darf, auf welchem ſie unaufhaltſam weiter fortſchreitet, den ſie einmal überall erfüllen wird. Dieſe indogermaniſche Sprache muß nun zugleich durch ihren innern Bau, der ſich an ihr in unendlichen Abſtufungen klar verfolgen läßt, wenn es irgend eine andere Sprache im Stande iſt, auch über den allgemeinen Gang und Verlauf der menſchlichen Sprache, vielleicht über deren Urſprung die ergibigſten Aufſchlüſſe darreichen.

Ich bin befugt die Thunlichkeit dieſer Unterſuchung über den Urſprung der Sprache als bloßes Problem hinzuſtellen, deſſen Gelingen noch von Vielen darf in Zweifel gezogen werden. Sollte es ſich löſen können, mögen ſolche Zweifler einwenden, ſo hätten unſere Sprachen und unſre Geſchichte viel weiter als ſie thun zurück zu reichen, denn es iſt glaublich, vielmehr es iſt ſchon

ausgemacht, daß die älteſten Denkmäler der Sanskrit- oder Zendſprache, gleich den hebräiſchen oder was ſonſt man für die frühſte Sprache ausgeben wolle, um lange Zeit, um viel Jahrtauſende von dem wirklichen Urſprung der Sprache oder der Schöpfung des Menſchengeſchlechts auf Erden abſtehn. Wie kann über eine ſolche Kluft hinweg ein Anfang der Sprache ermeſſen werden? Fällt die geſammte Frage nicht in die Reihe der Unmöglichkeiten?

Dies Bedenken ſcheint aber noch ſtärker einzuleuchten, wenn wir die Lage und den Gegenſtand der Naturforſchung, die, wie eben erhellte, ſich zur Sprachforſchung ähnlich verhält, erwägen. Jene Forſcher ſtreben in die Geheimniſſe des Naturlebens zu dringen, d. h. die Geſetze der Zeugung und Fortdauer der Thiere, des Keims und Wachsthums der Pflanzen zu ergründen. Nie habe ich vernommen, daß darüber hinaus ein ſeiner Aufgabe ſich bewuſter Anatom oder Botaniker auch die Erſchaffung der Thiere und Pflanzen hätte wollen nachweiſen; höchſtens kann ihm klar werden, daß einzelne Thiere oder Kräuter, um ihren Zweck vollſtändig zu erreichen, an beſtimmter Stelle zuerſt erſcheinen und geſchaffen ſein muſten. Wenn ſodann Analogie obwaltet zwiſchen Schöpfung und Zeugung, ſind doch beide als ein erſter und zweiter Act weſentlich verſchieden von einander. Die ewig ſich erneuende Forterzeugung erfolgt vermöge einer in das erſchaffene Weſen gelegten Kraft, während die erſte Schöpfung durch eine außerhalb dem Erſchaffnen waltende Macht geſchah. Die Zeugung ruft, wie das Schlagen des Stahls an den Stein ſchlafenden Funken weckt, neues Daſein hervor, deſſen Bedingung und Geſetz bereits dem Zeugenden anerſchaffen war. Hier aber ſcheint für den genau Ueberlegenden in der That ein Wendepunct zu liegen, wo Naturforſchung und Sprachforſchung weſentlich ſich von einander ſcheiden, und alles Folgende wird gerade davon abhängen, ob wir die Sprache als ein Erſchaffnes oder Unerſchaffnes anerkennen. War ſie erſchaffen, ſo bleibt ihr erſter Urſprung unſern Blicken eben ſo undurchdringbar als der

des zuerſt erſchaffenen Thiers oder Baums. Falls ſie aber unerſchaffen, d. h. nicht unmittelbar durch göttliche Macht, ſondern durch die Freiheit des Menſchen ſelbſt hervorgebracht wurde und gebildet, ſo mag ſie nach dieſem Geſetz ermeſſen, ja von dem was uns ihre Geſchichte bis zum älteſten Stamm hinauf ergibt, darf über jenen unerfüllten Abgrund von Jahrtauſenden zurück geſchritten und in Gedanken auch am Ufer ihres Urſprungs gelandet werden. Der Sprachforſcher braucht alſo nicht die Hand abzulegen, ſondern kann weiter gehn als der Naturforſcher, weil er ein menſchliches, in unſrer Geſchichte und Freiheit beruhendes, nicht plötzlich ſondern ſtufenweiſe zu Stande gebrachtes Werk ſeiner Betrachtung unterwirft, da im Gegentheil alle erſchaffnen unfreien Weſen gar keine Geſchichte kennen und bis auf heute beinahe noch eben ſo ſich verhalten, wie ſie aus des Schöpfers Hand hervor gegangen ſind.

Hiermit iſt im voraus freilich ſchon ausgeſprochen, was ich als möglichen Erfolg meiner ganzen angeſtellten Unterſuchung betrachtet wiſſen will; gleichwol müſſen für ſie eine Reihe einzelner Gründe in Anſchlag gebracht werden und es wird außerdem nicht ungerathen ſein, dieſen erſt noch voran gehn zu laſſen, was zu Gunſten eines unmittelbar von der Gottheit ausgegangnen Urſprungs der Sprache könnte geſagt werden. Weil nun ein ſolcher noch auf doppelte Weiſe denkbar wäre, inſofern nemlich Gott die Sprache den Menſchen anerſchaffen oder erſt nach der Schöpfung ſelbſt offenbart hätte; ſo ſoll zuvörderſt von einer geſchaffenen, dann von einer offenbarten Sprache gehandelt und näher dargethan werden, warum keine von beiden anzunehmen ſei.

Eine geſchaffene, naturwüchſige Menſchenſprache voraus zu ſetzen mahnt von der Oberfläche her angeſehn nicht Weniges. Vergegenwärtigen wir uns ihre Schönheit, Macht und Manigfaltigkeit wie ſie ſich über den ganzen Boden der Erde erſtreckt, ſo erſcheint in ihr etwas faſt Uebermenſchliches, kaum vom Menſchen ſelbſt Ausgegangnes, vielmehr unter deſſen Händen hier

Digitized by Google

und da Verderbtes und in ſeiner Vollkommenheit Angetaſtetes. Gleichen die Geſchlechter der Sprachen nicht den Geſchlechtern der Pflanzen, Thiere, ja der Menſchen ſelbſt in aller beinahe endloſen Vielheit ihrer wechſelnden Geſtalt? Erblüht nicht die Sprache in günſtiger Lage wie ein Baum, dem nichts den Weg ſperrt und der ſich frei nach allen Seiten ausbreiten kann, und wird unentfaltet, verſäumt und abſterbend ſie nicht einem Gewächs ähnlich, das bei Mangel an Licht oder Erde ſchmachten und dorren muſte? Auch die erſtaunende Heilkraft der Sprache, womit erlittenen Schaden ſie ſchnell verwächſt und neu ausgleicht, ſcheint die der mächtigen Natur überhaupt, und nicht anders als dieſe verſteht ſich die Sprache darauf mit geringen Mitteln auszureichen und volles Haus zu halten: denn ſie ſpart ohne zu geizen, ſie gibt reichlich aus und vergeudet nie.

Treten wir aber dem eignen Element der Sprache näher. Faſt die ganze Natur iſt Lautes und Klanges erfüllt, wie ſollte er ihrem edelſten Geſchöpfe dem Menſchen nicht in der Schöpfung ertheilt worden ſein? Machen die Thiere mit ihrer der Menſchenſprache gleich endlos verſchiednen Stimme ſich nicht unter einander verſtändlich, erſchallt der Vögel manigfalter Geſang nicht durch alle Lüfte? Menſchliche Einbildung hat den Thieren wirkliche Sprache beigelegt. Die Sage meldet ſogar, daß im goldnen Zeitalter alle Thiere noch mit den Menſchen traulich geſprochen hätten, daß ſie ſeitdem ihre Sprache nur verhielten, aber im Augenblick des Drangs ausbrechen ließen, wie Bileams Eſelin, als ihr Unrecht widerfahren und der Engel des Herrn erſchienen war, das Wort erhob. Dieſe redete in Menſchenweiſe, andere Thiere ſollen in ihrer eignen Sprache, oder wie es zu heißen pflegt, in ihrem Welſch und Latein ſich vernünftig unterreden, was hören und verſtehn könne, wer durch Genuß einer weißen Schlange oder eines Drachenherzens Kunde davon ſich erworben habe. So ſangen dem Sigurd, nachdem er Fafni erlegt und ſeine Fingerſpitzen in deſſen Herzblut getaucht hatte, die Vögel auf den Aeſten was ihm noch zu thun übrig ſei.

Wir unterſcheiden die geſammte Natur in eine todte und lebendige, womit nicht zuſammen fällt, daß ſie ſtumm oder laut ſei. Unter den Elementen ſtumm iſt nur die träge Erde, denn die Luft ſauſt und heult, das Feuer ſprüht, kniſtert, praſſelt, dem Meer legen wir Rauſchen bei, dem Bach Klingeln, Murmeln, Plätſchern, ja ſein Gerieſel dünkt uns ein Schwatzen und Plaudern (garrulus rivus) *). Gleich der Erde geben die ſtarren Steine keinen Laut von ſich, auch den lebendigen, an den Boden gefeſſelten, Gangs unfähigen Pflanzen wurde er nicht verliehen: wenn Baumblätter flüſtern, iſts der Wind der ſie von außen rührt. Allen Thieren dagegen iſt Bewegung und Gefühl verliehen, nicht allen Stimme, denn die Fiſche bleiben lautlos, von den Inſecten machen ſich nur hörbar die ſchwirrend im Flug durch ihre Athemlöcher Luft ſtoßen oder harte Flügeldecke an einander reiben; aus ihrem Innerſten durch ihren Mund geht keine Stimme. Aber jedem vollkommneren warmblutigen Thier, Vögeln wie Säugenden, iſt immer ein ganz beſonderer Laut eigen, mit welchem es ſeine Empfindungen wechſelsweiſe des Behagens, der Luſt und des Schmerzes, lockend oder ſcheuchend kund thun kann; einigen unter ihnen und zwar nicht den uns ſonſt verwandteren vierfüßigen Thieren, ſondern voraus dem Gevögel wurde ein klangvoller, meiſtens anmutiger und herzerfreuender Geſang zugetheilt. Stehn alle Thierlaute nicht der Menſchenſprache zur Seite? Hat man doch heiſere, rauhe, harte Menſchenſprache dem Gekrächze der Raben, Quaken der Fröſche, Bellen der Hunde und Wiehern der Roſſe verglichen.

Dieſe thieriſche in ihrer Aeußerung gleich der Thiergeſtalt ſelbſt manigfaltigſte Stimme iſt aber ſichtbar von Natur in jedes Thier geprägt und wird von ihm hervorgebracht ohne ſie erlernt zu haben. Laßt ein eben ausgeſchloſſenes Vöglein dem Neſt entnommen von Menſchenhand aufgefüttert werden, es wird den-

*) Selbſt das Geklapper des Mühlrads legt man in Worte aus. Haupts Zeitſchrift für deutſches Alterthum 4, 511.

Digitized by Google

noch aller Laute mächtig ſein, die ſeinesgleichen, unter welchen es ſich niemals befand, eigen ſind. Darum bleibt die jeder Thierart angewieſene Stimme immer einförmig und unveränderlich: ein Hund bellt noch heute wie er zu Anfang der Schöpfung bellt, und mit demſelben Tirelieren ſchwingt die Lerche ſich auf wie ſie vor vielen tauſend Jahren that. Das Angeſchaffene hat weil es angeſchaffen iſt unvertilgbaren Charakter.

Alle Thiere leben und handeln alſo nach einem in ſie gelegten dunkeln Trieb, der an ſich gar keiner Steigerung fähig von Anfang ſchon ſeine natürliche, dem Menſchen manchmal unerreichbare Vollkommenheit mit ſich trug. Das Spinngewebe iſt ſo zart und regelrecht vom Thierlein aus ſeinem Leib gezogen und angeſpannt wie im Laubblatt die ſelbſtgewachſnen Rippen. Die Biene wirkt ihre kunſtmäßige Sechseckenzelle ein wie das andere Mal, ohne haarbreit je von dem ihr vorgeordneten Muſter und Bauplan abzuweichen. Dennoch wohnt den Thieren mehr oder minder außer dem in ihnen herrſchenden Inſtinct der Nothwendigkeit ein Analogon von Freiheit bei, die ſie leiſe anfliegt, aus der ſie unmittelbar wieder in ihre Natur zurück treten. Wenn Bienen ausgeflogen ſind um Honigſtoff einzuholen und ſich auf eine Heide niederlaſſen, von welcher ſie immer zu rechter Zeit und ſicher den Heimweg nach ihren Stock nicht verfehlen; mag es einzelne unter dem Schwarm geben, die ſich ein Paar hundert Schritte abwärts verfliegen und in der Irre zu Grunde gehn: ihnen iſt die kleine Freiheit verderblich geworden. Es gibt gelehrige Thiere, die der Menſch für ſeine Zwecke abrichtet, und leicht iſt wahrzunehmen, daß je ausgebildeter jener Kunſttrieb ſich entfaltete, deſto weniger ſolches Abrichten von ſtatten geht. Die Biene oder Ameiſe wären für alle menſchliche Lehre unempfänglich, aber Hund, Pferd, Rind, Falke nehmen ſie bis auf einen gewiſſen Grad an und ergeben ſich dem Willen des Menſchen. Alle jedoch, erließe man ſie deſſen, würden gern in ihre natürliche Ungezwungenheit zurück kehren und das Angelernte vergeſſen. Das ganze Thierleben ſcheint eine Nothwendig-

keit, aus der zuckende Richtungen oder Blicke der Freiheit sie nicht vermögen loszureißen; entgehn wir freien Menschen selbst zuletzt nicht dieser Noth.

Die Stimme mit welcher die Thierwelt für alle einzelnen Geschlechter einförmig und unabänderlich ausgestattet wurde, steht demnach in unmittelbarem Gegensatz zur menschlichen Sprache, die immer abänderlich ist, unter den Geschlechtern wechselt und stets erlernt werden muß. Was der Mensch nicht zu lernen braucht und alsobald in das Leben tretend von selbst kann, das bei allen Völkern sich gleich bleibende Wimmern, Weinen und Stöhnen oder jede andern Ausbrüche leiblicher Empfindung, das allein könnte dem Schrei der thierischen Stimme mit Recht an die Seite gesetzt werden. Das gehört aber auch zur Menschensprache nicht, und läßt mit deren Werkzeugen sich eben so wenig als der Thierlaut genau ausdrücken, nicht einmal vollständig nachahmen.

Wir wollen dem für des Naturlauts Unverrückbarkeit beigebrachten Fall einen andern für das Unangeborensein der Menschensprache gegenüber halten und einmal setzen, daß auf einem Schlachtfeld das neugeborne Kind einer französischen oder russischen Mutter aufgenommen und mitten in Deutschland erzogen würde; es wird nicht französisch, nicht russisch, sondern gleich allen andern Kindern, unter welchen es erwächst, deutsch zu sprechen anheben. Seine Sprache war ihm nicht angeboren.

Dieselben gleichgearteten Menschen, die heute uns geboren bald alle Laute und Eigenheiten unsrer jetzigen Sprache sich erwerben, würden vor fünfhundert oder tausend Jahren zur Welt gebracht eben so leicht und unvermerkt in den Besitz alles dessen gelangt sein, was unsrer Vorfahren Sprache von der heutigen unterscheidet. Die Besonderheit jeder einzelnen Sprache ist also abhängig von dem Raum und der Zeit, in welcher die sie Uebenden geboren und erzogen werden, Raum und Zeit sind Anlaß aller Veränderungen der Menschensprache, aus ihnen allein läßt sich die Manigfaltigkeit und Abweichung der einem Quell entstammenden Völker begreifen. Der heutige Tiroler und Friese

werden einander gegenüber ihre Rede zu verſtehen Mühe haben, obgleich ihre Urväter näher zuſammen geſtanden, einem und demſelben Volksſchlag angehört haben müſſen. Auch unter einander verſtehenden, ungeſchieden lebenden Menſchen pflegen je nach Geſchlecht und Individuum dennoch Eigenheiten und Abſtände der Sprache einzutreten, die bald einen größeren Umfang und Vorrath von Wörtern, bald Armut oder Mangel daran wahrnehmen laſſen, ſo daß ihnen insgeſammt ihre Sprache zwar als Gemeinbeſitzthum, zugleich aber Einzelnen als beſonders zuſtändige Ausdrucksweiſe erſcheinen muß, die von jener Einförmigkeit thieriſcher Stimmbegabung himmelweit fern iſt.

Nein, die Sprache iſt dem Menſchen weder angeboren noch anerſchaffen und in allen ihren Leiſtungen wie Erfolgen kann ſie mit der Thierſtimme nicht gleichgeſetzt werden: nur eins müſſen beide mit einander einigermaßen gemein haben, die ihnen unterliegende nothwendig durch den erſchaffenen Leib bedingte Grundlage.

Jeder Laut geht hervor durch eine Bewegung und Erſchütterung der Luft, ſelbſt jenes elementariſche Rauſchen des Waſſers oder Kniſtern des Feuers war im gewaltſamen Aneinanderſchlagen der Wellen, die ihren Druck auf die Luft übten, oder im Verzehren der Brennſtoffe, welche die Luft erregten, bedingt. Dem Thier wie dem Menſchen ſind Stimmwerkzeuge von Natur eigen, mittelſt welcher ſie in manigfache Weiſe Eindrücke auf die Luft bewirken können, deren unmittelbare Folge ein regelrechter, gleichartig wirkender Schall iſt. Das Thier bringt damit einzelne ähnliche Laute wie der Menſch hervor, dieſer vermag ſie weit reicher und allſeitiger zu entfalten. Das geordnete Entfalten der Laute heißt uns Gliedern, Articuliren und die Menſchenſprache erſcheint eine gegliederte, womit das homeriſche Beiwort der Menſchen *οἱ μέροπες, μέροπες ἄνθρωποι* oder *βροτοι* zuſammentrifft, von *μείρομαι* oder *μερίζω*, die ihre Stimme Theilenden, Gliedernden. Weſentlich hängt aber dieſe Lautgliederung ab von dem aufrechten Gang und Stand der Menſchen*), ver-

*) Selbſt ἄνθρωπος, Mannes Geſicht oder Ausſehn habend weiſt

möge deſſen ſie die einzelnen Laute ruhig und gemeſſen vernehmen laſſen können, während die Thiere zur Erde gebückt ſind:

pronaque quum spectent animalia caetera terram,
os homini sublime dedit caelumque tueri
jussit, et erectos ad sidera tollere vultus **).

Die nothwendige Reihe und das Maß dieſer Laute und Schälle iſt natürlich bedingt wie die Tonleiter in der Muſik oder die Folge und Abſtufung der Farben, ihrem Geſetz kann nichts hinzu gethan werden. Denn außer den ſieben Grundfarben, die unendliche Miſchung dargeben, ſind keine andern denkbar, und eben ſo wenig läßt ſich den drei Vocalen a i u, aus welchen e und o, ſammt allen übrigen Diphthongen und deren Verdichtung zur bloßen Länge entſpringen, das Geringſte zufügen, noch die Ordnung der Halbvocale und Conſonanten, die ſich in zahlloſer Mannigfaltigkeit der Verbindungen erzeigen, dem Grunde nach erweitern. Dieſe Urlaute ſind uns angeboren, da ſie durch Organe unſeres Leibs bedingt entweder aus voller Bruſt und Kehle geſtoßen und gehaucht, oder mit Hilfe des Gaumens, der Zunge, Zähne und Lippen hervor gebracht werden. Einige ihrer Bedingungen ſind auch ſo greif- oder faßbar, daß es nicht völlig mißlingen konnte ſie durch künſtliche mechaniſche Vorrichtungen bis auf einen gewiſſen Grad nachzuahmen und ſcheinbar darzuſtellen. Da nun aber die Leibesorgane mehrerer Thierarten den menſchlichen gleichen, ſo darf nicht befremden, daß gerade unter den Vögeln, deren ſonſtiger Bau weiter als der Säugethiere von uns abſteht, die uns aber in aufrechter Haltung des Halſes näher kommen, darum auch wohllautige Geſangſtimmen haben,

nach dieſer aufrechten Stellung des Antlitzes. Der erſte Theil des Wortes nimmt durch Einfluß des P ein Θ ſtatt Δ an und gehört zu ἀνήρ ἀνδρός = ſkr. nṛi und nara, vir, homo. Andere dachten an ἄνω ἀθρεῖν, aufwärts ſchauen.

**) Ovid. Met. 1, 84. (Während die andern Thiere vorgeneigt die Erde betrachten, Gab ſie (die Natur) dem Menſchen das erhabene Antlitz und den Himmel anzuſchauen Gebot ſie ihm, und das aufgerichtete Geſicht zu den Geſtirnen emporzuheben.)

daß vorzugsweise Papageien, Raben, Stare, Elstern, Spechte *) im Stande sind menschliche Wörter fast vollkommen zu erfassen und nachzusprechen. Von den Säugethieren dagegen vermag das kein einziges, zumal nicht die in andern Stücken uns zum Erschrecken ähnlichen Affen, welche, obgleich sie uns manche Gebärden abzusehn suchen, nie darauf verfallen unsere Sprache nachzuäffen. Man sollte denken, den Affenarten, welche aufrecht zu gehn lernen, müste es gelingen Vocale, Zungen- und Zahnlaute zu erreichen, wenn ihnen auch Lippenlaute, weil ihre Zähne blecken, unmöglich fielen: aber keine Spur, daß sie sich Sprechens unterfangen.

Johannes Müller hat uns neulich die Kehlen einiger Singvögel scharf untersucht und darin nachgewiesen was ihren Gesang hebe und zeuge. Ich weiß nicht, ob es möglich wäre, daß die Zergliederung auch in den ausgebildeten Kehlen menschlicher Sänger Eindrücke gewahrte, die eine große Entwickelung der Gesangsfähigkeit verkündigten; oder um noch Stärkeres zu fragen, ob es dem Anatom gelänge, in den Sprachorganen solcher Völker, die entschieden harter Gutturale pflegen oder wie die Slaven schwere Zischlautverbindungen eingeübt haben, äußere Spuren davon aufzuweisen. Wäre das der Fall, so würde ich nicht abgeneigt sein, weil solche Eigenthümlichkeiten sich vererben können, wie einzelne Gebärden und Schulterdrehungen unbewust vom Vater auf den Sohn übergehn oder Geschwister häufig dieselbe Anlage zum Gesang empfangen haben **), ich würde also geneigt sein, schon in den Kinderkehlen einzelner Völker eingeprägte Anlage für die Aussprache eigner Lautbestimmungen vorhanden zu glauben, so daß jenem in Deutschland

*) Der Specht (wörtlich der spähende, weissagende Vogel) hieß darum μέροψ, gleich dem Menschen, und in altrömischer wie in altdeutscher Sage verweben sich Picus und Bienenwolf mit Heldengeschlechtern. Bemerkenswerth scheint, daß Papageien und Raben auch die Höhe des Menschenalters erlangen.

**) Man nimmt selbst wahr, daß Geschwister ähnlich niesen.

zur Welt gekommenen Ruſſen- oder Franzoſenkind immer noch einige unſerer Laute ſchwer gefallen wären. Dies ergäbe das Gegenſtück zur thieriſchen Beſchränkung der Nothwendigkeit durch die Freiheit, inſofern hier umgekehrt die menſchliche Sprachfreiheit durch einen Zug der Nothwendigkeit beeinträchtigt ſchiene, den ſie doch leicht überwindet. Die Anatomie wird noch lange zu lernen haben, ehe ſie die Sprachwerkzeuge eines auf der Ebene eingewohnten Norddeutſchen von denen eines ſüddeutſchen Alpenhirten unterſcheidet. Unſerm Hauptergebniß aber, daß die menſchliche Sprache unangeboren ſei, wird nichts dadurch benommen. Die natürliche Lautgrundlage, deren ſie gleich der thieriſchen Stimme bedarf und die ſie voraus ſetzt, wie unſere Seele den menſchlichen Schädelbau, iſt nichts als das Inſtrument, auf dem die Sprache geſpielt wird, und dies Spiel erzeigt ſich beim Menſchen in einer Manigfaltigkeit, die den unveränderbaren Thierlauten völlig entgegen ſteht. Den Phyſiologen wird doch mehr das Inſtrument ſelbſt, den Philologen das Spiel darauf anziehen.

Nun aber wurde außer der eben verworfnen Angeborenheit der Sprache noch eine andere Annahme als denkbar voraus geſetzt, daß ſie von des Menſchengeſchlechts Urheber dieſem zwar nicht unmittelbar im Act der Schöpfung, vielmehr nach der Schöpfung mitgetheilt, durch das menſchliche Gedächtniß aufgefaßt und dann von Geſchlecht zu Geſchlecht fortgepflanzt und ausgearbeitet worden ſei, mit allem Wechſel und aller Verderbniß, die ſie unter des Menſchen Hand habe erfahren müſſen. Jene göttliche Mittheilung oder Offenbarung der Sprache, vergleichbar der eines göttlichen Geſetzes, müſte dennoch früher als dieſes faſt alſogleich nach vollbrachter Schöpfung des erſten Menſchenpaares eingetreten ſein, weil ein ſolches der Sprache beinahe keinen Augenblick hätte entrathen können, und mit der ſchöpferiſchen Allmacht unvereinbar ſchiene, daß ihrer fertigen, edelſten Creatur im Anfang gebrochen habe was ihr ſpäter zu Theil werden ſollte.

Dieſe Auffaſſung würde von der im Verfolg entgegen zu ſetzenden eines menſchlichen Urſprungs der Sprache ſich zwar in der Grundlage weſentlich, in Bezug auf die Fortpflanzung einer ſo koſtbaren Gabe ſcheinbar wenig unterſcheiden. Eine ſolche Fortpflanzung erfolgt von Geſchlecht auf Geſchlecht, da niemals alle Menſchen zugleich ſterben, wie ſie allmälich zur Welt kommen, folglich die Ueberlebenden den Nachlebenden hinterlaſſen was ſie ſelbſt von ihren Vorfahren empfangen hatten, gleichviel ob eine von Gott offenbarte oder von den erſten Menſchen frei erworbene Sprache weiter getragen worden ſei. Die Offenbarung brauchte nur einmal erfolgt zu ſein, voraus geſetzt, daß ſie nie wieder ganz erloſchen war, ſondern ihren Schein immer, wenn auch ſchwächer von ſich geworfen hätte; die Menſchenerfindung könnte ſich öfter wiederholt haben. Im Fall der offenbarten Sprache wäre gleichwol anzunehmen, daß die erſten ihr näher geſtandnen Menſchen gegenüber den ſpäteren von der göttlichen Macht bevorzugt, dieſe nachtheiliger geſtellt worden ſeien, was Gottes Gerechtigkeit widerſtritte.

Die Vorſtellung einer offenbarten Sprache, dünkt mich, muß denen willkommen ſein, welche in den Anfang aller menſchlichen Geſchichte einen Stand paradiſiſcher Unſchuld ſetzen, hernach durch den Sündenfall die edelſten Gaben und Fähigkeiten des Menſchen zerrüttet werden, folglich auch die gottähnliche Sprache von ihrem Gipfel herabſinken und dann nur geſchwächt den Nachkommen zuſtehn laſſen mögen. Solch eine Anſicht könnte zuſagen, und Halt gewinnen, weil die ganze Geſchichte der Sprache, ſo weit wir in ſie gedrungen ſind, in der That ihren Abfall von einer vollendeten Geſtalt zur minder vollkommnen zu verrathen, ſomit anzudeuten ſcheint, daß auch für die Sprache wie für die geſammte menſchliche Natur eine Herſtellung und Erlöſung eintreten und nach dem verlornen Zuſtand anfänglicher Vollkommenheit und Reinheit auf geiſtigem Wege allmälich müſſe zurück gekehrt werden.

Dennoch finden wir dieſe Deutung ſchon im Widerſpruch

mit den Urkunden unſrer heiligen Schrift, welche einer ſtatt gefundnen göttlichen Offenbarung der Sprache an den Menſchen nirgends gedenkt, vielmehr das von ihr ſelbſt unerklärt gelaſſene Daſein der Sprache voraus ſetzt und deren Verwirrung erſt lange Zeit nach dem Sündenfall eintreten läßt. Sinnreich und ergreifend wird aller Sprachenzwieſpalt aus einem gewaltſamen Frevel übermütiger Menſchen abgeleitet, die den Himmel ſtürmenden Titanen des griechiſchen Mythus ähnlich der Gottheit durch einen thörichten Thurmbau näher zu rücken wähnten, und darüber die Einfachheit ihrer Sprache verloren, welche ſie nun von dieſer Stätte verworren in alle Theile des Erdbodens austrugen. Neulich hat ein gewandter Maler in reicher Compoſition dieſe vielleicht aus bloßem Mißverſtand des hebräiſchem Wortes babal, welches vermiſchen, mengen bezeichnet,. erwachſne Sage veranſchaulichen wollen. Hier aber kann die Kunſt nur ſpielen, nichts ausrichten; da die Zerſplitterung der Sprache über die ganze Erde und ihre endloſe Manigfaltigkeit*) höchſt naturgemäß war, und die größten Zwecke der Menſchheit förderte, darf ſie bloß wohlthätig und nothwendig, keineswegs verwirrend heißen und iſt ſicher auf ganz andere Weiſe erfolgt, als uns dieſe einem lauten Einſpruch der Sprachgeſchichte überhaupt ausgeſetzte Erzählung zu verſtehn gibt.

Hier reicht meine Unterſuchung an einen theologiſchen Standpunct, vor dem ſie nicht zu erſchrecken braucht.

Unter Offenbarung denken wir uns eine Kundthuung oder Manifeſtation, die Griechen nennen ſie ἀποκάλυψις Enthüllung, die Römer revelatio Entſchleierung, und dieſe Wörter alle laufen auf denſelben Begriff hinaus, das offen gemachte war vorher

*) Die auch im Mittelalter angenommen wurde, das ſich oft auf 72 Sprachen einſchränkt, Parz. 736. 28 von einem heidniſchen König:

er hete fünf und zweinzec her,
der neheinez sandern rede vernam.

Ueberſ.: (Er hatte fünf und zwanzig Heere,
Deren keines des andern Rede verſtand.)

verſchloſſen, das Enthüllte bedeckt oder verſchleiert. Niemand kann bezweifeln, daß eine ſchaffende Urkraft unabläſſig auch ihr Werk fortdurchdringe und forterhalte: das Wunder der Weltdauer kommt dem ihrer Schöpfung vollkommen gleich. Dieſe ſich unausgeſetzt kundthuende göttliche Kraft iſt keinem als dem Verſtehenden eine kennbare Offenbarung. Da ſie die geſammte Natur durchdringt und in allen Dingen enthalten iſt, liegt ſie zugleich offen und verborgen da und mag bloß durch das Mittel der Dinge ſelbſt erforſcht werden. Denn ſie iſt in allen Dingen, eben darum nicht außer ihnen. Unverſtanden redet die Natur, ſo lange der Suchende nicht auf ihre Spur kommt und ſie ihm verſtändlich wird.

Des Alterthums kindliche Vorſtellung pflegte aber unmittelbaren Verkehr der Gottheit mit den Menſchen anzunehmen, deſſen Wirklichkeit unſerer Vernunft unbegreiflich und ſo unzuläſſig iſt wie die der meiſten andern Mythen. Denn hat die Gottheit Anfangs ſichtbar ſich gezeigt, warum ſollte ſie je nachher aufgehört haben es zu thun? Dies iſt dem ihr nothwendig beiwohnenden Begriff der Stätigkeit entgegen; das Unerſchaffene kann keine Geſchichte haben, muß ſich ewig gleich bleiben. Man fühlt ſich in einen Kreis von Widerſprüchen gebannt, die wenn überall vortretend kaum irgend greller obwalten, als wo ein göttlicher Urſprung der Sprache behauptet werden ſoll.

Der griechiſchen Poeſie verurſacht es nicht den mindeſten Anſtoß, daß die Götter erſcheinen und in der Sprache des Landes reden, ſo wenig es heute auf unſrer Schaubühne befremdet, daß Helden und Männer aller Länder ſich einſtimmig in der jetzigen Sprache ausdrücken, da ſie nur durch das Mittel unſrer eignen Vorſtellungen uns anſchaubar werden. Es muß aber ein Grund vorhanden geweſen ſein, warum bei Homer wie noch bei den Tragikern zwar Apollo, Hermes, Athene und andere Götter und Göttinnen, niemals Zeus ſelbſt*) den Menſchen leiblich er-

*) Dieſen Anſtand verletzt alſo Plautus, wenn er im Amphitruo den Jupiter erſcheinen und reden läßt. Aeſchylos und Sophokles

ſcheinend und redend vorgeführt wird; gleichſam ſtellen ſich jene nur als ſeine Boten dar, die den höchſten, an ſich unausſprechlichen Willen in Menſchenworte zu kleiden und zu faſſen beauftragt ſind, und in der wuchernden Vielgötterei treten lauter unterwürfige Handlanger des höchſten Weſens auf, deſſen Eigenſchaften ſie vorſtellen, deſſen Geheiß ſie verkünden und ausrichten, wie die katholiſchen Engel oder Heiligen.

Im alten Teſtament erſcheint Gott gleich von Anfang leibhaft und redet mit Adam Eva Noah Abraham Moſes Joſua, die ſeine Rede von ſelbſt verſtehend und darauf antwortend dargeſtellt werden; nirgend iſt geſagt, daß eine erſte Eröffnung dieſes Verſtändniſſes eingetreten oder nöthig befunden worden ſei. Doch ſchon zu Moſes Zeit beginnt ſich Gott ferner zu ſtellen, nur auf dem Berg zu erſcheinen, nur in der Wolke zu reden, aus welcher Donner und Blitz fahren, ganz wie der donnernde Zeus im Gewölk ſich erzeigt. Allmälich pflegt er gar nicht mehr ſelbſt, ſondern der Engel des Herrn aufzutreten und bereits Moſes gegenüber wird es einigemal zweifelhaft, ob ihm des Herrn Stimme oder die ſeines Boten erſchollen ſei. Später*) redet Gott zu den Menſchen nur durch der Weiſſagen und Engel Mund, deren höhere Gabe von einem näheren Verhältniß zu Gott abgeleitet werden könnte, wie die Ausſchüttung des Geiſtes in der Apoſtelgeſchichte (10, 44—46) unmittelbar die Zungen

---

werden es auch in ihren verlornen Stücken anders damit gehalten haben. Auch in der Edda, als die drei Götter Odinn, Hoenir, Loki auf Erden wandeln, führt nur Loki die Rede, die andern ſchweigen. Im Nalas erſcheinen und reden Götter. — Joh. 1, 18 θεὸν οὐδεὶς ἑώρακεν πώποτε. (Niemand hat Gott je geſehen.)

*) Der Herr redet mit Satan. Hiob 1, 6—12. 2, 1—6. Hiob und der Herr reden mit einander 39, 31. 33. 42, 1—8. Der Herr antwortet dem Hiob aus einem Wetter. Hiob 38, 1. 40, 1. und ſiehe, das Wort des Herrn kam zu ihm und ſprach zu ihm. 1. Kön. 19, 9. Zu Abraham geſchah das Wort des Herrn im Geſicht. 1. Moſ. 15, 1.

Digitized by Google

löſt*), daraus läßt ſich aber der einfache Urſprung der längſt beſtandnen Menſchenſprache nicht begreifen, wenn man auch jenem Ausguß über das Bild hinaus die wirkliche Eingebung menſchlicher Sprachpraxis beilegen will. Das Buch, von welchem wir den Namen der Apokalypſis entnehmen, wurde zu Johannes durch einen Engel des Herrn geſandt, und der Apoſtel Paulus redet von Zungen der Menſchen und Engel, wie Plato den Verkehr (ὁμιλία καὶ διάλεκτος) zwiſchen Göttern und Menſchen durch Dämone vermitteln läßt, aber alle Vorſtellung von Dämonen und Engeln iſt in der Natur der Welt unbezeugt, in der Geſchichte, ſo glaublich man ſie zu machen geſtrebt hat, unbegründet.

Wie ſoll unſre Vernunft der menſchlichen Sprache Urſprung aus göttlicher Offenbarung, die doch nothwendig keine heftige Inſpiration, ſondern einfache Rede geweſen und mittelſt dieſer Rede weiter getragen ſein müßte, faſſen? waren die erſten Menſchen fähig Gottes Worte zu vernehmen, d. h. zu verſtehn, ſo ſcheint es unvonnöthen ihnen eine Sprache zu enthüllen, die als jenes Verſtändniſſes Bedingung ſie bereits beſitzen mußten. Vorhin jedoch haben wir erwieſen, daß ihnen keine Sprache anerſchaffen war, folglich daß ſie gar nicht im Bereich eines Mittels ſtanden, von welchem das Verſtehn, deſſen ſie unerläßlich bedurften, abhieng. Die Natur des Menſchen war zur Zeit der Schöpfung nicht anders als ſie heute iſt, ſie vermochte lediglich durch ihre Sinne und die Vernunft, womit ſie ausgeſtattet war, Eindrücke zu empfangen, die auf anderm Wege ihr gar nicht zu Theil werden konnten. Nirgends ſteigt eine Lehre ſo gewaltſam auf die Menſchen herab, daß ihr nicht ein inneres Lernen entgegenkommen müſte.

Noch mehr, ſollen und dürfen wir uns Gott redend denken? redete, d. h. ſpräche er menſchliche Worte, ſo müſten wir

*) Auch die Sage meldet, daß die Gabe des Dichtens plötzlich über Einen gekommen ſei.

ihm auch menſchlichen Leib, zumal alle jene leiblichen Organe beilegen, von welchen gegliederte Rede abhängt. Es ſcheint mir aber gleich widerſinnig einen vollkommnen Menſchenleib ohne eins ſeiner Gliedmaße, z. B. ohne Zähne, als die Gottheit mit Zähnen, folglich eſſend ſich vorzuſtellen, da die Zähne nach unſrer weiſen Natur zwar mit beholfen ſind zum Sprechen, hauptſächlich aber zum Zermalmen der Speiſe dienen. Auf ſolche Weiſe würde es ganz unmöglich ſein, eins der andern Glieder des Leibs deren innerer und äußerer Einklang unſre höchſte Bewunderung rege macht, irgend der ſchaffenden Gottheit abzuſprechen oder beizulegen*).

Wenn aber überhaupt ein Leib, mindeſtens ein menſchlicher der Gottheit gar nicht anſtände, wie könnte Rede oder Bedürfniß der Rede ihr beigemeſſen werden? was ſie nur denkt, das will ſie auch, was ſie will hat ſie ohne Aufenthalt und Zweifel mit mehr als Blitzesſchnelle vollführt. Wozu hätte ſie ſich eines Boten bedient um langſamer auszurichten, was ſie mit einem Wink, wenn es ihrer Weisheit gefällig geweſen wäre, vollbrächte? Rinnen in dem göttlichen Sein alle jene von uns geſondert betrachteten Eigenſchaften, Allmacht, Urplan und Ausführung nicht zuſammen? Ohne ihres Gleichen, doch uneinſam waltet die Gottheit allenthalben in der unendlichen Natur Fülle, des Behelfs einer der menſchlichen auch nur von ferne vergleichbaren Sprache bedarf ſie nicht, wie ihre Gedanken nicht den Weg des Menſchendenkens gehn.

Daß an eines Menſchen Ohr jemals, ſo lange die Welt ſteht, ein unmittelbares Wort Gottes gedrungen ſei, kann alle menſchliche Geſchichte mit nichts erweiſen. Seine Verlautbarung würde keiner Menſchenſprache nahe kommen, eine Harmonie der Sphären ſein**). Wo, daß Gott redete, aufgezeichnet iſt, hat

*) Mit Recht Wolfram im Parz. 119, 20 von Gott: der antlitzes sich bewac (nicht gebildet war) nâch menschen antlitze.

**) Das Volk hält die himmliſche Stimme für Donner. Joh. 12, 29. Vgl. Apok. 8, 5. 11, 19. 16. 18. — 10, 3. 4. 14, 2. 19, 6.

der Geschichtschreiber einer Sage gefolgt, die für die Dunkelheit der Vorzeit eines gangbaren Bildes sich bediente, wer wollte buchstäblich nehmen, wenn gesagt ist, daß Gott das Gesetz mit seinem Finger in die hernach von Moses zerbrochene Steintafel geschrieben habe? Die heilige Schrift, die wir Gottes Wort nennen, ist uns ehrwürdig durch ihr hohes Alterthum und die edle Einfachheit ihrer Darstellung; allein wer sie auch zuerst abfaßte stand von dem Anfang der Schöpfung bereits allzuweit ab, als daß er Anderes als Bild und Sage davon mit zu theilen vermocht hätte. Was von der heidnischen Sage Jeder allenthalben zugesteht, muß er auch für die des A. T. einzuräumen wahrheitliebend und besonnen sein. Arnobius eifert mit schlagenden Gründen wider das Heidenthum, ohne zu ahnen, daß gar manche derselben auch gegen die neue Lehre gebraucht werden können.

Das Verhältniß Gottes zur Natur beruht auf gleich festen, unerschütterbaren Gesetzen wie die Bande der Natur unter sich, und da diese ihr Geheimniß und Wunder nur in sich selbst, nicht außer sich tragen, so muß jedes nicht natürliche Mittel von ihnen ausgeschieden sein. Ein Geheimniß, bei dem es unnatürlich hergienge, gibt es nicht*).

---

*) Lessing (sämmtl. Schriften 10, 4, 5) bemerkt zu einem Aufsatze Jerusalems über den Ursprung der Sprache, daß die Sprache durch ein Wunder dem ersten Menschen nicht mitgetheilt sein könne, darum der Mensch sie noch nicht erfunden zu haben brauche; im Umgang mit höheren Geschöpfen, durch Herablassung des Schöpfers selbst könne sie gelernt worden sein, was einige Wahrscheinlichkeit gewinne dadurch, daß die menschliche Erfindung lange Jahrhunderte gedauert haben müsse und des Schöpfers Güte den Armen doch nicht so lange die Sprache entzogen haben werde. Alle solche Voraussetzungen sind sichtbar ohne Boden. — Der christlichen Ansicht nach offenbarte Gott nicht nur zu Anfang die Sprache, sondern er gibt auch fortwährend redenden Menschen ihre Worte ein. Es ist ganz gewöhnlich zu sagen: das Wort ließ dich Gott sprechen, gab dir Gott ein.

Es mag auffallen, daß weder das griechiſche noch indiſche Alterthum verſucht haben die Frage nach dem Urſprung und der Manigfaltigkeit menſchlicher Zungen zu ſtellen und darauf zu antworten. Die heilige Schrift ſtrebte wenigſtens das eine der beiden Räthſel, das der Manigfaltigkeit durch den Thurm von Babel zu löſen. Ich kenne nur noch eine arme eſtniſche Volksſage, welche dieſer Löſung ſich etwa an die Seite ſtellen ließe. Der alte Gott, als den Menſchen ihr erſter Wohnſitz zu eng geworden war, beſchloß ſie über den ganzen Erdboden auszubreiten, jedem Volk auch eine beſondere Sprache zu ertheilen. In dieſer Abſicht ſtellte er einen Keſſel mit Waſſer zum Feuer, ließ die einzelnen Stämme der Reihe nach heran treten und für ſich die Töne entnehmen, welche das eingeſperrte und gequälte Waſſer ſingend hervor brachte. Hier alſo wurde den Menſchen wo nicht ihre erſte, wenigſtens eine neue Sprache durch die Naturlaute eines Elements überwieſen.

Ich habe, worauf mein Ziel ſich beſchränkte, dargethan, daß die Menſchenſprache ſo wenig eine unmittelbar geoffenbarte ſein könne, als ſie eine anerſchaffne war; eine angeborne Sprache hätte die Menſchen zu Thieren gemacht, eine geoffenbarte in ihnen Götter voraus geſetzt. Es bleibt nichts übrig, als daß ſie eine menſchliche, mit voller Freiheit ihrem Urſprung und Fortſchritt nach von uns ſelbſt erworbne ſein müſſe*): nichts Anders kann ſie ſein, ſie iſt unſre Geſchichte, unſre Erbſchaft.

Das was wir ſind, wodurch wir uns von allen Thieren unterſcheiden, führt im Sanskrit den bedeutſamen ehrwürdigen Namen manudscha, welcher auch vorzugsweiſe in unſrer deutſchen Sprache bis auf heute ſich erhalten hat, goth. manniska, ahd. mannisco, nhd. Menſch und ſo durch alle Mundarten; dies Wort darf zwar mit gutem Grund auf einen mythiſchen Ahnen Manna Mannus, den ſchon Tacitus bezeugt, auf einen

*) Sprachen geiſtige Schöpfungen der Menſchheit. Humboldt Kosmos I, 383.

indiſchen König Manas zurückgeleitet werden, deſſen Wurzel Man d. h. denken iſt und wozu unmittelbar auch manas, μένος, Menſch fallen.

Der Menſch heißt nicht nur ſo, weil er denkt, ſondern iſt auch Menſch weil er denkt und ſpricht, weil er denkt, dieſer engſte Zuſammenhang zwiſchen ſeinem Vermögen zu denken und zu reden bezeichnet und verbürgt uns ſeiner Sprache Grund und Urſprung. Vorhin ſahen wir griechiſche Benennungen des Menſchen hergenommen von ſeinem empor gerichteten Antlitz, von ſeiner gegliederten Rede, hier iſt er noch treffender nach ſeinem Denken genannt. Die Thiere reden nicht, weil ſie nicht denken, und heißen darum die unredenden, altn. ômælandi dän. de umælende, wie die unvernünftigen, bruta, mutae, bestiae, mutum et turpe pecus, das gr. ἄλογος drückt zugleich aus unredend und undenkend. Das Kind beginnt zu reden, wie es anhebt zu denken, und die Rede wächſt ihm wie ihm der Gedanke wächſt, beides nicht additiv, ſondern multiplicativ. Menſchen mit den tiefſten Gedanken, Weltweiſe, Dichter, Redner haben auch die größte Sprachgewalt; die Kraft der Sprache bildet Völker und hält ſie zuſammen, ohne ſolches Band würden ſie ſich verſprengen, der Gedankenreichthum bei jedem Volk iſt es hauptſächlich was ſeine Weltherrſchaft feſtigt.

Die Sprache erſcheint alſo eine fortſchreitende Arbeit, ein Werk, eine zugleich raſche und langſame Errungenſchaft der Menſchen, die ſie der freien Entfaltung ihres Denkens verdanken, wodurch ſie zugleich getrennt und geeint werden. Alles was die Menſchen ſind haben ſie Gott, alles was ſie überhaupt erringen in Gutem und Böſem haben ſie ſich ſelbſt zu danken. Die Inſpiration des Propheten iſt nur ein Bild für den in ihm erweckten und wachen Gedanken. Weil aber die Sprache Anfangs unvollkommen war und ihr Werth erſt ſteigt, kann ſie nicht von Gott, der Vollendetes prägt, ausgegangen ſein.

Der Schöpfer hat die Seele, d. h. die Kraft zu denken, er hat die Sprachwerkzeuge, d. h. die Kraft zu reden in uns beides

als koſtbare Gaben gelegt, aber wir denken erſt indem wir jenes Vermögen üben, wir ſprechen erſt indem wir die Sprache lernen. Gedanke wie Sprache ſind unſer Eigenthum, auf beiden beruht unſrer Natur ſich aufwindende Freiheit, das sentire quae velis et quae sentias dicere*), ohne ſie würden wir Thieren gleich barer Nothwendigkeit hingegegeben ſein und mit ihr ſind wir empor geklommen.

Dieſe Sprache, dies Denken ſteht aber nicht abgeſondert da für einzelne Menſchen, ſondern alle Sprachen ſind eine in die Geſchichte gegangene Gemeinſchaft und knüpfen die Welt aneinander. Ihre Manigfaltigkeit eben iſt beſtimmt, den Ideengang zu vervielfachen und zu beleben. Von dem ſich ewig erneuernden, wechſeluden Menſchengeſchlecht wird der köſtliche Allen dargebotne Erwerb auf die Nachkommen übertragen und vererbt, ein Gut das die Nachwelt zu erhalten, zu verwalten und zu mehren angewieſen iſt. Denn hier greifen Lernen und Lehre unmittelbar und unvermerkt in einander. Die erſten Worte vernimmt der Säugling an der Mutterbruſt von der weichen und ſanften Mutterſtimme ihm entgegen geſprochen, und ſie ſchmiegen ſich feſt in ſein reines Gedächtniß, bevor er noch der eignen Sprechorgane mächtig geworden iſt, darum heißt ſie die Mutterſprache und ſo erfüllt ſich mit den Jahren in ſchnell erweiterten Kreiſen ihr Umfang. Sie allein vermittelt uns am unvertilgbarſten Heimat und Vaterland, und was von den einzelnen Geſchlechtern und Stämmen, die gleiche Spracheigenheit eingedrückt empfangen, muß weiterhin von der ganzen menſchlichen Geſellſchaft gelten. Ohne Sprache, Dichtkunſt und die zur rechten Zeit ſich eingeſtellten Erfindungen der Schrift und des Bücherdrucks würde die beſte Kraft der Menſchheit ſich verzehrt haben und ermattet ſein. Auch die Schrift hat man die Götter den Menſchen weiſen laſſen wollen; doch ihr überzeugend menſch-

*) Denken was du willſt und ſagen, was du denkſt.

licher Urſprung, ihre wachſende Vollkommenheit muß, wenn es nöthig wäre, den Erweis des menſchlichen Urſprungs der Sprache beſtätigen und vollführen.

Herodot meldet uns, Pſammetich der Aegypter König um zu verſuchen, welches Volk und welche Sprache zuerſt erſchaffen worden ſei, habe zwei neugeborne Kinder einem Hirten einſam aufzuziehen gegeben, mit Befehl kein Wort vor ihren Ohren auszuſprechen und zu achten, welchen Laut ſie nun hervor bringen würden. Nach einiger Zeit Verlauf, als der Hirt dieſen Kindern ſich genähert, hätten ſie mit ausgeſtreckten Händen βεκός ausgerufen, und dann öfter daſſelbe Wort in Gegenwart des Königs wiederholt. Auf angeſtellte Erkundigung ſei man aber gewahr worden, daß die Phryger das Brot βεκός nennen und habe dadurch die Ueberzeugung gewonnen, daß die Phryger das älteſte Volk der Erde ſeien*).

Wäre es möglich, denn die ganze Erzählung klingt höchſt abentenerlich, einen ſolchen Verſuch jemals anzuſtellen und in der Weiſe durchzuführen, daß man neugeborne Kinder grauſam auf eine abgelegne Inſel ausſetzen und von ſtummen Dienern großziehen ließe; ſo würde man zwar keine Worte der älteſten Menſchenſprache, die ihnen ja durchaus nicht angeboren ſein konnte, vernehmen, wol aber hätten dieſe elenden dem menſchlichen Erbtheil entriſſenen Geſchöpfe mit ihrem erwachenden Denkvermögen von vornen an beginnend gleich den erſterſchaffnen Menſchen eine Sprache ſich zu erfinden, und falls ihre Abgeſchiedenheit andauern könnte, auf ihre Nachkommen fortzupflanzen. Nur um ſo theuern Preis, was jedoch nie ſo lange die Erde dauern wird, zur Ausführung gelangen dürfte, weil ſich zahlloſe Hinderniſſe entgegen ſtemmen müßten, könnte die Sprachforſchung unmittelbare Beſtätigung deſſen entnehmen, was ſie aus andern Gründen zu folgern berechtigt iſt.

*) Herod. 2, 2. Vgl. fragm. histor. graecor. 1, 22. 23.

Ich nähere mich meiner eigentlichen Aufgabe oder doch dem für die meiſten meiner Zuhörer anziehendſten Theil derſelben, welcher auf die Frage Antwort geben ſoll, wie man ſich zu denken habe, daß die erſten Menſchen die Erfindung ihrer Sprache bewerkſtelligten.

Vorausgeſchickt werden muß jedoch in aller Kürze, ob, ganz abgeſehn von dem hier noch bei Seite bleibenden Problem, in wie fern die grundverſchiedenen Sprachen der Erde auf eine erſte Bildung oder nur auf mehrere Bildungen ſich zurück führen laſſen, ob man auch da, wo eine einzige, weit verbreitete und hernach in viele Aeſte zerfallende Urſprache vorliegt, nur ein Menſchenpaar oder mehr als eins anzuſetzen habe, durch welches ſie hervorgebracht und fortgepflanzt worden ſei?

Das iſt anzunehmen, daß Mann und Weib zuſammen, vollwüchſig und zeugungsfähig erſchaffen wurden, denn nicht ſetzt der Vogel das Ei, die Pflanze den Samen, ſondern das Ei den Vogel voraus, das Korn die Pflanze; Kind, Ei, Samenkorn ſind Erzeugniſſe, folglich unerſchaffen: der erſte Menſch war alſo nie Kind, doch das erſte Kind hatte einen Vater. Wer wollte glauben, daß aus unerſchaffenen ſich aneinander fügenden, in einander wirkenden Elementen eine geheime ſtumme Gewalt ſich allmälich zum Leben hinauf gerungen hätte? das belebende Band, mit deſſen Schwinden jedesmal das Leben in die todten Stoffe zurück weicht, muß doch vorausgegangen ſein. Aber daß von jedem Thier, von jedem Kraut nur ein Paar, nicht mehrere neben einander erſchaffen worden, daß alle Gräſer in ihrer Fülle aus eines Halmes Wucher vervielfacht ſeien, hat wenig für, mehr gegen ſich. Die ein Paar entſtehn laſſende ſchöpferiſche Kraft konnte unbehindert auch mehrere zuſammen ſchaffen, wie ſie ſchon im erſten Paar das gleichartige zweimal hervor zu bringen genöthigt war. Gegen den Ausgang der geſammten Thiermenge aus einem Paar jeder Gattung hat man auch nicht ohne Schein den Geſellſchaftstrieb der Ameiſen und Bienen eingewandt, der ihnen muß angeboren geweſen, nicht allmälich entwickelt ſein,

folglich nicht erſt auf die entwickelte Menge gewartet haben kann. Auf den Menſchen und die Sprache angewandt iſt es ſogar wahrſcheinlich, daß mehr als ein Paar erſchaffen wurde, ſchon aus dem natürlichen Grunde, weil die erſte Mutter möglicherweiſe lauter Söhne oder lauter Töchter hätte gebären können, wodurch alle Forterzeugung gehindert worden wäre, noch mehr aus dem ſittlichen, um Vermiſchung von Geſchwiſtern, wovor die Natur ein Grauen hat, zu verhüten. Die Bibel geht darüber ſtill hinweg, daß Adams und Evas, wenn ſie allein ſtanden, Kinder unter einander ſich begatten mußten*).

Auch erklärt ſich der Sprache Urſprung viel leichter, wenn alſogleich zwei oder drei Menſchenpaare und bald ihre Kinder, an ihr bildeten, ſo daß alle Sprachverhältniſſe auf der Stelle ſich zahlreich vervielfachen konnten; die Einheit der entſpringenden Regel läuft darunter keine Gefahr, weil auch ſchon bei einem Menſchenpaar zwei Individuen, Mann und Frau, die Sprache erfinden mußten und hernach ihre Kinder ſich mit daran betheiligten. Man kann den Frauen, die nach einigen Generationen, zumal wenn mehrere Paare ſtattfanden, gern ihre eigne, von den Männern in manchem geſonderte Sitte und Stellung einnahmen, ſogar Eigenheiten der Mundart für Ausprägung der ihnen vorzugsweiſe geläufigen Begriffe von frühe beilegen, wie ſie uns am Beſtimmteſten das Prakrit gegenüber dem Sanskrit bezeugt. Aber in allen alten Sprachen ſehen wir männliche und weibliche Flexionen neben einander unterſchieden, was auf keinen Fall ohne Einfluß des Frauengeſchlechts auf die Sprachgeſtaltung ſelbſt kann geſchehen ſein.

Aus dem Verhältniß der Sprachen nun, welches uns über die Verwandtſchaft der einzelnen Völker ſichereren Aufſchluß darreicht, als alle Urkunden der Geſchichte es vermögen, läßt

*) Göthe läßt die erſten Menſchenpaare zu Dutzenden hervor gehn. Eckermann 2, 21.

ſich auf den Urzuſtand der Menſchen im Zeitraum der Schöpfung und auf die unter ihnen erfolgte Sprachbildung zurück ſchließen. Dem menſchlichen Geiſt macht es erhebende Freude über die greifbaren Beweismittel hinaus das zu ahnen, was er bloß in der Vernunft empfinden und erſchließen kann, wofür noch die äußere Bewahrheitung mangelt. Wir gewahren in den Sprachen, deren Denkmäler aus einem hohen Alterthum bis zu uns gelangt ſind, zwei verſchiedne und abweichende Richtungen, aus welchen eine dritte ihnen vorher gegangene, aber hinter dem Bereich unſrer Zeugniſſe liegende nothwendig gefolgert werden muß.

Den alten Sprachtypus ſtellen uns Sanskrit und Zend, großentheils auch noch die griechiſche und lateiniſche Zunge vor; er zeigt eine reiche, wolgefällige, bewundernswerthe Vollendung der Form, in welcher ſich alle ſinnlichen und geiſtigen Beſtandtheile lebensvoll durchdrungen haben. In den Fortſetzungen und ſpäteren Erſcheinungen derſelben Sprachen, wie den Dialecten des heutigen Indiens, im Perſiſchen, Neugriechiſchen und Romaniſchen iſt die innere Kraft und Gelenkigkeit der Flexion meiſtens aufgegeben und geſtört, zum Theil durch äußere Mittel und Behelfe wieder eingebracht. Auch in unſrer deutſchen Sprache, deren bald ſchwach rieſelnde, bald mächtig ausſtrömende Quellen ſich durch lange Zeiten hin verfolgen und in die Wagſchale legen laſſen, iſt daſſelbe Herabſinken vom früheren Höhepunct größerer Formvollkommenheit unverkennbar und dieſelben Wege des Erſatzes werden eingeſchlagen. Halten wir die gothiſche Sprache des vierten Jh. gegen unſre heutige, dort iſt Wohllaut und ſchöne Behendigkeit, hier, auf Koſten jener, vielfach geſteigerte Ausbildung der Rede. Ueberall erſcheint die alte Gewalt der Sprache in dem Maße gemindert als etwas Anderes an die Stelle der alten Gaben und Mittel getreten iſt, deſſen Vortheile auch nicht dürfen unterſchätzt werden.

Beide Richtungen ſtehn einander keineswegs ſchroff entgegen und alle Sprachen erzeigen ſich auf manigfalten, ähnlichen

aber ungleichen Stufen. Die Formabnahme hat z. B. auch im Gothiſchen oder Lateiniſchen bereits begonnen und für die eine wie die andere Sprache darf man eine vorausgegangene ältere und reichere Geſtalt anſetzen, die ſich zu ihrem claſſiſchen Beſtand verhält wie dieſer etwa zum Neuhochdeutſchen oder Franzöſiſchen. Anders und allgemein ausgedrückt, ein erreichter Gipfel der förmlichen Vollendung alter Sprache läßt ſich hiſtoriſch gar nicht feſtſtellen, ſo wenig die ihr entgegengeſetzte geiſtige Sprachausbildung heute auch ſchon zum Abſchluß gelangt iſt, ſie wird es noch unabſehbar lange Zeit nicht ſein. Es iſt zuläſſig ſelbſt dem Sanskrit voraus noch einen älteren Sprachſtand zu behaupten, in welcher die Fülle ſeiner Natur und Anlage wiederum reiner ausgeprägt geweſen wäre, die geſchichtlich wir gar nicht mehr erreichen, aus dem Verhalt der vediſchen Sprachform zur ſpäteren ahnen.

Ein verderblicher Fehler würde aber ſein, und er ſcheint mir gerade bei Unterſuchung der Urſprache hemmend eingewirkt zu haben, jene Vollendung der Form noch höher und bis in ein vermeintes Paradis zurück zu verlegen. Vielmehr ergibt der beiden letztern Sprachperioden Aneinanderhalten, daß wie an den Platz der Flexion eine Auflöſung derſelben getreten ſei, ſo auch die Flexion ſelbſt aus einem Verband analoger Worttheile einmal erſt entſprungen ſein müſſe. Nothwendig demnach ſind drei, nicht bloß zwei Staffeln der Entwickelung menſchlicher Sprache anzuſetzen, des Schaffens, gleichſam Wachſens und ſich Aufſtellens der Wurzeln und Wörter, die andere des Emporblühens einer vollendeten Flexion, die dritte aber des Triebs zum Gedanken, wobei die Flexion als noch nicht befriedigend wieder fahren gelaſſen und was im erſten Zeitraum naiv geſchah, im zweiten prachtvoll vorgebildet war, die Verknüpfung der Worte und ſtrengen Gedanken abermals mit hellerem Bewußtſein bewerkſtelligt wird. Es ſind Laub, Blüte und reifende Frucht, die, wie es die Natur verlangt, in unverrückbarer Folge neben

und hinter einander eintreten*). Durch die bloße Nothwendigkeit einer ersten unsichtbaren, den beiden andern für uns sichtbaren Perioden voraus gegangnen wird, dünkt mich, der Wahn eines göttlichen Ursprungs der Sprache ganz beseitigt, weil es Gottes Weisheit widerstritte dem, was eine freie Menschengeschichte haben soll, im voraus Zwang an zu thun, wie es seiner Gerechtigkeit entgegen gewesen wäre, eine den ersten Menschen verliehne göttliche Sprache für die Nachlebenden von ihrem Gipfel herab sinken zu lassen. Was die Sprache Göttliches an sich trägt, hat sie, weil in unsere Natur und Seele überhaupt Göttliches gespreitet ist.

Mit Betrachtung der Sprache, wie sie im letzten Zeitraum erscheint, allein würde man nie dem Geheimniß ihres Ursprungs näher getreten sein, und allen aus dem gegenwärtigen Sprachbestand nach dem Etymon eines Wortes Forschenden pflegt es damit meistens fehlzuschlagen, da sie weder die Bildungstheile von der Wurzel rein abzulösen noch den sinnlichen Gehalt derselben zu ermitteln vermögen.

Anfangs entfalteten sich, scheint es, die Wörter unbehindert in idyllischem Behagen, ohne einen andern Hast als ihre natürliche vom Gefühl angegebne Aufeinanderfolge; ihr Eindruck war rein und ungesucht, doch zu voll und überladen, so daß Licht und Schatten sich nicht recht vertheilen konnten**). Allmälich aber läßt ein unbewust waltender Sprachgeist auf die Nebenbegriffe schwächeres Gewicht fallen und sie verdünnt und gekürzt der Hauptvorstellung als mitbestimmende Theile sich anfügen. Die Flexion entspringt aus dem Einwuchs lenkender und bewegender Bestimmwörter, die nun wie halb und fast ganz verdeckte

*) Nach Winkelmann (Brief an Berendis 121) entfaltet sich in der Kunst erst das Nothwendige dann das Schöne, endlich das Ueberflüssige.

**) Man könnte sagen, daß die flexionslose chinesische Sprache gewissermaßen in der ersten Bildungsperiode verharrt sei.

Triebräder von dem Hauptwort, das ſie anregten, mitgeſchleppt werden, und aus ihrer urſprünglich auch ſinnlichen Bedeutung in eine abgezogne übergegangen ſind, durch die jene nur zuweilen noch ſchimmert. Zuletzt hat ſich auch die Flexion abgenutzt und zum bloßen ungefühlten Zeichen verengt, dann beginnt der eingefügte Hebel wieder gelöſt und feſter beſtimmt nochmals äußerlich geſetzt zu werden; die Sprache büßt einen Theil ihrer Elaſticität ein, gewinnt aber für den unendlich geſteigerten Gedankenreichthum überall Maß und Regel.

Erſt nach gelungner Zergliederung der Flexionen und Ableitungen, wodurch Bopps Scharfſinn ſo großes Verdienſt errungen hat, hoben ſich die Wurzeln hervor und es ward klar, daß die Flexionen größtentheils aus dem Anhang derſelben Wörter und Vorſtellungen zuſammen gedrängt ſind, welche im dritten Zeitraum gewöhnlich außen voran gehn. Ihm ſind Präpoſitionen und deutliche Zuſammenſetzungen angemeſſen, dem zweiten Flexionen, Suffixe und kühnere Compoſition, der erſte ließ freie Wörter ſinnlicher Vorſtellungen für alle grammatiſchen Verhältniſſe auf einander folgen. Die älteſte Sprache war melodiſch aber weitſchweifig und haltlos, die mittlere voll gedrungener poetiſcher Kraft, die neue Sprache ſucht den Abgang an Schönheit durch Harmonie des Ganzen ſicher einzubringen, und vermag mit geringeren Mitteln dennoch mehr.

Der den Urſprung der Sprache hüllende Schleier iſt gelüftet, nicht vollends aufgedeckt. Es kann hier weder ausführbar noch mein Zweck ſein alle oder die meiſten Beweiſe für die vorgetragene Anſicht aus zu heben, was ein eignes ſchweres Buch fordern würde, ich ſtrebe nur die weſentlichen Grundlagen der Unterſuchung hinzuſtellen.

Nichts in der Sprache, wie in der ganzen ſie gleichſam auf ihren Schoß nehmenden Natur, geſchieht umſonſt, alles, was ich ſchon oben ſagte, ausreichend ohne Verſchwendung. Einfache Mittel richten das Stärkſte aus, kein Buchſtab urſprünglich ſteht bedeutungslos oder überflüſſig.

Jeder Laut hat ſeinen natürlichen, im Organ das ihn hervorbringt gegründeten und zur Anwendung kommenden Gehalt. Von den Vocalen hält a die reine Mitte, i Höhe, u Tiefe; a iſt rein und ſtarr, i und u ſind flüſſig und der Conſonantierung fähig. Offenbar muß den Vocalen insgeſammt ein weiblicher, den Conſonanten insgeſammt ein männlicher Grund beigelegt werden.

Von den Conſonanten wird l das Linde, r das Rauhe bezeichnen. Wahrzunehmen iſt, daß in vielen Wörtern der älteſten Sprache r waltet, wo die jüngeren l ſetzen, während das ſ der älteren dem r der jüngeren weicht. Niemals aber gehn ſ und l in einander über. Entweder wollte der Sprachgeiſt eine entſprungene Lücke ausgleichen, oder was richtiger ſcheint, beiderlei r ſind auch in der Ausſprache ſchon verſchieden, jenes dem l nahe rein und rollend, dieſes mit ſ verwandte heiſer und unrein.

Alle Conſonantverdoppelungen ſind der älteſten Sprache ab zu erkennen, und erſt allmälich durch Aſſimilation verſchiedner Conſonanten und zumal häufig aus anſtoßendem i entſprungen. Conſonantlautabſtufung, die ſich am aller deutlichſten und zu zweien malen in den Verſchiebungen der deutſchen Sprache ereignete, pflegt mit wundervollem Inſtinct, indem ſie alle ſtummen Laute verrückt, ihnen doch jedesmal wieder die rechte Stelle anzuweiſen. Haben irgendwo in der Sprache Naturtrieb und freie Kraft zuſammen gewirkt, ſo geſchah es in dieſer höchſt auffallenden Erſcheinung.

Der Urſprache waren e und o fremd. Wenn Diphthonge und Brechungen dem zweiten Zeitraum, dem dritten Umlaute und noch andere Vocaltrübungen gemäß ſind, ſo wird man dem erſten vorzugsweiſe faſt nur kurze Vocale und einfache Conſonanten beizumeſſen haben.

Doch die Natur der einzelnen Laute zu erörtern liegt mir hier nicht ferner ob; dies würde mehr da an ſeiner Stelle ſein,

Digitized by Google

wo jene leibliche Anlage unſeres Organismus auf die Sprache ſorgfältig angewandt werden ſoll.

Hebel aller Wörter ſcheinen Pronomina und Verba. Das Pronomen iſt nicht bloß, wie ſein Name könnte glauben machen, Vertreter des Nomens, ſondern gerade zu Beginn und Anfang alles Nomens. Wie das Kind deſſen Denkvermögen wach geworden iſt 'ich' ausſpricht, finde ich auch im Jadſchurveda ausdrücklich anerkannt, daß das urſprüngliche Weſen 'ich bin ich' ſpreche und der Menſch, wenn er gerufen werde 'ich bin es' antwortete. Alle Verba und Nomina, das perſönliche Verhältniß an ſich bezeichnend, fügen Pronomina ein, wie ſie in der dritten Sprachperiode äußerlich dazu ausgedrückt werden. Als der Menſch das erſtemal ſein Ich, das im Sanskrit aham lautet, ſprach, ſtieß er es aus voller Bruſt im Geleit eines Kehlhauchs, und alle urverwandten Zungen ſind ſich hierin gleich geblieben, nur daß ſie das reine a ſchwächen oder die Gutturalſtufe verſchieben. Im obliquen Caſus tritt ein halb zurück weiſendes labiales m vor. Das deutende t der angeredeten zweiten Perſon muß hingegen im Casus rectus und obliquus haften. Größere Manichfaltigkeit als die beiden erſten ſich gegenüberſtehenden Perſonen fordert aber die fernere dritte, und ihr Hauptkennzeichen war entweder s oder t, jenes vorzugsweiſe zur Bezeichnung des flüſſigen Reflexivbegriffes, der ſich auch dem Verbum ſuffigiert.

Außer dem belebenden Pronomen liegt die größte und eigentliche Kraft der Sprache im Verbum, das faſt alle Wurzeln in ſich darſtellt.

Alle Verbalwurzeln, deren Anzahl im erſten Sprachzeitraum beim Beginn nicht über einige hundert hinaus gereicht zu haben braucht, aber äußerſt ſchnell wuchs, enthalten ſinnliche Vorſtellungen, aus welchen unmittelbar auch analoge und abſtracte knoſpen und ſich erſchließen konnten, wie z. B. dem Begriff des Athmens der des Lebens, dem des Ausathmens der des Sterbens entſprießt. Es iſt ein folgenſchwerer Satz, daß Licht und Schall aus denſelben Wurzeln fließen.

Alle Verbalwurzeln wurden aber mit dem einfachſten Aufwand an Mitteln erfunden, indem ein Conſonant dem Vocal vor oder nachtrat. Ob aus bloßem Vocal Wurzeln beſtehn können, darf noch in Zweifel gezogen werden, da nach dem vorhin vom Weſen der Vocale und Conſonanten überhaupt Geſagten die Zeugung einer Wurzel von dem ſich Vermählen beider Geſchlechter abhängig ſcheint. Das Sanskrit kennt keine allein von kurzem a gebildete Wurzel, wogegen kurzes i als Wurzel für den Begriff gehn (die auch im lateiniſchen i, welches doch lang iſt, bloß läge) und kurzes u als Wurzel für Tönen angenommen wird; ihnen beiden könnten aber Conſonanten abgefallen ſein. Unter den mit Conſonant und Vocal gebildeten ſcheinen die conſonantiſch anlautenden den conſonantiſch auslautenden im Alter voranzugehn, weil auch den vocaliſch auslautenden ein zweiter Conſonant allmälich zuzutreten pflegt, nicht den vocaliſch anlautenden vorzutreten, z. B. neben der Wurzel mâ ergibt ſich eine zweite Wurzel mad, welche dem lat. metiri, unſerm Meſſen entſpricht. Etwas Anders iſt, daß die wehenden Anlaute v h und s vor Liquiden bald vorzutreten bald abzufallen pflegen, was man nun für das Aeltere halte: das Vortreten, denke ich.

Welchen Vocal und welchen Conſonant der Erfinder für ein Verbum nehmen wollte, lag abgeſehn von der natürlich vorbrechenden und ſich geltend machenden organiſchen Gewalt des Lautes meiſt in ſeiner Willkür, die gar nicht ſtatt gefunden hätte, wäre ſie von jenem Einfluß immer und völlig abhängend, ſelbſt aber mit feinerem oder gröberem Gefühl geübt werden konnte. In dieſen einfachſten Bildungsgeſetzen ſehn wir alſo auch hier Nothwendigkeit und Freiheit einander durchdringen. Wenn z. B. im Sanskrit die Wurzel pâ, gr. πιεῖν, ſl. piti trinken ausdrückt, ſo hindert nichts, daß ein andrer Spracherfinder dafür auch kâ oder tâ ergriffen hätte. Ein großer Theil der indogermaniſchen Wurzeln hat bloß ein hiſtoriſches Urrecht, dem nur organiſche Beſtimmungen zutreten können. Doch inſtinctmäßig iſt vorgeſehn, daß in der einzelnen Sprache wenig oder gar keine gleichlautige

Wurzeln für verſchiedene Vorſtellungen ſtatt haben, d. h. von den Erfindern nicht mehrmals dieſelben Laute für grundverſchiedene Vorſtellungen gewählt wurden, was unabſehbar verwirren müſte. Zu unterſcheiden hiervon iſt aber ſorgſam die uns oft unerkannte und dunkle Verwandtſchaft mehrfacher ſinnlicher und abgezogner Begriffe, die aus den Buchſtaben einer und derſelben Wurzel erwachſen.

Ob und wie viel Wurzeln, die auf doppelten ſtummen Conſonant an und auslauten, man im erſten Zeitraum geſtatten dürfe, laſſen die bisherigen Unterſuchungen noch unentſchieden.

An jedem Verbum können im zweiten Zeitraum Perſonen, Numerus, Tempus, Modus und Genus bezeichnet werden, die Perſonen durch angefügte perſönliche Pronomina, die Tempora meiſtens durch Hilfswörter, die urſprünglich los angeſchloſſen allmälich zur Flexion verwuchſen. Außer Bezeichnung der Vergangenheit durch ein ſolches Hilfswort, trat zu gleichem Zweck auch ein Wiederholen der Wurzel oder Reduplication derſelben ein, da das Vergangne natürlicherweiſe im Wiederholen ſeinen Ausdruck findet. Mit ſolcher reduplicierenden Form hängt aber nach Erlöſchen der Reduplicationsſilbe noch der deutſche Ablaut innig zuſammen, und wie Diphthonge in Vocallängen ſich verengen, thun es die Reduplicationen im Ablaute. In unſern deutſchen mit Ablaut gebildeten Präteriten darf demnach kein Hilfsverbum einverleibt gedacht werden.

Alle Nomina, d. h. die den Sachen beigelegten Namen oder Eigenſchaften ſetzen Verba voraus*), deren ſinnlicher Begriff auf jene angewandt wurde, z. B. unſer Hahn, goth. hana bezeichnet den krähenden Vogel, ſetzt alſo ein verlornes Verbum hanan voraus, das dem ſkr. kan, lat. canere. entſprach, und deſſen Ablaut goth. hôn, ahd. huon uns zugleich über huon pullus gallinaceus nhd. Huhn ins Klare bringt. Nicht anders führt

*) Aus dem Verbum Participium, aus Participium Adjectiv, aus Adjectiv Subſtantiv, aus Subſtantiv Partikel.

ſich der ſl. Name des Hahns pjetel auf pjeti ſingen, der litt. gaidys auf giedmi zurück. Der Wind, lat. ventus, ſl. vjetr, litt. vejas, ſkr. vâju heißt der wehende von vâ, goth. vaian spirare, genau wie ἄνεμος animus zum goth. anan spirare, unſer Geiſt zu einem alten geisan vento ferri gehören; den in vâju, vejas abgehenden Linguallaut haben ventus Wind vjetr, ebenſo Geiſt eingeſchaltet, wie es unzählige Mal, z. B. auch in unſerm Hund gegenüber dem lat. canis, gr. κύων geſchah. Hier ſtrömen Beiſpiele von allen Seiten ohne Ende zu. Unſer heute verdunkeltes Bohne ſteht gleich dem lat. faba wurzellos, doch ergibt ſich leicht, faba müſſe aus fagba, Bohne, ahd. bôna, folglich ein goth. bauna aus bagbana bagbuna hervorgegangen ſein, wozu auch das ſl. bob gefügt werden darf; zu fagba, bagba lehrt uns dann das gr. φαγεῖν die rechte Wurzel: fagba war eßbare Frucht, wie auch fagus, unſer ahd. puocha, nhd. Buche und gr. φακῆ Linſe denſelben Urſprung verrathen.

Höchſt natürlich und menſchlich aber war, daß die Sprachfindung jedem Namen ein Geſchlecht ertheilte, wie es entweder an der Sache ſelbſt erſichtlich vorlag oder ihr in Gedanken beigelegt werden konnte. In der Flexion wurde jedoch das männliche Genus am vollkommenſten und rührigſten geprägt, das weibliche ruhiger und ſchwerer, ſo daß jenem mehr Conſonanzen und kurze Vocale, dieſem lange zuſagen, ein aus beiden erzeugtes Neutrum ſich aber in die Eigenheiten beider theilt. Durch die Unterſcheidung der Geſchlechter wird mit dem glücklichſten Griff, wie durch einen Ruck, in alle Lagen, denen das Nomen unterzogen werden muß, Regel gebracht und Klarheit.

Dieſe Lagen ſind zumal Verhältniſſe des Caſus und Numerus. Während nemlich den gerad ſtehenden, im Satz herrſchenden Caſus ein Pronomen kennzeichnet, müſſen die obliquen Caſus ihre räumlichen Begriffe durch Partikeln ausdrücken, die gleich jenen Auxiliaren des Verbums dem Nomen hinzutreten, nach und nach feſt mit ihm verwachſen manigfache Flexionen erzeugen. Den Flexionen, als ſie entſprangen, wird ſolcher Verengungen

und Zuſammenziehungen wegen überwiegend langer Vocal oder Diphthong zugeſtanden haben und wie er ſich verdünnte, die Flexion erblaßt ſein. In den neueren Sprachen ſehn wir endlich die erbliche Flexion faſt oder ganz gewichen und von außen durch Artikel und Präpoſitionen erſetzt, welche uns ahnen laſſen, daß die Flexion ſelbſt einmal aus ähnlichen Beſtandtheilen hervorgegangen ſein mußte. Wenn das franz. le loup und du loup dem lat. lupus und lupi gleich ſteht, nachweislich aber aus ille lupus, de illo lupo entſprungen iſt, ſo folgt daß auch der Ausgang s ein Pronomen enthalten und die Flexion i auf eine volle urſprüngliche Form zurück geleitet eine Partikel erſcheinen laſſen werde.

Da nun die Partikeln ſelbſt, mit Ausnahme der dem angebornen Organismus heimfallenden, halbthieriſchen Interjectionen, urſprünglich lebendige Nomina oder Pronomina waren, denen nach und nach abgezogne Functionen beigelegt werden, ſo iſt der Sprache lebendiger Kreislauf abgeſchloſſen.

Die Sprache kann einzelne und große Vortheile fahren laſſen, z. B. das Medium und Paſſivum, den Optativ, viele Tempora und Caſus der Form nach aufgeben und ſich dafür mit deutlicheren Umſchreibungen ſchleppen oder auch den ſinnlichen Ausdruck mit gar nichts erſetzen, z. B. die ſchöne, beholfne Dualform. Eine Zeitlang erreichten wir noch das ſkr. tschakṣuṣî, das gr. ὄσσε durch 'beide Augen', das gr. χεροῖν durch 'mit beiden Händen', und der Beiſatz erweiſt die Naturgemäßheit des alten Dualis, endlich genügte das bloße 'Augen' und 'Hände'.

Ich bin in raſchen Umriſſen über reichhaltige, unerſchöpfliche, meinem Vortrag ſich hier oft verſagende Sprachverhältniſſe geglitten, um noch für eine allgemeinere Betrachtung der angeſetzten drei Perioden Raum zu gewinnen. Es ergibt ſich, daß die menſchliche Sprache nur ſcheinbar und von Einzelnem aus betrachtet im Rückſchritt, vom Ganzen her immer im Fortſchritt und Zuwachs ihrer inneren Kraft begriffen angeſehen werden müſſe.

Unſere Sprache iſt auch unſere Geſchichte. Wie eines Volkes, eines Reiches Grund gelegt wurde von einzelnen Geſchlechtern, die ſich vereinten, gemeinſame Sitten und Geſetze annahmen, im Bunde handelten und den Umfang ihres Beſitzthums erweiterten; ſo forderte auch die Sitte einen findenden erſten Act, aus dem alle nachfolgenden hergeleitet werden, auf den zurück ſie ſich beziehen. Die Dauer der Gemeinſchaft legte hernach eine Menge von Abänderungen auf.

Den Stand der Sprache im erſten Zeitraum kann man keinen paradiſiſchen nennen in dem gewöhnlich mit dieſem Ausdruck verknüpften Sinn irdiſcher Vollkommenheit; denn ſie durchlebt faſt ein Pflanzenleben, in dem hohe Gaben des Geiſtes noch ſchlummern, oder nur halb erwacht ſind. Ihre Schilderung darf ich etwa in folgende Züge zuſammen faſſen.

Ihr Auftreten iſt einfach, kunſtlos, voll Leben, wie das Blut in jugendlichem Leib raſchen Umlauf hat. Alle Wörter ſind kurz, einſilbig, faſt nur mit kurzen Vocalen und einfachen Conſonanten gebildet, der Wortvorrath drängt ſich ſchnell und dicht wie Halme des Graſes. Alle Begriffe gehn hervor aus ſinnlicher, ungetrübter Anſchauung, die ſelbſt ſchon ein Gedanke war, der nach allen Seiten hin leichte und neue Gedanken entſteigen. Die Verhältniſſe der Wörter und Vorſtellungen ſind naiv und friſch, aber ungeſchmückt durch nachfolgende, noch unangereihte Wörter ausgedrückt. Mit jedem Schritt, den ſie thut, entfaltet die geſchwätzige Sprache Fülle und Befähigung, aber ſie wirkt im Ganzen ohne Maß und Einklang. Ihre Gedanken haben nichts Bleibendes, Stätiges, darum ſtiftet dieſe früheſte Sprache noch keine Denkmale des Geiſtes und verhallt wie das glückliche Leben jener älteſten Menſchen ohne Spur in der Geſchichte. Zahlloſer Same iſt in den Boden gefallen, der die andere Periode vorbereitet.

In dieſer haben alle Lautgeſetze ſich vervielfacht und glänzend aufgethan. Aus prachtvollen Diphthongen und ihrer Ermäßigung zu Vocallängen entſpringt neben der noch waltenden

Fülle der kurzen wohlautender Wechſel; auf ſolche Weiſe rücken auch Conſonanten, nicht mehr überall durch Vocale geſondert, aneinander und ſteigen Kraft und Gewalt des Ausdrucks. Wie aber die einzelnen Laute ſich feſter ſchließen, beginnen Partikeln und Auxiliare näher anzurücken und indem ſich der ihnen ſelbſt einwohnende Sinn allmälich abſchwächt, mit dem Wort das ſie beſtimmen ſollten ſich zu einigen. Statt der bei verminderter Sinneskraft der Sprache ſchwer überſchaulichen Sonderbegriffe und unabſehbaren Wortreihen ergeben ſich wohlthätige Anhäufungen und Ruhepunkte, welche das Weſentliche aus dem Zufälligen, das Waltende aus dem Untergeordneten vortreten laſſen. Die Wörter ſind länger geworden und vielſilbig, aus der loſen Ordnung bilden ſich nun Maſſen der Zuſammenſetzung. Wie die einzelnen Vocale in Doppellaute drängten die einzelnen Wörter ſich in Flexionen, und wie der doppelte Vocal in dichter Verengung wurden auch die Flexionenbeſtandtheile unkenntlich, aber deſto anwendbarer. Zu fühllos gediehnen Anhängen geſellen ſich neue deutlicher bleibende. Die geſammte Sprache iſt zwar noch ſinnlich reich, aber mächtiger an Gedanken und Allem was dieſe knüpft, die Geſchmeidigkeit der Flexion ſichert einen wuchernden Vorrat lebendiger und geregelter Ausdrücke. Um dieſe Zeit ſehen wir die Sprache für Metrum und Poeſie, denen Schönheit, Wohllaut und Wechſel der Form unerläßlich ſind, aufs Höchſte geeignet und die indiſche und griechiſche Poeſie bezeichnen uns einen im rechten Augenblick erreichten, ſpäter unerreichbaren Gipfel in unſterblichen Werken.

Da nun aber die ganze Natur des Menſchen, folglich auch die Sprache dennoch in ewigem, unaufhaltbarem Aufſchwung begriffen ſind, konnte das Geſetz dieſer zweiten Periode der Sprachentwicklung nicht für immer genügen, ſondern muſte dem Streben nach einer noch größeren Ungebundenheit des Gedankens weichen, welchem ſogar durch die Anmut und Macht einer vollendeten Form Feſſel angelegt ſchien. Mit welcher Gewalt auch in den Chören der Tragiker oder in Pindars Oden Worte

und Gedanken ſich verſchlingen; es entſpringt dabei das Gefühl einer der Klarheit Eintrag thuenden Spannung, die noch ſtärker in den indiſchen Bild auf Bild häufenden Zuſammenſetzungen wahrnehmbar wird; aus dem Eindruck ſolcher wahrhaft übermächtigen Form trachtete der Sprachgeiſt ſich zu entbinden, indem er den Einflüſſen der Vulgaridiome nachgab, die bei dem wechſelnden Geſchick der Völker auf der Oberfläche wieder neubefruchtend vortauchten. Gegenüber dem ſeit Einführung des Chriſtenthums verſinkenden Latein trieben auf andrer Schicht und Unterlage die Romanſprachen empor und neben ihnen machten ſich im Lauf der Zeit die deutſche und die engliſche Sprache nicht einmal mit ihren älteſten Mitteln, ſondern in der durch die bloße Kraft der Gegenwart bedingten Miſchung Luſt. Den reinen Vocalen war längſt Trübung, die wir durch Umlaut, Brechung und noch auf andere dem Alterthum unbekannte Weiſe bezeichnen, gefolgt, unſerm Conſonantismus war beſchieden verſchoben, entſtellt und verhärtet zu ſein. Man mag bedauern, daß die Reinheit des ganzen Lautſyſtems geſchwächt faſt aus der Fuge geriet; allein Niemand wird auch verkennen, durch entſprungne Zwiſchentöne ſeien unerwartet neue Behelfe, mit welchen aufs Freiſte geſchaltet werden konnte, zu Wege gebracht worden. Eine Maſſe von Wurzeln wurde durch ſolche Lautänderungen verfinſtert, fortan nicht mehr in ihrer ſinnlichen Urbedeutung, nur für abgezogne Vorſtellungen fort unterhalten; von den ehemaligen Flexionen gieng das Meiſte verloren und wird durch reichere, freiere Partikeln erſetzt, vielmehr überboten, weil der Gedanke außer der Sicherheit auch an vielſeitiger Wendung gewinnen kann. Wie ſchon die vier oder fünf griechiſchen und lateiniſchen Caſus an ſich unvermögender erſcheinen als die vierzehn der finniſchen Sprache, und dennoch mit aller ſolcher mehr ſcheinbaren als wirklichen Behendigkeit dieſe weniger ausrichtet; ſo iſt auch unſern neuern Sprachen insgemein minder als man glauben ſollte dadurch benommen, daß ſie die über-

reiche Form des griechiſchen Verbums entweder unausgedrückt laſſen oder wo es daran liegt umſchreiben müſſen.

Was das Gewicht und Ergebniß dieſer Erörterungen angeht, ſo mag ich mit einem einzigen aber entſchiedenen Beiſpiel ihrer beinahe enthoben ſein. Keine unter allen neueren Sprachen hat gerade durch das Aufgeben und Zerrütten alter Lautgeſetze, durch den Wegfall beinahe ſämmtlicher Flexionen eine größere Kraft und Stärke empfangen als die engliſche und von ihrer nicht einmal lehrbaren, nur lernbaren Fülle freier Mitteltöne iſt eine weſentliche Gewalt des Ausdrucks abhängig geworden, wie ſie vielleicht noch nie einer andern menſchlichen Zunge zu Gebote ſtand. Ihre ganze überaus geiſtige, wunderbar geglückte Anlage und Durchbildung war hervorgegangen aus einer überraſchenden Vermählung der beiden edelſten Sprachen des ſpäteren Europas, der germaniſchen und romaniſchen, und bekannt iſt wie im Engliſchen ſich beide zu einander verhalten, indem jene bei weitem die ſinnliche Grundlage hergab, dieſe die geiſtigen Begriffe zuführte. Ja die engliſche Sprache, von der nicht umſonſt auch der größte und überlegenſte Dichter der neuen Zeit im Gegenſatz zur claſſiſchen alten Poeſie, ich kann natürlich nur Shakeſpeare meinen, gezeugt und getragen worden iſt, ſie darf mit vollem Recht eine Weltſprache heißen und ſcheint gleich dem engliſchen Volk auserſehn künftig noch in höherem Maße an allen Enden der Erde zu walten. Denn an Reichthum, Vernunft und gedrängter Fuge läßt ſich keine aller noch lebenden Sprachen ihr an die Seite ſetzen, auch unſre deutſche nicht, die zerriſſen iſt wie wir ſelbſt zerriſſen ſind, und erſt manche Gebrechen von ſich abſchütteln müſte ehe ſie kühn mit in die Laufbahn träte: doch einige wohlthuende Erinnerungen wird ſie darbieten und wer möchte ihr die Hoffnung abſchneiden? Die Schönheit menſchlicher Sprache blühte nicht im Anfang, ſondern in ihrer Mitte; ihre reichſte Frucht wird ſie erſt einmal in der Zukunft darreichen.

Wer aber kann dieſer Zukunft heimliche Wege alle ſpähen? Einer großen Weltordnung angemeſſen war, daß im Lauf der Zeiten dichte Wälder wichen vor rankenden Reben und mehltragenden Halmen, die beim Anbau des Erdbodens immer breitere Strecken einnahmen; ſo auch ſcheinen unter auseinander gelaufenen, im weiten Raum zerarbeiteten, ſpäter ſich wieder berührenden Sprachen endlich nur ſolche des Feldes Meiſter zu werden, die nährende Geiſtesfrucht gebracht und geboren hatten. Und ſtatt daß von den Stufen jenes babyloniſchen Thurms herab, der gen Himmel ſtrebte, wie es ägyptiſche Pyramiden, griechiſche Tempelhallen und der Chriſten gewölbte Kirchen auch thun, alle Menſchenſprachen getrübt und zerrüttet ausgetreten ſein ſollen, könnten ſie einmal, in unabſehbarer Zeit, rein und lauter zuſammen fließen, ja manches Edle in ſich aufnehmen, was jetzt in den Sprachen verwilderter Stämme wie zertrümmert liegt.

Nicht ſtarr und ewig wirkendem Naturgeſetz, wie des Lichts und der Schwere, anheim gefallen waren die Sprachen, ſondern menſchlicher Freiheit in die warme Hand gegeben, ſowohl durch blühende Kraft der Völker gefördert als durch deren Barbarei niedergehalten, bald fröhlich gedeihend, bald in langer, magerer Brache ſtockend. Nur inſofern überhaupt unſer Geſchlecht am Widerſtreit des Freien und Nothwendigen unausweichlichen Einflüſſen einer außerhalb ihm ſelbſt waltenden Macht unterliegt, werden auch in der menſchlichen Sprache Vibration, Abdämpfung oder Gravitation dürfen gewahrt werden.

Wohin uns aber ihre Geſchichte den Blick aufthut erſcheinen lebendige Regungen, feſter Halt und weiches, nachgibiges Gelenk, unabläſſiges Recken und Falten der Flügel, ungeſtillter Wechſel, der noch nie zum letzten Abſchluß gelangen ließ; Alles verbürgt uns, daß die Sprache Werk und That der Menſchen iſt, Tugenden und Mängel unſerer Natur an ſich trägt. Ihre Gleichförmigkeit wäre undenkbar, da dem neu Hinzutretenden und Nachwachſenden ein Spielraum offen ſtehen muſte, deſſen nur

das ruhig Fortbeſtehende nicht bedarf. Im langen, unabſehbaren Gebrauch ſind die Wörter zwar gefeſtigt und geglättet, aber auch vernutzt und abgegriffen worden oder durch die Gewalt zufälliger Ereigniſſe verloren gegangen. Wie die Blätter vom Baume fallen ſie von ihrem Stamm zu Boden, und werden von neuen Bildungen überwachſen und verdrängt: die ihren Stand behaupteten, haben ſo oft Farbe und Bedeutung gewechſelt, daß ſie kaum mehr zu erkennen ſind. Für die meiſten Einbußen und Verluſte pflegt aber beinahe auf der Stelle und von ſelbſt ſich Erſatz und Ausgleichung darzubieten. Das iſt das ſtille Auge jenes hütenden Sprachgeiſtes, der ihr alle Wunden über Nacht heilt und ſchnell vernarben läßt, alle ihre Angelegenheiten ordnet und vor Verwirrung bewahrt, nur daß er einzelnen Sprachen ſeine höchſte Gunſt, andern geringere erwieſen hat. Das iſt auch, wenn man will, eine Naturgrundkraft, die aus den uns angebornen, eingeflanzten Urlauten unerſchöpflich hervorquillt, dem menſchlichen Sprachbau ſich vermählt, jede Sprache in ihre Arme ſchließt. Doch jenes Lautvermögen ſteht zum Sprachvermögen wie der Leib zur Seele, welche das Mittelalter treffend die Herrin, den Leib den Kämmerer oder das Kammerweib nannte.

Von Allem was die Menſchen erfunden und ausgedacht, bei ſich gehegt und einander überliefert, was ſie im Verein mit der in ſie gelegten und geſchaffenen Natur hervor gebracht haben, ſcheint die Sprache das größte, edelſte und unentbehrlichſte Beſitzthum. Unmittelbar aus dem menſchlichen Denken empor geſtiegen, ſich ihm anſchmiegend, mit ihm Schritt haltend iſt ſie allgemeines Gut und Erbe geworden aller Menſchen, das ſich Keinem verſagt, deſſen ſie gleich der Luft zum Athmen nicht entraten könnten, ein Erwerb, der uns zugleich leicht und ſchwer fällt. Leicht, weil von Kindes Beinen an die Eigenheiten der Sprache unſerm Weſen eingeprägt ſind und wir unvermerkt der Gabe der Rede uns bemächtigen, wie wir Gebärden und Mienen einander abſehn, deren Abſtufung endlos ähnlich und verſchieden

iſt gleich der der Sprache. Poeſie, Muſik und andere Künſte ſind nur bevorzugter Menſchen, die Sprache iſt unſer Aller Eigenthum, und doch bleibt es höchſt ſchwierig ſie vollſtändig zu beſitzen und bis auf das Innerſte zu ergründen. Die große Menge reicht etwa ſchon mit dem halben Vorrath der Wörter oder mit noch weniger aus.

Muſik aus todtem Inſtrument geweckt, mit ihrem ſchweifenden, gleitenden, mehr gefühlten als verſtandnen Ausdruck, ſteht der alle Gedanken deutlich faſſenden, beſtimmt greifenden, gegliederten Sprache entgegen, im Geſang aber tritt ſie geſprochnen Worten hinzu und gibt ihnen feierliches Geleit. Solchen herzerhebenden Menſchengeſang vergleichen mag man dem der Vögel, welcher über das Bedürfniß thieriſcher Schreie hinaus tiefer anhaltende Empfindung bekundet, wie auch einzelne gelehrige Vögel ihnen oft wiederholte Weiſen ablauſchen und herpfeifen. Dennoch, ſo beſeelt er ſcheine, iſt der ſüße Nachtigallenſchlag immer derſelbe und nur angeborne, unwandelbare Fertigkeit, unſre Muſik aber aus dem Gefühl und der Phantaſie der Menſchen hervorgegangen, überall verſchieden. In Zeichen geſetzt kann das Lied nachgeſungen, die Muſik nachgeſpielt, wie das Wort aus dem Buch geleſen werden. Die Sprachmaſchine, von der ich oben redete, gieng davon aus die Menſchenſprache weniger im Gedanken als im Wortſchall nachzuahmen und phyſiologiſch hinter den Mechanismus der Grundlaute zu kommen.

Darin aber daß Muſik, was ihr Name andeutet, und Poeſie einer höheren Eingebung beigelegt, göttlich oder himmliſch genannt werden, Zeugniß für der Sprache übermenſchlichen Urſprung zu ſuchen, ſcheint ſchon darum unſtatthaft, weil die Sprache, bei welcher eine gleiche Annahme gebricht, jenen beiden nothwendig voran gieng. Denn aus betonter, gemeſſener Recitation der Worte entſprangen Geſang und Lied, aus dem Lied die andere Dichtkunſt, aus dem Geſang durch geſteigerte Abſtraction alle übrige Muſik, die nach aufgegebnem Wort geflügelt in ſolche Höhe ſchwimmt, daß ihr kein Gedanke ſicher folgen kann. Wer

nun Ueberzeugung gewonnen hat, daß die Sprache freie Menſchenerfindung war, wird auch nicht zweifeln über die Quelle der Poeſie und Tonkunſt in Vernunft, Gefühl und Einbildungskraft des Dichters. Viel eher dürfte die Muſik ein Sublimat der Sprache heißen als die Sprache ein Niederſchlag der Muſik.

Traun geheimnißvoll und wunderbar iſt der Sprache Urſprung, doch rings umgeben von andern Wundern und Geheimniſſen. Schwerlich ein kleineres liegt in dem der Sage, die bei allen Völkern über den ganzen Erdboden in gleicher Unermeſſenheit und Abwechſelung zuckt und auftaucht, durch lange Gemeinſchaft der Menſchen erwachſen und weit fortgepflanzt worden ſein muß. Nicht ſowohl in ihrem Weſen ſelbſt beruht das Räthſel der Sprache, als vielmehr in unſrer ſchwachen Kunde von dem erſten Zeitraum ihrer Erſcheinung, da ſie noch in der Wiege lag, den ich dadurch mir zu verdeutlichen ſtrebte, daß ich kunſtloſe Einfachheit ſinnlicher Entfaltung als ſein Merkmal ſetzte: um dieſen Angel dreht ſich meine ganze Vorſtellung, darin unterſcheide ich mich von meinen Vorgängern. War uns das Weſen der Flexion nicht auch in Dunkel gehüllt, eh eine Decke nach der andern davon weggezogen wurde? Zahlloſe Begebenheiten ſelbſt aus hiſtoriſcher Zeit ſind erſt dem Auge des Geſchichtsforſchers klar geworden, des Menſchengeſchlechts älteſte Geſchichte lagert verborgen gleich der ſeiner Sprache, und nur die Sprachforſchung wird Lichtſtrahlen darauf zurück werfen.

Eine Sprache iſt ſchöner und ſcheint ergibiger als die andere; dem Dichter verſchlägt es nichts, und er weiß geringen Mitteln dennoch große Wirkung zu entlocken, wie aus grauem Gefieder entzückende Stimme ſchallt. Auch die nordiſchen Skalden verſtanden ſich auf kunſtreiche Liederform und thürmten Band auf Band, Bild auf Bild: iſt man eingedrungen in ihre Weiſe, ſo läßt ſie bald leer, weil immer nur von Kampf, Sieg und Milde geſungen wird, Pindar regt aber alle Saiten der Seele an. Ein Mythus iſt tiefer und lieblicher als der andere,

doch am ſtärkſten ergreift uns der, um welchen die größte Fülle der Poeſie erwachſen war; gegen den griechiſchen, deſſen Grundlage er oft bilden ſoll, verliert der ägyptiſche, weil er faſt nur Samen und Frucht darreicht, Laub und Blüte der Dichtkunſt ihm ganz mangeln. In der geſammten Poeſie ſteht aber nichts ſeiner Anlage und Entfaltung nach der Sprache ſo nah und ebenbürtig als das Epos, und auch es muß von einfachem Boden zur Höhe ſich aufgeſchwungen haben, die wir an ihm bewundern. Wer in ihm und in den edelſten Denkmälern menſchlicher Dichtung und Sprache nur geſchwächten Widerſchein oder Abglanz gewaltigerer Geſtaltungen, die der Welt entſchwunden ſeien, ſehn wollte, erklärte damit weniger als nichts, weil das worauf zurück geſchoben wird, ſtände es irgend zu erlangen, noch lauter nach Erklärung ſchriee.

Ich gedachte hier zuletzt aufzuwerfen, in wie fern mit der im voraus gehenden faſt einzig und allein ins Auge gefaßten indogermaniſchen Sprache die andern Zungen der Erde aus einer und derſelben Quelle dürfen abgeleitet werden oder nicht? Weſentlich würde das über den allgemeinen Urſprung aller gewonnene Ergebniß dadurch nicht verändert werden: doch hinter dem außerordentlichen kaum ſich abgrenzenden Umfang einer ſolchen auch nur angerührten Unterſuchung, ſelbſt wenn ich beiſpielsweiſe ſie auf den Verhalt der finniſchen Sprache zu jener, worüber ich verſchiedentlich nachgedacht habe, einſchränken wollte, müſten meine Kräfte bleiben. Bei dem Fortgang hiſtoriſcher Forſchungen, wenn ſie ſich zu allen bedeutenden Sprachgeſchlechtern der Erde gewendet haben, werden große Aufſchlüſſe für das hier Erörterte und hoffentlich zu Gunſten des von mir Gefundnen ſich einmal ergeben. Jetzt aber würde ich doch nur das Waſſer getrübt haben für fremde Fiſcher.

Enden kann ich nicht, ohne vorher dem Genius des Mannes zu huldigen, der was ihm an Tiefe der Forſchung oder Strenge der Gelehrſamkeit abgieng, durch ſinnvollen Tact, durch

reges Gefühl der Wahrheit erſetzend wie manche andere auch die ſchwierige Frage nach der Sprache Urſprung bereits ſo erledigt hatte, daß ſeine ertheilte Antwort immer noch zutreffend bleibt, wenn ſie gleich mit andern Gründen, als ihm dafür ſchon zu Gebot ſtanden, aufzuſtellen und zu beſtätigen iſt.

Ueber das Pedantiſche in der deutſchen Sprache.

1847.*)

Wer gelobt hat darf auch einmal ſchelten. Ich war von Jugend an auf die Ehre unſrer Sprache befliſſen, und wie, um mich eines platoniſchen Gleichniſſes zu bedienen, die Hirten hungerndem Vieh einen grünen Laubzweig vorhalten und es damit leiten wohin ſie wollen, hätte man mich mit einem altdeutſchen Buch durch das Land locken können. Als es mir hernach gelang einige vormals verkannte Tugenden dieſer Sprache, da ſie von Natur blöde iſt, aufzudecken, und ihr den Rang wieder zu ſichern, auf welchen ſie unter den übrigen von Rechtswegen Anſpruch hat; ſo konnte es nicht fehlen, daß ich auch vielerlei Schaden kennen lernte, an dem ſie offen und geheim leidet. Es ſcheint nun aller Mühe werth uns über ſolche Gebrechen nichts zu verhehlen, denn wenn ſie ſchon nicht ganz zu heben ſind, beginnt doch ein ernſtes Gemüt von ſeiner Angewöhnung abzuweichen und ſich liebevoll auf den beſſeren Pfad zu kehren, der ihm gezeigt worden iſt; Ernſt und Liebe ſtehn uns Deutſchen, nach dem Dichter, wohl, ach die ſo Manches entſtellt.

Erwäge ich die Schwächen unſrer Sprache, von denen ſie am meiſten gedrückt iſt, nicht bloß im Einzelnen ſondern Allgemeinen, ſo ſtellt ſich mir eine ihrer Eigenſchaften heraus, die ich heute zum Gegenſtand näherer Betrachtung machen will und nicht anders bezeichnen kann, als es am Eingang geſchehen iſt.

---

*) Vorgeleſen in der öffentlichen Sitzung der Akademie der Wiſſenſchaften am 21. October 1847.

Da die innerſten Vorzüge und Mängel der Sprachen ſtärker als man wähnt und ſogar mehr als andere Beſitzthümer mit der ſinnlichen wie geiſtigen Natur und Anlage der Völker, welchen ſie gehören, zuſammenhängen, ſo kann es nicht befremden, daß ich in der Art und Weiſe der Deutſchen überhaupt oft ſchon die Richtung wieder finde, die ich im Begriff ſtehe zu ſchildern. Sie greift, von der beſſern Seite genommen, ein in unſere bedächtige Genauigkeit und Treue, und es würde ſchwer halten ſie mit Stumpf und Stil auszurotten, ohne dieſen trefflichen Grundzug unſeres Characters mit zu verletzen. Das Pedantiſche aber, glaube ich, wenn es früher noch gar nicht vorhanden geweſen wäre, würden die Deutſchen zuerſt erfunden haben. Man verſetze ſich in einen Kreis von Diplomaten, denen es obliegt in verwickelter Lage die Geſchicke der Länder zu wägen, und forſche, von welcher Seite aus in Kleinigkeiten hundert Anſtände und Schwierigkeiten erhoben werden, in der Hauptſache der Verhandlung leichteſtes Nachgeben und Ablaſſen eintrete; es kann keine andere als die der deutſchen Geſandten ſein, und unſere Nachbarn haben ihren Vortheil daraus zu ziehen lange ſchon verſtanden. Eben das iſt Pedanterei, im Geringfügigen eigenſinnig zu widerſtreben und nicht zu gewahren, daß uns daneben ein großer Gewinn entſchlüpft, daher auch im Luſtſpiel der Pedant jedesmal der Braut, um die er geworben hat, verluſtig geht. Er hat für das Neue keinen Enthuſiasmus, nur Krittelei, für das Hergekommene taube Beſchönigungen, ohne allen Trieb ihm auf den Grund zu ſehn.

In der Sprache aber heißt pedantiſch, ſich wie ein Schulmeiſter auf die gelehrte, wie ein Schulknabe auf die gelernte Regel alles einbilden und vor lauter Bäumen den Wald nicht ſehn; entweder an der Oberfläche jener Regel kleben und von den ſie lebendig einſchränkenden Ausnahmen nichts wiſſen, oder die hinter vorgedrungnen Ausnahmen ſtill blickende Regel gar nicht ahnen. Alle grammatiſchen Ausnahmen ſcheinen mir Nachzügler alter Regeln, die noch hier und da zucken, oder Vorboten

neuer Regeln, die über kurz oder lang einbrechen werden. Die pedantiſche Anſicht der Grammatik ſchaut über die Schranke der ſie befangenden Gegenwart weder zurück, noch hinaus, mit gleich verſtockter Beharrlichkeit lehnt ſie ſich auf wider alles in der Sprache Veraltende, das ſie nicht länger faßt, und wider die Keime einer künftigen Entfaltung, die ſie in ihrer ſeichten Gewohnheit ſtören.

Es würde mir nun leicht ſein, wenn ich bloß ins Einzelne gehn wollte, Beiſpiele zu greifen, die das Bild des Pedanten keinen Augenblick verkennen laſſen. Er ſchreibt mogte für mochte, weil nach mögen blickend er vom ſchönen uralten Wandel der Conſonanten nichts weiß und ſich weder auf Macht, noch das lateiniſche agere actus beſinnt. Das richtige muſte für ſein mußte oder gar muſſte läßt er ſich von keinem Sterblichen einreden. Ein Engländer oder Franzoſe würde lachen, geſchähe ihnen Anmutung Deminutif und Deminutive zu ſchreiben; aber der Deutſche meint ſich ſchämen zu müſſen wollte er länger di für de behalten, ſeit ihm die Philologen eingebildet haben, nur de im lateiniſchen Worte ſei recht. Ueberhaupt entſtellt der Pedant ungern fremde Wörter, und möchte wie Tataren für Tartaren, Petrarca für Petrarch, Chamomille für Kamille wieder einführen; zur Hauptangelegenheit aber wird es ihm teutſch für deutſch zu ſchreiben, weil es heiße Teutonen, da doch das lat. T gerade der ſchlagendſte Grund für das deutſche D in dieſem Wort iſt und Niemand darauf verfällt Tietrich an die Stelle von Dietrich, worin dieſelbe Wurzel ſteckt, zu ſetzen. Am allermeiſten in ſeinem Weſen fühlt er ſich, wenn Sachkenntniſſe ihn ermächtigen die Sprache zu beſſern; er wird ſeiner ſchwindſüchtigen Frau nicht Eſelsmilch*), nur Eſelinnenmilch zu trinken an-

*) Wie der Grieche ὁ und ἡ ὄνος, ſagte auch der Gothe sa und sô asilus und beide bilden den Gen. asilaus. Goth. wäre alſo asilaus miluks ſo genau wie das gr. ἱπποµολγός. Adelung und Campe haben Eſelsmilch.

rathen, und ſelbſt den unſchuldigen Namen der euphorbia cyparissus, Wolfsmilch, wäre er nach ſolcher Analogie zu berichtigen verſucht, obgleich auch die Wölfin ihre Milch nicht gegeben hat, als dies Kraut erſchaffen wurde. Zeichenlehrer, Rechenmeiſter kommen dem Pedant höchſt albern vor und werden durch Zeichnenlehrer, Rechnenmeiſter erſetzt, als dürfte unſre Sprache irgend in eine Zuſammenſetzung den baaren Infinitiv aufnehmen. 'Am erſten Mai' zu ſetzen vermeidet er, es müſſe heißen 'am erſten des Mais', nemlich Tage. In der Syntax ſind ihm Unterſchiede nahe liegender Conſtructionen zuwider, wie zwiſchen Wein trinken und Weines trinken, zwiſchen was hilft mich? und was hilft mir? Dort ſoll bloß der Accuſativ, hier bloß der Dativ gerecht ſein. Keine einzige aller europäiſchen Sprachen hat ſo ungebärdige ſchlecht beholfne Uebertragungen techniſcher und grammatiſcher Ausdrücke hervorgebracht, vom Zeugefall, Klagefall und Ruffall an bis zur anzeigenden und bedingenden Art herab, wie ſie in deutſchen Büchern ſtehn.

Man ſollte glauben, daß bei dem ſchönen ihr eignen Hang zu ſchmuckloſer Einfachheit unſere Sprache vorzugsweiſe für Ueberſetzungen geſchickt ſei; und bis auf einen gewiſſen Grad gibt ſie ſich auch gern dazu her. Es heißt jedoch den Werth dieſer unter uns allzuſehr eingeriſſenen unerſättlichen Verdeutſchungen faſt jedes fremden Werkes von Ruf übertreiben, wenn ſogar behauptet worden iſt, einzelne derſelben ſeien ſo gelungen, daß ſich aus ihnen der Urtext, wenn er abhanden käme, herſtellen laſſen würde. Ich wenigſtens bekenne, keinen Begriff davon zu haben, daß ſelbſt aus Schlegels oder Voſſens Worten ein Shakſpeare oder Homer auferſtehen ſollte, ſo gewaltig wie der engliſche und griechiſche in ihrer wunderbaren Schönheit. Was überſetzen auf ſich habe, läßt ſich mit demſelben Wort, deſſen Accent ich bloß zu ändern brauche, deutlich machen: überſétzen iſt überſetzen, traducere navem. Wer nun zur Seefahrt aufgelegt, ein Schiff bemannen und mit vollem Segel an das Geſtade jenſeits führen kann, muß dennoch landen, wo andrer

Boden iſt und andre Luft ſtreicht. Wir übertragen treu, weil wir uns in alle Eigenheiten der fremden Zunge einſaugen und uns das Herz faſſen ſie nachzuahmen, aber allzutreu, weil ſich Form und Gehalt der Wörter in zwei Sprachen niemals genau decken können und was jene gewinnt dieſer einbüßt. Während alſo die freien Ueberſetzungen bloß den Gedanken erreichen wollen und die Schönheit des Gewandes daran geben, mühen ſich die ſtrengen das Gewand nachzuweben pedantiſch ab und bleiben hinter dem Urtext ſtehn, deſſen Form und Inhalt ungeſucht und natürlich zuſammenſtimmen. Nachahmung lateiniſcher oder griechiſcher Verſe zwingt uns die deutſchen Worte zu drängen, auf die Gefahr hin dem Sinn Gewalt anzuthun; übertragne Proſa pflegt alſogleich breiter zu gerathen, wie beim Hinzuhalten des Originals in die Augen fällt. Vordem, eh die treuen Ueberſetzungen aufkamen, kann man beinah als Regel annehmen, daß zwei lateiniſche oder griechiſche Verſe zu vier deutſchen Zeilen wurden; ſo ſehr verſagte ſich unſere Sprache gedrungnem, gedankenſchwerem Ausdruck. Es wäre undankbar die große Wirkſamkeit unumgänglicher Ueberſetzungen in der Geſchichte unſrer Sprache, deren älteſte Denkmäler geradezu darauf beruhen, herabſetzen zu wollen; ich finde daß der Gothe Ulfilas, der vom Fuße des Haemus her deutſchen Laut auf ewige Zeiten erſchallen ließ, mit bewunderungswerther Treue und faſt feſſellos ſich den Formen des Urtextes anſchloß; aber ſchon die frühſten unvollendeten Verſuche in hochdeutſcher Mundart reichen ihm lange nicht das Waſſer.

Dieſer Standpunkt der deutſchen Sprache gegenüber den Werken fremder Zunge fiel zu allererſt ins Auge; ich will aber noch weiter ins Allgemeine vorſchreiten und aus unſerer Sprache ſelbſt einzelne Züge hervorheben, die mir zugleich von der Sitte und Gewohnheit unſeres Volks unzertrennbar ſcheinen und deſto mehr zu ſtatten kommen. Wie vermögen wir in Ueberſetzungen die volle Einfachheit der Alten zu erreichen, wenn uns in unſrer täglichen Ausdrucksweiſe unbeſiegbare und faſt perſönliche Hin-

derniſſe im Weg ſtehn? Wir ſind dann genöthigt doppelter Sprache zu pflegen, einer für das Buch, einer andern im Leben, und können die größere Wärme des Lebens nicht unmittelbar dem Ausdruck des Buchs laſſen angedeihen. Perſönlich darf ich vor allem nennen, was die Bezeichnung der Perſon in der Rede ſelbſt angeht.

Oft habe ich mir die Frage geſtellt, wie ein Volk, das durch ſein Auftreten den lebendigen Hauch der faſt erſtorbnen Freiheit in Europa anfachte, ein Volk deſſen rohe Kraft noch friſch und ungekünſtelt war, allmälich den unnatürlichſten und verſchrobenſten Formen der Rede verfallen konnte? Die Thatſache ſelbſt, wie gleichgültig ſie uns heute trifft, iſt ſo ungeheuer und ſo vielfach mit unſrer Lebensart verwachſen, daß die Betrachtung nicht unterlaſſen mag darauf zurück zu lenken. Unſere Sprache verwiſcht den von der Natur ſelbſt eingeprägten Unterſchied der Perſon und der Einheit auf thörichte Weiſe. Den Einzelnen, der uns gegenüber ſteht, reden wir unter die Augen nicht mit dem ihm gebührenden Du an, ſondern gebärden uns als ſei er in zwei oder mehr Theile geſpalten und müſſe mit dem Pronomen der Mehrzahl angeſprochen werden. Dem gemäß wird nun zwar auch das zu dem Pronomen gehörige Verbum in den Pluralis geſetzt, allein das attributive oder prädicierende Adjectivum im Singularis gelaſſen, einem Grundſatz der Grammatik zum Trotz, welcher gleichen Numerus für Subject, Prädicat und Verbum erfordert.

Zur Entſchuldigung dieſes unvernünftigen Gebrauchs, auf deſſen Urſprung ich hernach zurück kommen werde, läßt ſich allerdings anführen, daß die ganze neue Welt willig ähnliche Bürde trägt und z. B. in der franzöſiſchen Sprache, deren Adjectivflexion für das Prädicat beſſer erhalten iſt, als die unſrige, jenes grammatiſche Gleichmaß ebenſo verhöhnt wird, da es heißt vous êtes bon, vous êtes bonne, alſo neben dem Pluralis des Verbums der Singularis des Adjectivs eintritt. Was ſcheint unpaſſender als zu ſagen: Unglücklicher, ihr ſeid verloren, ſtatt

des einfachen: miser periisti!*) Es iſt die ſchwüle Luft galanter Höflichkeit in der ganz Europa ſeinen natürlichen Ausdruck preisgab; wir Deutſchen aber ſind nicht dabei ſtehn geblieben, ſondern haben den Widerſinn dadurch pedantiſch geſteigert, daß wir nicht einmal die zweite Perſon in ihrem Recht, ſondern dafür die dritte eintreten laſſen, wozu wiederum das begleitende Verbum in die Tertia Pluralis geſtellt wird, während das Adjectiv den Singular beibehält. Alſo ſtatt des urſprünglichen, allein rechtfertigen Du biſt gut verwöhnten wir uns erſt: Ihr ſeid gut und endlich zu ſagen: Sie ſind gut, gleichſam als ſei eine dritte gar nicht anweſende und nicht die angeredete Perſon gemeint. Welche Zweideutigkeiten aus dieſer Verſtellung der Formen allenthalben hervorgehn können, welche Verwirrung des Poſſeſſivums verurſacht wird, da die Pluralform aller Geſchlechter der weiblichen des Singulars begegnet, leuchtet von ſelbſt ein. Nur das habe ich beizufügen, daß die dritte ſtatt der zweiten Perſon im Pluralis gerade eine beklagenswerthe Eigenheit der herrſchenden hochdeutſchen Mundart iſt, indem die übrigen bis auf geringe Anflüge des Verderbniſſes wenigſtens die zweite Perſon in ihrem natürlichen Recht ungekränkt laſſen.

Ein kleiner oder großer Troſt, zugleich die volle Verurtheilung des Mißbrauchs, bleibt uns der, daß die Alles läuternde und gern lauter in ſich aufnehmende Poeſie fortwährend den Gebrauch des herzlichen einfachen Du in der Anrede geheiligt, ja verlangt hat, und könnte uns von irgendher eine Rückkehr zu dem Weg der Natur gezeigt werden, ſo müſte es durch ſie geſchehn. Auch bedient ſich noch heute die zutrauliche, jener falſchen Zier müde Rede und ſogar die feierliche Anrufung Gottes des edeln Du, das der alte Franke ebenſo feſtgemut ſeinem Könige zurief, wenn er ein: heil wis chuninc!**) heil dû herro, liobo truthîn, edil Franko!***) erſchallen ließ.

*) Unglücklicher, du biſt zu Grunde gegangen.

**) Der Angelſachſe: väs hâl cyning!

***) Heil ſei, König! heil du Herr, lieber Herrſcher, edler Franke!

Die Steigerung ſchwer zu ſättigender Höflichkeit iſt freilich nicht aus dem Volk, das ſich zulängſt dawider ſträubte, hervorgegangen, ſondern ihm von oben, durch die vornehmen Stände zugebracht worden. Als unſere Könige und Fürſten, ſchmuckloſer Einfalt ihres Alterthums uneingedenk, byzantiniſche Pracht und den Schauprunk verderbter Kaiſerzeit annahmen von ſich ſelbſt ein majeſtätiſches Wir gebrauchend, muſte ihnen auch mit Ihr erwiedert werden, und wenn andern Ständen Nachahmung des Wir nicht verſtattet war, blieb es unverwehrt in der Anrede und Antwort jedem Höheren mit Ihr zu ſchmeicheln; einem Lauffeuer gleich verbreitete ſich unter den Gebildeten des Volks dieſe Abweichung von der geſunden Regel. Ich habe ihre unermüdlichen Stufen anderwärts nachgewieſen und dargethan, daß das am meiſten zu verwünſchende 'Sie' aus einer Verſtärkung der dritten Perſon des Singularis, doch nicht viel länger als ſeit hundert und funfzig Jahren unter uns in Deutſchland entſproſſen iſt. Welch ein geringes Alter gegenüber dem hohen unſerer Sprache insgemein, und welch ein Urſpung zur unſeligſten Zeit, die auf den dreißigjährigen Krieg, Deutſchlands innerſte Schmach folgte, als beinahe jedes Gefühl der Würde unſerer Sprache und Nation erloſchen war.

Weil aber das Widernatürliche an der Stelle wo es begonnen hat ſelten einzuhalten pflegt, ſondern um ſich zu greifen trachtet, ſo iſt auch allmälich unter uns für die Anrede unſerer Fürſten und Könige eine aufgedunſene Ausdrucksweiſe der Höflinge und Geſchäftsleute eingeriſſen, wie ſie kein einziges anderes Volk in Europa angenommen hat. Mit Einführung griechiſcher oder römiſcher Ceremonie ſchien für die Mächtigen der Welt die letzte Staffel auf der Leiter ſolcher äußerlichen Ehre lange noch nicht erreicht; anfangs walteten alle Titel der Majeſtät bloß in lateiniſcher Canzleiſprache, die zum Volk nicht ſo ſchnell vordringen konnte. Bei den Dichtern unſeres Mittelalters bis ins dreizehnte, vierzehnte Jahrhundert hinab iſt noch keine Spur, daß einem König oder Fürſten, ſo häufig ſie ange-

redet werden, jemals der Name Majeſtät oder Durchlaucht beigelegt wäre. Dieſe Titel waren und klangen zu undeutſch, wie gangbar ſchon lange Zeit der Ausdruck durhliohtan für translucere, durhliuhtic für illustris geweſen war. Erſt die an ſich heilſame Verwendung deutſcher Sprache für Urkunden, welche im dreizehnten Jahrhundert hin und wieder begann, im vierzehnten und funfzehnten allgemein ward, ſcheint das Ueberſetzen lateiniſcher Canzleiformen nach ſich gezogen und dem hergebrachten deutſchen Ausdruck Gewalt angethan zu haben. An Carl des Vierten, wenn ich nicht irre, wenigſtens Friedrich des Dritten Hof mochte ſich der deutſche Titel Majeſtät volksmäßig feſtſetzen; zu Maximilians Tagen begegnen wir ihm allenthalben, und für den Kaiſer, als den anſehnlichſten aller europäiſchen Fürſten, pflegte man den Superlativ gnädigſter und durchlauchtigſter, der an ſich ſchon die volle Potenz dieſer Begriffe erreicht, noch durch Vorausſendung des Genetiv Pluralis aller d. i. omnium zu erhöhen, wie wir von Alters her auch allerliebſt, allertheuerſt, allerletzt ſagen. Von dieſer Zeit an findet ſich allerdurchlauchtigſter in der Anrede des Kaiſers, und bald auf die der Könige erſtreckt, jetzt auch auf die der übrigen Fürſten, welche ohne Könige zu heißen königliche Ehre in Anſpruch nehmen, ſo daß der einſchränkende Begriff des Worts durch ſeine ausgedehnte Anwendung in ſich aufgehoben ſcheint. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts that nun die höfiſche Sprache noch einen Schritt, indem ſie neben dieſer Anrede und nicht bloß in der Anrede ſondern auch wenn von dritter Perſon geſprochen und erzählt wird*), das einfache perſönliche und relative Pronomen, wo es ſich auf Fürſten bezieht, zu gebrauchen ſcheut, ohne es mit dem Vorſatz höchſt und allerhöchſt zu ver-

*) Im Mittelalter, wenn von Kaiſer oder König die Rede war, in deſſen Hand und Würde die Gewalt des deutſchen Reichs lag, pflegte man dieſe auch durch den einfachen Ausdruck 'daz rîche' zu bezeichnen.

Digitized by Google

binden*) und gleichſam dadurch zu verſchleiern; Pedantiſcheres und Steiferes kann es nicht geben. Unſere Hof- und Geſchäftsſprache iſt dahin gebracht, daß ſie im Angeſicht und im Kreis der Fürſten nirgend mehr natürlich reden darf, ſondern ihre Worte erſt in die verſchlingenden Fäden unabläſſig wiederholter und ſchon darum nichtsſagender Präfixe und Superlative einzuwickeln gezwungen iſt. Alle daraus entſpringenden Redensarten wären geradezu unüberſetzbar in die franzöſiſche und italieniſche Sprache, welche nachdem einmal die Majeſtät angeredet iſt, immer einfaches elle oder ella folgen laſſen; das kann uns den Prüfſtein für unſern Mißbrauch abgeben. Sonſt in Europa haben lediglich die vom deutſchen Ceremoniell abhängigen oder angeſteckten Höfe in Holland, Dänemark und Schweden, mehr oder weniger genau, ein hoogstdezelve, allerhöjstdensamme, allernådigst nachgeahmt. Gewiß aber würde die Weisheit des Fürſten geprieſen werden, der ſeine Aufmerkſamkeit auf den Urſprung und Zweck dieſes leeren, ſeiner ſelbſt wie unſeres Sprachgenius unwürdigen, eher chineſiſchen als deutſchen Gepränges richtend, es auf immer verabſchiedet und die treuherzigen Anreden und Grüße unſerer Vorzeit, ſo viel es noch angeht, zurückholt.*)

Ich erlaube mir noch eine Bemerkung über die heutige

*) Berliner Zeitungen aus den Jahren 1750—1770 gewähren von Friedrich dem Großen redend gewöhnlich noch einfaches Sie und Dero.

**) Solch ein Beiſpiel würde auch darum Wohlthat ſein, weil es von oben herab wirkend die in endloſer Abſtufung gültigen, eitlen Höflichkeiten unter allen andern Ständen abſchaffen und der einfachen Sprache wieder Luft machen könnte; wie iſt der heutige Briefſtil durch die unnützeſten Ausdrücke der Ergebenheit und des Gehorſams, durch unabläſſiges Anmuten der Geneigt-, Hochgeneigt- und Hochgeneigteſtheit allenthalben angeſchwellt, und in dieſer übeln Sitte thun wir Deutſchen es wieder allen übrigen Völkern zuvor. Viel ſchöner iſt, wenn es darauf ankommt, wirklich ergeben zu ſein und zu gehorchen, als die Geſinnung immer nur im Munde oder in der Feder zu führen.

Form des Namens Majeſtät beizufügen, worin, wie in vielen ähnlichen Subſtantiven, der Ausgang tät, gegenüber dem lateiniſchen tat befremdet. ä kann hier unmöglich auf dem Wege des Umlauts entſprungen ſein, wozu gar kein Anlaß denkbar wäre. Erwägt man die mhd. Geſtalt ſolcher Wörter (denn ein ahd. Beiſpiel würde unerhört ſein), ſo zeigen trinitât, nativitât langes â, wie es dem überlieferten romaniſchen oder lateiniſchen Vocal angemeſſen war, und dieſe richtige Form majeſtat herrſcht auch in allen hochdeutſchen Urkunden bis zum 16. 17. Jahrhundert herab; ſie wird beſtätigt durch das ſchwäbiſche au in majeſtaut. Luther hingegen, Fiſchart und andere Schriftſteller des 16. Jahrhunderts ſchrieben majeſtet, antiquitet mit e, nicht mit ä, welches erſt im 17. Jahrhundert fehlerhaft an jenes Stelle eingeführt wurde. Wie aber iſt das e ſelbſt zu erklären? Ich zweifle nicht, daß es niederdeutſchen Urſprungs war und aus dem niederrheiniſchen und niederländiſchen ei hervorgieng, wofür ſchon moraliteit Trist. 8012. 8023, auctoriteit Ls. 1, 83 altes Zeugniß ablegen. Die Niederländer ſchrieben teit (z. B. diviniteit im Partonopeus 21, 5, univerſiteit Rose 10845), ſie ſchreiben und ſprechen bis auf heute majeſteit, autoriteit, qualiteit, und ihr ei wechſelt auch anderwärts mit langem ê.

Da ſich unſer Blick zu dem Pronomen gewandt hat, mag noch eine Vergleichung des deutſchen Artikels mit dem romaniſchen zeigen, in welchem Nachtheil auch hier unſre Sprache ſteht.

Es darf als bekannt vorausgeſetzt werden, daß faſt alle heutigen Sprachen und ſchon einige der älteren ſich des Artikels bedienen, der urſprünglich, wie ſein Name andeutet (der griechiſche Ausdruck iſt dafür ἄρθρον) die Wirkung eines Gelenkes hat, das die Demonſtration des einen mit der Relation eines andern Satzes verbindet. Er ſollte die Begriffe und noch nicht die Flexion beſtimmen helfen. Als ſich aber dieſe in den neueren Sprachen abzuſtumpfen begann, pflegte ſie ihn gleichſam zu ihrem Beiſtande heranzurufen und wie zugezogne Hilfs-

völker ſich der Feſtung, die ſie bloß mitwehren ſollten, endlich ſelbſt bemeiſtern, geſchah es, daß der Artikel allmälich für die erlöſchende oder erloſchne Flexion unentbehrlich wurde, wenn er auch, näher angeſehn, niemals ganz in ihren Begriff übergieng.

Die romaniſche Sprache ſchlug aber hier einen von der deutſchen verſchiedenen, und wie mich dünkt, glücklicheren Weg ein. Sie erkor ſich zum Artikel nicht das erſte ſtrengere Demonſtrativum, ſondern mit vortheilhaftem Griff das zweite gelindere. Der romaniſche Artikel ſtammt aus dem lateiniſchen ille illa, deſſen liquider Laut jeder Verwandlung und Verſchmelzung der Form außerordentlich günſtig war. Der deutſche, gleich dem griechiſchen Artikel beſitzt dagegen den eigentlich demonſtrativen ſtummen Linguallaut, der ſchon an ſich unfügſamer als jene Liquida erſcheinen muſte. Dazu trat noch eine andere Ungunſt. Alle deutſchen Sprachen erfuhren Lautverſchiebung, wodurch die griechiſche Tenuis in gothiſche oder ſächſiſche Aſpirata gewandelt wurde, was dem Artikel dieſer Sprachen eine gewiſſe Schwerfälligkeit verlieh, die zwar in der althochdeutſchen, wo Media an die Stelle der Aſpirata kam, wieder aufhörte. Wer Gothiſch oder Angelſächſiſch ausſprechen lernt, wird ſich am meiſten bei der allenthalben begegnenden Aſpiration des Artikels verlegen fühlen.

Während nun im Romaniſchen das gelenke, ſich leicht an die Präpoſitionen a und de ſchmiegende l durch die Bank wohllautige und gedrungne Formen zeugte, welche den untergegangnen Caſus umſchreiben und das alte Suffix der Flexion durch ein neues Präfix erſetzen halfen, blieb der deutſche Artikel meiſtentheils unbeholfen. Aus ſeinem d, wenn es ſich frühzeitig zur Anlehnung und Eliſion dargegeben hätte, wäre noch Vortheil zu ziehen geweſen; allein der pedantiſche Hang zu voller deutlicher Form widerſtrebte, und es ſind eigenſinnig nur ausnahmsweiſe die Formen: am, im, zum, beim, zur, für an dem, in dem, zu dem, bei dem, zu der verſtattet geblieben, da doch die ältere Sprache noch einige mehr, wie zen für ze den zuläſſig fand, was

ſich unbedenklich in die heutige Geſtalt zun hätte wandeln mögen; warum wäre nicht ar für an der, gleich dem zur, und Anderes mehr willkommen geweſen? Die ahd. und mhd. Dichter hatten noch einige günſtige Anlehnungen des gekürzten Artikels an die Präpoſitionen eingeführt, mochte der Artikel von dieſen ſelbſt abhängen oder einem zwiſchentretenden Genetiv gehören; wie zes für ze des, enents für enent des, jenſeit des, welchen allen die jüngere Sprache überbedächtig wieder entſagte, das ſind keine geringen Dinge, vielmehr ſolche, die unmittelbar jeden Satz behend oder ſchleppend machen können. Man halte unſerm deutſchen der Mann, des Mannes, dem Manne das ital. luomo, de luomo, al uomo, oder das franz. lhomme, de lhomme, à lhomme entgegen; wir haben hier ſogar voraus, daß unſere Flexion noch zureicht und uns keine Präpoſition zu helfen braucht. Der Romane hat dieſe nicht geſcheut, ſondern in ſeinen Gewinn verwandt, und del al, die genau überſetzt von dem, zu dem enthalten, ſind ihm zu Wohllaut und deutlicher Kürze ausgeſchlagen. Hinzugenommen den bewundernswerth einfachen Hebel der provenzaliſchen und altfranzöſiſchen Declination, der die meiſten Nomina bloß damit lenkt, daß er dem Nominativ Singularis die obliquen Pluralcaſus, dem Nominativ Pluralis aber die obliquen Singularcaſus gleichſtellt (in welchem Geſetz ich noch einen Nachhall keltiſcher Spracheigenheit zu ſpüren meine); ſo muß man den practiſchen Blick dieſer Sprachen anerkennen, die freilich nachher ihren Vortheil faſt wieder aus der Hand ließen. Ich gebe immer noch nicht die ehrwürdigen Ueberreſte unſerer uralten Flexion dafür hin, aber dieſe hätten wir weit mehr zu unſerm Nutzen handhaben können.

Iſt unſere heutige Nominalflexion abgewichen von ihrer ehmaligen Fülle und Bedeutung, ſo hat ſich dagegen die herrliche und dauerhafte Natur des deutſchen Verbums faſt nicht verwüſten laſſen, und von ihr gehn unzerſtörbar Klang und Klarheit in unſere Sprache ein. Die Grammatiker, welche ihre Sprachkunde auf der Oberfläche, nicht in der Tiefe ſchöpften,

haben zwar Alles gethan, um den Ablaut, der die edelſte Regel deutſcher Conjugation bildet, als Ausnahme, die unvollkommene Flexion als Regel darzuſtellen, ſo daß dieſer der Rang und das Recht zuſtehe jene allmälich einzuſchränken, wo nicht gar aufzuheben. Fühlt man aber nicht, daß es ſchöner und deutſcher klinge zu ſagen buk wob boll (früher noch beſſer wab ball) als backte webte bellte, und daß zu jener Form die Participia gebacken gewoben gebollen ſtimmen? Im Geſetze des Ablauts gewahre ich eben, was vorhin bei dem von der neuern Declination eingeſchlagnen Weg vermißt werden konnte, den ewig ſchaffenden wachſamen Sprachgeiſt, der aus einer anfänglich nur phonetiſch wirkſamen Regel mit dem heilſamſten Wurf eine neue dynamiſche Gewalt entfaltete, die unſerer Sprache reizenden Wechſel der Laute und Formen zuführte. Es iſt ſicher Alles daran gelegen ihn zu behaupten und fortwährend ſchalten zu laſſen.

Mit dem Ablaut eng zuſammen ſteht ein anderes Geſetz von geringem Umfang, doch in das höchſte Alterthum aufreichend. Gleich der lateiniſchen und zumal griechiſchen beſitzt unſere Sprache gewiſſe Verba, deren Form Vergangenheit, deren Begriff Gegenwart ausdrückt, weil in ihnen das Gegenwärtige unmittelbar auf das Vergangne gegründet, ſo zu ſagen, aus ihm erworben iſt. Wenn es heißt ich weiß, ſo gibt dieſe Form ein Präteritum kund, am ſichtbarſten dadurch, daß die dritte Perſon den Ausgang t nicht annimmt, der zur Form des Präſens erfordert wird, wie umgekehrt alle Präterita ihn nicht haben. Ich weiß, will eigentlich ſagen: ich habe geſehn und entſpricht dem lat. vidi, gr. οἶδα wie wiſſen dem lat. videre, gr. ἰδεῖν. Auf ſolche Weiſe läßt ſich die allmälich ſehr beſchränkte Zahl anderer Wörter dieſer Claſſe gleichfalls auslegen und da ſie faſt alle aushelfen d. h. die meiſten Auxiliaria hergeben, folglich in der Rede oft wiederkehren, ſo verleihen ſie, abgeſehen von ihrer ſinnigen Geſtalt, dem Ausdruck wiederum angenehmen Wechſel. Sie ſind als wahre Perlen der Sprache zu betrachten, und der

Verluſt eines einzigen von ihnen zieht empfindlichen Schaden nach ſich. Nun ſind aber, wie ich ſagte, mehrere von ihnen heute ganz aufgegeben, andere in ihrer Eigenheit angetaſtet worden. Dahin gehört z. B. das Wort taugen, welches der älteren Sprache gemäß flectieren ſollte taug taugſt taug und im Grunde ausſagt: ich habe mich geltend gemacht, dargethan, daß ich vermag. Noch Opitz, Chriſtian Weiſe und manche Spätere ſchreiben das richtige taug, nicht taugt, auf welches ſich unmittelbar anwenden läßt, daß es ein Taugnichts ſei, wenn ſchon ein ziemlich alter, da ihn bereits einzelne Schreiber des vierzehnten Jahrhunderts einſchwärzen.*) Den Sprachpedanten war aber taug mit ſeinem der Verdichtung entgangnen Diphthong ein Greuel, wie ihnen darf, mag und ſoll unbegreiflich ſind, und ſie haben wirklich ihr taugt, etwa nach der Analogie von brauchen braucht, ſaugen ſaugt durchgeſetzt, wie man auch bei den ſonſt aufgeweckten Schwaben zu hören bekommt er weißt ſtatt er weiß, oder uns Allen gönnt das edlere gan verdrängt hat.

Kaum in einem andern Theil unſrer Grammatik würde was ich hier tadle greller vortreten, als in der Syntax, und Beiſpiele liegen auf der Hand. Es ſei bloß erinnert an das läſtige Häufen der Hilfswörter, wenn Paſſivum, Präteritum und Futurum umſchrieben werden, an das noch peinlichere Trennen des Hilfsworts vom dazu gehörigen Participium, was franzöſiſchen Hörern den verzweifelnden Ausruf 'j'attends le verbe' abnöthigt. Solch eine Scheidewand, wäre es bloß thunlich ſie zu ziehen, nicht nothwendig, könnte der Rede Abwechslung verleihen; daß ſie faſt nirgends unterbleibt, bringt den Ausdruck um Raſchheit und Friſche. Noch empfindlicher iſt mir die aufgegebne alte einfache Negation, der in unſerer früheren Sprache ihr natürlicher Platz unmittelbar vor dem Verbum zuſtand, das verneint

*) Weingartner Liederhandſchrift S. 167: minne tovgt niht aine; und öfter.

werden ſoll. Anſtatt des goth. ni iſt, ahd. niſt, mhd. en iſt haben wir ein 'iſt nicht', d. h. dies nicht aus einer hinzutretenden bloßen, eigentlich nihil ausſagenden, Verſtärkung zur förmlichen Negation erhoben, die in den meiſten Fällen dem Verbum nachſchleift. Schwerlich konnte der Sprache etwas Ungelegneres widerfahren, da die behende fließende Partikel ſchwand und durch eine mit ihr ſelbſt ſchon zuſammengeſetzte gröbere erſetzt wurde, die nicht länger im Stand war, da wo ſie in der Rede erwartet werden muß, zu erſcheinen. Der geſtiftete Schade leuchtet ein, ſobald wir die alte Ausdrucksweiſe zur neuen halten, das goth. ni grêt iſt μὴ κλαῖε, ni karôs, ne cures, ahd. ni churi ſtatt unſers weine nicht, ſorge nicht; wie kurz iſt das ahd. ni ruochat, mhd. en ruochet nolite, ſorget nicht, wo wir den Eindruck der Verneinung immer erſt hinten fühlbar werden laſſen. Auf die Frage, biſt du hie? folgt mhd. die Antwort: ich en bin, heute muß ſie lauten: ich bin nicht hier, weil wir antwortend zugleich das Adverb des Fragenden zu wiederholen pflegen, für acht jetzt funfzehn Buchſtaben, ſtatt des leichtrollenden Bluts trägeren Pulsſchlag. Kurz über dem pedantiſchen Hervorholen eines ſparſam angewendet, die Verneinung ſtärkenden Worts iſt uns die einfache, faſt allen andern Sprachen zu Gebot ſtehende Negation wie ein Vogel aus dem Käfig entflogen, und wir haben nur das Nachſehn.

Es wird aber fruchten von dieſen aus Flexion und Syntax geſchöpften Beiſpielen fortzuſchreiten zu ſolchen, die bei der Wortbildung aufgeſucht werden können, wo ſich die Praxis der deutſchen Sprache im Verhältniß zu benachbarten fremden noch deutlicher kund thut.

Man hat im Ueberſchwank den Reichthum und die Ueberlegenheit unſrer Sprache hervorgehoben, wenn von dem manigfalten Ausdruck ihrer Wortableitungen und Zuſammenſetzungen die Rede iſt. Ich vermag lange nicht in dies Lob einzuſtimmen, ſondern muß oft unſere Armut in Ableitungsmitteln, unſern Mißbrauch im Zuſammenſetzen beklagen.

Eine Menge unſerer einfachſten und ſchönſten Ableitungen iſt verloren gegangen, oder ſieht ſich ſo eingeſchränkt, daß die Analogie ihrer Fortbildung beinahe verſiegt. Einige fremde völlig undeutſche Bildungen haben dagegen unmäßig gewuchert, das iſt ein deutliches Zeichen für den Abgang eigner, deren Stelle jene vertreten. Ich wüſte kein gelegneres Beiſpiel zu wählen als das der zahlloſen Verba auf ieren, die von den Regierenden oben bis zu den buchſtabierenden und liniierenden Schülern hinab wie Schlingkraut den ebnen Boden unſrer Rede überziehen. Eine nähere wegen ihres Urſprungs gepflogne Unterſuchung liefert ungefähr hundert und ſechzig mhd. Wörter dieſer Art und leicht mögen ihrer noch zwanzig zugefügt werden können; es ergibt ſich, daß man vor der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts nicht das Geringſte in Deutſchland von dergleichen Wörtern wuſte und daß ſie erſt mit der höfiſchen, auf romaniſche Quelle hingewieſnen Poeſie eingebracht, man muß aber geſtehn, recht pedantiſch eingebracht worden. Denn bei Entlehnung fremder Wörter verſteht ſich doch von ſelbſt, daß man ſich bloß des Wortes zu bemächtigen ſuche und ſeine fremde Flexion fahren laſſe. Das r war nun hier baare romaniſche Form des lateiniſchen Infinitivs,*) die außer ihm in jedem andern Modus alsbald verſchwindet und es muß als die rohſte

*) Altfranzöſiſches ier haben eigentlich nur Verba, die lateiniſchen auf -iare oder -igare entſprechen, z. B. essilier mlat. exiliare, chastier lat. castigare, allier lat. adligare alligare; dann aber wurde es auch auf andere erſtreckt: mangier it. mangiare lat. manducare, laissier it. lasciare lat. laxare, brisier, vengier lat. vindicare it. vendicare. Ausnahmsweiſe entſpringen deutſche -ieren aus franz. -ir: regieren franz. regir it. reggere, offrieren franz. offrir it. offerire, acquirieren franz. acquerir. Die italieniſche Sprache hatte keinen ſolchen Einfluß auf unſere, um ihr wohlklingendes -are in deutſches -aren über zu führen. In ſpazieren aus dem lat. Deponens spatiari spatior spatiaris ließe ſich das r allenfalls entſchuldigen. Gleichpedantiſch iſt aus François unſer Franzoſen gemacht. Schon Karlmeinet 375 Franzôsen: Engillôsen (Anglois).

Auffaſſung ausländiſcher Wortgeſtalt angeſehn werden, daß der Deutſche in ſeine Nachahmung das infinitiviſche Zeichen aufnahm und characteriſtiſch überall beſtehen ließ; ſein eignes Zeichen aber noch dazu anhängte; außer dem Fleiſch des genoſſenen Apfels ließ er ſich auch den Griebs dazu wol ſchmecken. Daß durch ſolche Wörter manche vollautende Formen (allarmieren, ſtrangulieren) in unſere Sprache gerathen ſind, iſt unleugbar, aber ſie ſtimmen nicht mit ihrer fremdartigen Betonung zu unſern Wörtern und führen Steifheit mit ſich. Wie viel tactvoller zu Werk gieng die romaniſche Sprache, als ſie ſich ihrerſeits einige deutſche Verba, wenn auch nur ſparſam, anzueignen bewogen fand, z. B. das ital. albergare, franz. herberger nach unſerm herbergen, ahd. heribergôn bildete oder noch früher ihr guardare garder aus unſerm warten. Hätte ſie hier nach Analogie von parlieren charmieren verfahren, ſo wäre ein albeganare herbergener, ein guardanare gardener entſprungen. Man darf das adchramire und adfathamire des ſaliſchen Geſetzes als die frühſten Beiſpiele ſolcher aus der deutſchen Sprache von den Romanen entlehnten Wörter beibringen. Meine Ausführung zeigt, daß -ieren ſeiner fremden Art gemäß eigentlich nur fremden, lateiniſchromaniſchen Wörtern zuſtehen konnte; als es aber einmal bei uns warm geworden war, verſuchte man es auch an deutſche Stämme zu hängen, und ihm deutſche Partikeln voran zu ſchicken. Wie verſchieden ſich die ahd. und nhd. Sprache benahm, wenn lateiniſche Wörter deutſch gemacht werden ſollten, kann das Beiſpiel von ſchreiben ahd. scrîban lehren, das man frühe aus scribere bildete, während ſpäter conscribere und rescribere ſich in conscribieren rescribieren verdrehte. Dort verfuhr man natürlich und ſprachgemäß, hier widernatürlich und pedantiſch.

Die Leichtigkeit des Zuſammenſetzens im Deutſchen hat man ohne hinreichenden Grund zu der Fülle griechiſcher Zuſammenſetzungen gehalten. Schlechte ungebärdige Zuſammenſetzungen leimen iſt keine beſondere Kunſt, in tüchtigen müſſen die ein-

zelnen Wörter beſſer gelötet und aneinander geſchweißt ſein. Eine echte Zuſammenſetzung iſt erſt dann vorhanden, wenn ſich zwei Wörter geſellen, die los und ungebunden im Satz nicht nebeneinander ſtehn würden; wir Deutſchen haben aber eine Unzahl ſogenannter Compoſita, die für ſich conſtruierte Wörter bloß etwas enger aneinander ſchieben und dadurch nur ſteifer und unbeholfner machen; die Wörter fangen zuletzt gleichſam ſelbſt an ſich für zuſammengefügt zu halten und wollen nicht mehr getrennt auftreten. So hat ſich in Eigennamen ein vorangeſtellter Genitiv nach und nach feſter angeſchloſſen und läßt ſich nicht mehr verrücken. Königsberg, Frankfurt war urſprünglich Königs berg, Franchono furt, wo die Franken eine Furt durch den Main gefunden hatten; aus Franken furt entſtellte man zuletzt das unverſtändliche Frankfurt. Verba wie aufnehmen, wiedergeben, niederſchreiben ſind ebenſo wenig wahre Compoſita, was ſich augenblicklich bei der Umſtellung: ich nehme auf, gebe wieder, ſchreibe nieder zeigt. Erſt dann entſpringt hier Zuſammenſetzung, wenn die Partikel untrennbar geworden iſt, wie in jenem überſetzen vertere (p. 330), während überſetzen traducere trennbar bleibt.

Solcher Zuſammenſchiebung ungemeine Thunlichkeit im Deutſchen verführt ohne alle Noth nichtsſagende Wörter zu häufen und den Begriff des einfachen Ausdrucks nur dadurch zu ſchwächen. Wenn hier in Berlin Jemand hingerichtet worden iſt, lieſt man an den Straßenecken eine 'Warnungsanzeige' angeheftet. Nun will warnen ſagen: Gefahr weiſen, an Gefahr mahnen; in jener Zuſammenſetzung ſteckt alſo unnützer Pleonasmus, der bald wie avertissement d'avertissement lautet, das ital. avvertimento bedeutet Warnung und Anzeige. Ein bloßes Warnung oder Verwarnung wäre nicht allein ſprachgemäßer, ſondern auch kräftiger, ſo kräftigen Stil die blutige Bekanntmachung auch ohne Rückſicht auf die gebrauchten Worte an ſich redet.

Wo andere Sprachen einzelne Wörter aneinander reihen, pflegen ſie häufig zu kürzen und das einleuchtendſte Beiſpiel lie-

fern uns Zahlwörter; es iſt läſtig was man jeden Augenblick im Munde hat in ganzer Breite aufzuſagen. Wie günſtig unterſcheidet ſich das franzöſiſche treize quatorze quinze seize von unſerm dreizehn vierzehn funfzehn ſechzehn; zum Glück haben wir mindeſtens eilf und zwölf ſeit der älteſten Zeit verengt, und daß unſer Hundert die allerſtärkſte Stümmlung vorausſetzt, ahnen die Wenigſten: es gieng hervor aus taihuntaihund, wie das lat. centum aus decemdecentum u. ſ. w. Die Pedanten, welche kaum achzehn ſechzehn ſiebzehn in achtzehn ſechszehn ſiebenzehn berichtigt haben, werden erſchrecken zu hören, wie viel ihnen hier zu thun übrig bleibt.

Man ſollte meinen eine ganze Zahl deutſcher Zuſammenſetzungen ſeien bloß aus Trägheit entſprungen oder in der Verlegenheit für einen neuen, ungewohnten Begriff den rechten Ausdruck zu finden. Da wo unſere alte Sprache einfache Namen hatte, ſuchte die neuere immer ihre gröberen Zuſammenſetzungen unterzuſchieben, wie z. B. die deutſchen Monatsnamen lehren, und ſchon Carl der Große ſtellte mit ſeinen Vorſchlägen kein Meiſterſtück auf. Die Compoſition iſt alsdann ſchön und vortheilhaft, wenn zwei verſchiedne Begriffe kühn, gleichſam in ein Bild gebracht werden, nicht aber, wenn ein völlig gangbarer einfacher Begriff in zwei Wörter verſchleppt wird. Unſer himmelbau oder engelrein iſt allerdings ſchöner als das franzöſiſche bleu comme le ciel, pur comme un ange; aber ich ſtehe ebenſowenig an, dem lat. malus, pomus, dem franz. pommier den Vorzug zu geben vor unſerm Apfelbaum. Denn mit der belebteren Vorſtellung eines Baums, woran Aepfel hangen, iſt uns in den meiſten Fällen gar nicht gedient, und Jedermann wird es paſſender finden, daß wir Eiche ſagen und nicht auch etwa Eichelbaum. Die Vergleichung anderer Sprachen lehrt, daß jeder Obſtbaum von ſeinem Obſt füglicher durch bloße Ableitung als durch Zuſammenſetzung unterſchieden werde. Aber auch für abſtracte Begriffe iſt die abgeleitete Form vorzüglicher als die zuſammengeſetzte, z. B. das franz. maladie von malade beſſer als

unſer Krankheit, welches eigentlich ordo oder status aegroti ausdrückt. Deutſchland pflegt einen Schwarm von Puriſten zu erzeugen, die ſich gleich Fliegen an den Rand unſrer Sprache ſetzen und mit dünnen Fühlhörnern ſie betaſten. Gienge es ihnen nach, die nichts von der Sprache gelernt haben und am wenigſten die Kraft und Keuſchheit ihrer alten Ableitungen kennen, ſo würde unſre Rede bald von ſchauderhaften Zuſammenſetzungen für einfache und natürliche fremde Wörter wimmeln; das wohllautende omnibus muß ihnen jetzt unerträglich ſcheinen, und ſtatt auf die nahliegende Verdeutſchung durch den Dativ pl. 'Allen' zu gerathen, wird ein ſteifſtelliges Allwagen, Gemeinwagen, Allheitfuhrwerk oder was weiß ich ſonſt für ein geradbrechtes Wort vorgefahren werden. Selbſt der Ausdruck, deſſen ich hier nicht entrathen kann, ich meine das Wort Zuſammenſetzung, iſt ſchlecht geſchmiedet und aus dem loſen zi samana sezzunga entſprungen. Welcher Franzoſe würde ensembleposition dem natürlichen composition vorziehen? Genug hiervon iſt geſagt, um Allen die meines Glaubens ſind, Enthaltſamkeit im Anwenden der Zuſammenſetzungen (durch welche Campe ſein Wörterbuch ohne tiefere Sprachkenntniß anſchwellte) und Eifer für den erneuten Gebrauch guter und alter Derivative anzuempfehlen.

Es bleibt übrig einen Gegenſtand zu berühren, vor dem mir bangt, ich meine die Art und Weiſe wie wir unſere Sprache mit Buchſtaben ſchreiben. Dies köſtliche Mittel das fliegende Wort zu faſſen, zu verbreiten und ihm Dauer zu ſichern, muß allen Völkern eine der wichtigſten Angelegenheiten ſein, und die Freude, welche eine vollkommne Schrift gewährt, trägt weſentlich bei dazu den Stolz auf die heimiſche Sprache zu erhöhen und ihre Ausbildung zu fördern. Vor mehr als 800 Jahren, zu Notkers Zeiten in Sanct Gallen, war es beſſer um die deutſche Schreibung beſtellt und auf das genaue Bezeichnen unſrer Laute wurde damals große Sorgfalt gewendet; noch von der Schrift des 12. und 13. Jahrhunderts läßt ſich Rühmliches melden, erſt ſeit dem 14. begann ſie zu verwildern. Mich ſchmerzt es tief

gefunden zu haben, daß kein Volk unter allen, die mir bekannt ſind, heute ſeine Sprache ſo barbariſch ſchreibt wie das deutſche, und wem es vielleicht gelänge den Eindruck zu ſchwächen, den meine vorausgehenden Bemerkungen hinterlaſſen haben, das müſte er dennoch einräumen, daß unſre Schreibung von ihrer Pedanterei gar nicht ſich erholen könne. Was in jeder guten Schrift ſtattfindet, die Annahme einfacher Zeichen für beliebte Conſonantverbindungen, wie bei uns CH und SCH ſind, iſt gänzlich vermieden und dadurch der Anſchein ſchleppender Breite hervorgebracht. Noch ſchlimmer ſteht es aber um den Gebrauch der wirklich gangbaren Zeichen. Zu geſchweigen, daß der Einzelne nach Verwöhnung oder Eigendünkel die Buchſtaben übel handhabt, wird auch im allgemeinen weder ſtrenge Folge noch Genauigkeit beachtet, und indem Jeder gegen den Strom zu ſchwimmen aufgibt, beharrt er deſto hartnäckiger in unvermerkten Kleinigkeiten, deren Wirrwarr aufrichtiger Beſſerung am meiſten hinderlich wird.

Die Häufung unnützer Dehnlaute und Conſonantverdoppelungen, dazu aber noch ein unfolgerichtiger Gebrauch derſelben gereicht unſrer Sprache zur Schande. Ganz gleiche neben einander ſtehende Wörter leiden ungleiche Behandlung. Der Franzoſe ſchreibt nous vous, der Italiener noi voi, der Däne vi i, der Pole my wy, der Deutſche hat den pedantiſchen Unterſchied gemacht wir und ihr*). Nicht anders ſetzt er grün aber kühn, ſchnüren aber führen, Heer Meer Beere aber wehre und nähre ſchwöre, Haar aber wahr Jahr, welchen Wörtern überall gleicher Laut zuſteht. Von ſchaffen bilden wir die dritte Perſon ſchafft, in dem Subſtantiv Geſchäft laſſen wir den einfachen Laut. Auf den Wohllaut und das Geſetz aller andern Sprachen, daß inlautend Buchſtab vor Buchſtab ſchwinden müſſe, wenn er nicht mehr auszuſprechen iſt, wird herkömmlich nicht geachtet, woraus bei Zuſammenſetzungen, deren erſtem Wort man Bedenken trägt

*) Der Anlaß war vielleicht, weil man ihm von im (in dem) unterſcheiden wollte, dies ihm zog ihr für den Dat fem. und ihr für den Nom. pl. nach ſich; einleuchtend ſchlechte Gründe.

die doppelte Conſonanz zu erlaſſen, obgleich das zweite mit demſelben beginnt, dreifache Schreibung deſſelben Buchſtabs entſpringt: Schifffahrt, Stammmutter, Schnelllauf, Stalllicht, Betttuch finden ſich mit unausſprechlichem fff mmm lll ttt dargeſtellt. Unſer Mittelalter, noch mit lebendigerem Lautgefühl ausgerüſtet, ſtand nicht an, von verwandten Buchſtaben, die an einander ſtießen, den einen in Schreibung und Ausſprache fahren zu laſſen; man ſchrieb und ſprach Wanküſſen Cervical Parz. 573, 14. Wh. 281, 16 nicht Wangküſſen, Eichorn Parz. 651, 13 nicht Eichhorn, und hätten andere Völker unterlaſſen auf ſolche Weiſe zu verfahren, ihre Sprache würde rauh und holpricht geblieben ſein, wie die deutſche aus ängſtlichem Streben nach voller Deutlichkeit an allzuviel Stellen iſt.

Doch was ſage ich von überflüſſigen Buchſtaben? erklärte Liebhaber ſind auch die Pedanten unnöthiger Striche und Haken. Striche möchten ſie, ſo viel möglich iſt, in der Mitte von Zuſammenſetzungen, Haken überall anbringen, wo ihnen Vocale ausgefallen ſcheinen. Sie lieben es zu ſchreiben himmel-blau, engel-rein, fehl-ſchlagen und Buch's, Kind's, lies't iß't, leb'te geleb't. Ihnen ſagt zu das franzöſiſche garde-meuble, boucherose, epicondylo-sus-métacarpien, nichts aber erwirbt ſich mehr ihren Beifall, als daß die Engländer von Eigennamen wie Wilkins oder Thoms einen ſogenannten Genitiv Wilkins's Thoms's ſchreiben, mit welchem man nun ſicher ſei den rechten Nominativ zu treffen. Was eine faſt alles Gefühls für Flexion verluſtig gegangne Sprache nöthig erachtet, will man auch uns zumuten! Sollte die Schrift alle Vocale nachholen, die allmälich zwiſchen den Buchſtaben unſrer Wörter ausgefallen ſind; ſie hätte nichts zu thun als zu häkeln, und wer würde ſetzen mögen Eng'land, Men'ſch, wün'ſchen, hör'en? Der Schreibung, die ihre volle Pflicht thut, wenn ſie alle wirklichen Laute zu erreichen ſucht, kann nicht das Unmögliche aufgebürdet werden, zugleich die Geſchichte einzelner Wörter darzuſtellen.

Jeder Regel des Schreibens aber enthoben wähnt man ſich

sonst bei Eigennamen, sei es Furcht die Frömmigkeit gegen Großvater oder Urgroßvater zu verletzen, die ihren Namen schlecht schrieben, während ihn Ururgroßvater und ältere Ahnen wahrscheinlich recht geschrieben hatten, oder Sorge die Anwartschaft auf ein Erbe zu gefährden, obwol ich bezweifle, daß jemals aus diesem Grund ein gerechter Anspruch vor den Gerichten unterlegen hat. Kommt wol in der gesammten griechischen oder römischen Litteratur ein falsch oder ungrammatisch geschriebner Eigenname vor? Man schlage eins unsrer Adreßbücher auf, welche Barbarei daraus entgegen weht; da stehn Hofmänner und Wölfe bald mit f bald ff geschrieben, und in welcher bunten Masse von Schmieden Schmidten, Schulzen Schultzen Scholzen Scholtzen, Müllern Möllern nnd Millern muß man sich verlieren. Mitten auf den Titeln unsrer Bücher erscheinen solche verunzierte Namen, oft unaussprechlich unsern Nachbarn. Mag auch in den Mischungen deutscher Volkstämme die dialectische Eigenheit geduldet, neben dem schwäbischen Reinhart ein sächsischer Reinhard, neben dem hochdeutschen Schulze ein niederdeutscher Schulte, friesischer Skelta geschrieben werden, der orthographischen Eigenheit jedes Stammes angemessen; unerläßlich scheint es, daß eine gebildete Sprache ihre Eigennamen den Gesetzen unterwerfe, die für alle übrigen Wörter gelten, und wo sie es nicht thut verdient sie geschmacklos zu heißen.

Den gleichverwerflichen Mißbrauch großer Buchstaben für das Substantivum *), der unsrer pedantischen Unart Gipfel heißen kann, habe ich und die mir darin beipflichten abgeschüttelt, zu welchem Entschluß nur die Zuversicht gehört, daß ein geringer Anfang Fortschritten Bahn brechen müsse. Mit wie zaghafter Bedächtigkeit wird aber ausgewichen, nach wie unmächtigen

*) Hugo (dessen geistige Natur von pedantischen Schatten wenig verdunkelt wurde) führte sogar in seinen Büchern durch: HandSchrift KaufMann BuchDruckerKunst u. s. w. neben handschriftlich kaufmännisch. Dabei läßt sich streiten, ob ErbgroßHerzog oder ErbGroßHerZog zu setzen sei? Denn in dem zog liegt die Hauptsache, dux.

Gründen gehaſcht gegen eine Neuerung, die nichts iſt als wieder hergeſtellte naturgemäße Schreibweiſe, der unſere Voreltern bis ins funfzehnte Jahrhundert, unſere Nachbarn *) bis auf heute treu blieben. Was ſich in der geſunknen Sprache des ſechzehnten und ſiebzehnten Verkehrtes feſtſetzte, nennt man nationale deutſche Entwickelung; wer das glaubt, darf ſich getroſt einen Zopf anbinden und Perücke tragen, mit ſolchem Grund aber jedwedes Verſchlimmern unſrer Sprache und Literatur gut heißen und am beſſer werden verzweifeln.

Dies alles rede ich in einer deutſchen Academie und würde es ihr ans Herz legen, wenn der rechte Augenblick dazu jetzt ſchon gekommen ſchiene. Es iſt allgemein bekannt, wie nach Wiederherſtellung der claſſiſchen Literatur überall in Europa gelehrte Geſellſchaften entſprungen, die mit Ausſchluß der Theologie und Jurisprudenz, vorzugsweiſe auf den Betrieb der Philologie, Philoſophie, Geſchichte und Naturwiſſenſchaften gerichtet wurden. In erſter Reihe ſtand aber Philologie und nichts lag dieſer näher, als die Grundſätze, welche aus dem neuerſtandnen und gereinigten Studium der claſſiſchen Sprachen geſchöpft wurden, auch auf die Landesſprachen anzuwenden. Wie ſollte ein ſich ſelbſt fühlendes Volk nicht unmittelbar angetrieben werden, was es in den herrlichen Sprachen des Alterthums anſchaut und ergründet, auch ſeiner eignen, deren es ſich für den lebendigſten Ausdruck ſeiner Gedanken bedienen muß, angedeihen zu laſſen? Eine auffallende, in ihren Urſachen erwägenswerthe Erſcheinung bleibt es nun, daß während alle romaniſchen Zungen aus dieſen gelehrten Vereinen Vortheil zogen und zumal in Italien, Spanien und Frankreich für die Auffaſſung und Reinhaltung der Mutterſprache Großes geſchah, daß in den Ländern germaniſches Sprachgebietes nichts geleiſtet wurde, was jenen

*) Es iſt hier natürlich abzuſehn von den Dänen und Litthauern, die ſich von unſerm Laſter anſtecken ließen; Niederländer, Schweden, Finnen, Letten, Slaven blieben rein.

Erfolgen nur von ferne an die Seite treten könnte. Um hier von England, den Niederlanden und Scandinavien abzuſehn, im innern Deutſchland gieng die Sprache nach Luthers Zeit, der ſie noch zuletzt empor gehoben hatte, aller ihrer alten Kraft vergeſſen, unaufhaltſam einer in der Geſchichte der Sprachen ganz unerhörten Verderbniß entgegen, und in unſrer politiſchen Zerriſſenheit und Spaltung wie hätten die gelehrten Geſellſchaften einzelner Landſtriche ſich unterfangen können, aus dem engen Bereich ihnen noch zu Gebot ſtehender Quellen der hochdeutſchen Sprachregel Geltung zu verſchaffen? Niemand wird mir das Beiſpiel einer im ſiebzehnten Jahrhundert entſtandnen und verſchollnen Geſellſchaft entgegen halten, die, wie lucus a non lucendo, ihren Namen davon führt, daß ſie keine Frucht brachte *). Mit weit größerem Recht darf ich an unſere eigne Academie erinnern, die zwanzig Jahre nach dem Erlöſchen jenes Phantoms ausdrücklich für deutſche Sprache mitgegründet ward, was ſich ſchon bei der vaterländiſchen Geſinnung des Mannes, der auf ihre Stiftung entſcheidenden Einfluß übte, erwarten läßt. Leibnitzens Empfehlung veranlaßte, daß ihr auch alsbald ein rüſtiges Mitglied einverleibt wurde, Johann Leonhard Friſch, ein geborner Baier, lange ſchon in Berlin wohnhaft, der mit ſichtbarem Erfolg auf den Anbau unſrer Sprache wirkte, und aus eignen Mitteln ein deutſches Wörterbuch zu Stande brachte, dem ſein bedeutender Werth für alle Zukunft verbleiben wird: daß aber die Academie

*) Weder was Gervinus 3, 176—182 noch jetzt eben Barthold in ſeiner anziehenden und belehrenden Schrift ſagen, kann mich in dieſem Urtheil irre machen. Wie hätte eine ſo pedantiſche, abgeſchmackte Spielerei, die nicht einmal den beſſeren Theil der geiſtigen Kraft jener Zeit, Opitz, Fleming, Gryphius, Logau (vgl. Barthold S. 193. 210. 254. 289) erfolgreich zu gewinnen verſtand, Grundlage des deutſchen Sinns ſein können, der auch ohne ſie harter Prüfung gewachſen war. Schottels brave Arbeit war ganz in ihm ſelbſt empor geſtiegen und wenn die Geſellſchaft darauf irgend Einfluß übte, mag dieſer mehr ſchädlich als heilſam heißen.

selbst bald theilnahmlos für einen ihrer ursprünglichen Hauptzwecke wurde, hat, soviel ich entdecke, seinen Grund in zwei sie nahe berührenden Richtungen der folgenden Zeit. Bei der Umgestaltung, die sie im Jahr 1744 erfuhr, muste sie erleben, daß ihr für ihre Abhandlungen die französische Sprache aufgedrängt wurde, unter deren vorwaltendem Einfluß lange Jahre hindurch Förderung der einheimischen am wenigsten als zeitgemäße academische Aufgabe angesehn werden durfte. Eine andere Ursache ist, scheint es mir, gelegen in dem Aufschwung, den seit den letzten hundert Jahren die exacten Wissenschaften überall in Europa genommen haben. Wenn früherhin Naturforschung und Philologie, wie in den tonangebenden italienischen Academien italienische, auch namentlich deutsche Sprachkunde sich oft gern zu einander gesellten, welches das zuletzt angeführte Beispiel von Frisch bewährt; so ist allmälich den Naturwissenschaften auf der Höhe, zu welcher sie sich gehoben haben, nationale Farbe fast entwichen und sie pflegen heutzutage geringen oder gar keinen Antheil am Gedeihen und Wachsthum unsrer Sprache zu nehmen. Ihre neuen Fünde empfangen außerhalb wie innerhalb Landes gleiche Bedeutung und des Pedantischen, wovon wir Philologen uns noch keineswegs frei fühlen, gehen sie längst baar und ledig.

Neben so empfindlichen, zum Theil fortdauernden Nachtheilen hat sich aber auch ein günstiger Wandel zugetragen, der dem Fortschritt der deutschen Sprache allenthalben und namentlich in unsrer Academie zu statten kommt. Nicht nur daß jene Schranke eines zwängenden fremden Idioms längst wieder aus dem Weg geräumt wurde, es ist auch bereits vor der Zeit, seit welcher ich der Academie anzugehören die Ehre habe, von trefflichen Collegen manche Untersuchung gepflogen worden, die der Geschichte unsrer Sprache und Literatur großen Vorschub thut, und ich kann nicht unterlassen hiermit öffentlich meinen Dank abzustatten dafür, daß mir voriges Jahr gewährt ward, eine Preisaufgabe, meines Wissens in unsrer Academie die erste über einen Gegenstand deutscher Sprache zu stellen, dem ich nicht

geringe Wichtigkeit beilege und den ich zu fruchtbarer Bearbeitung für besonders reif und geeignet halte. Noch höher anzuschlagen als das was bei dem besten Gelingen solcher Arbeiten immer nur vereinzelt dastehn würde ist, daß auch das Volk seine Sprache, und was ihr recht ist, mit anderm Auge zu betrachten beginnt. In unsern Tagen, und wer frohlockt nicht darüber? wird lebhaft gefühlt, daß alle übrigen Güter schal seien, wenn ihnen nicht die Freiheit und Größe des Vaterlands im Hintergrund liege. Was aber helfen die edelsten Rechte dem, der sie nicht handhaben kann? Kaum ein anderes höheres Recht geben mag es als das, kraft welches wir Deutsche sind, als die uns angeerbte Sprache, in deren volle Gewähr und reichen Schmuck wir erst eingesetzt werden, sobald wir sie erforschen, reinhalten und ausbilden. Zur schmälichen Fessel gereicht es ihr, wenn sie ihre eigensten und besten Wörter hintan setzt und nicht wieder abzustreifen sucht, was ihr pedantische Barbarei aufbürdete; man klagt über die fremden Ausdrücke, deren Einmengen unsere Sprache schändet, dann werden sie wie Flocken zerstieben, wann Deutschland sich selbst erkennend, stolz alles großen Heils bewußt sein wird, das ihm aus seiner Sprache hervorgeht. Wie es sich mit dieser Sprache im Guten und Schlimmen bisher angelassen habe, ihr wohnt noch frische und frohe Aussicht bei, daß ihre letzten Geschicke lange noch unerfüllt sind und unter den übrigen Mitbewerbern, wir auch eine Braut davon tragen sollen. Dann werden neue Wellen über alten Schaden strömen.

Die Sprachpedanten. *)

Pedanten und Puristen, was eigentlich eine Brut ist, sind mir oft so vorgekommen wie Maulwürfe, die dem Landmanne zu Aerger auf Feld und Wiese ihre Hügel aufwerfen, und blind in der Oberfläche der Sprache herum reuten und wühlen.

*) Pfeiffers Germania. II. 1857.

Als ich neulich in unserer Academie über das Pedantische in der deutschen Sprache gelesen und mit einer Erwägung geschloßen hatte, in wie fern es im Vermögen der Academie früher lag, noch liegt und künftig liegen kann über unserer Sprache zu wachen (wobei der bescheidenste Anspruch erhoben und gestanden wurde, daß jetzt die Zeit noch unerschienen sei ihn einmal geltend zu machen), fiel es einem der Leute, mit deren Aufsätzen Berliner Zeitungen in die Gelehrsamkeit streifen, ein, den öffentlich bekannt gemachten Bericht der Academie geradezu eines Sprachfehlers zu zeihen. Das war doch unmittelbar nach solchem Anlaß zu arg. Dem pedantischen Gefühl mochte vorschweben, daß es heiße 'deine Augen wachen über mich' und damit jede andere Fügung verurtheilt sei: ich ließ bei Namensunterschrift Folgendes einrücken, von dem ich nur tilge was nicht hierher gehört.

Ein ungenannter Pedant hat aufgeworfen, daß bei Anzeige meiner Vorlesung über deutsche Pedanterei und Barbarei durch ein eignes Spiel des Zufalls stehe 'über der deutschen Sprache wachen'. O nein, es soll so heißen. Von der Welt die bekannteste Sache ist, daß manche Präpositionen doppelten Casus, oft nach leiser Verschiedenheit des Sinns, bei sich haben, unter andern über: der Schmetterling flattert über den Blumen oder über die Blumen, die Fahne weht über dem Land oder über das Land, das Schwert hängt über dem Nacken oder über den Nacken, der Unverstand krittelt über solchen Worten oder über solche Worte, ich bin über dem Buch eingeschlafen oder über das Buch, die Sonne leuchtet über mir oder über mich, der Geizhals wacht über dem Gold oder über das Gold, die Freunde wachten über der Leiche oder über die Leiche. Beim Einschlafen über dem Buch fällt der Nachdruck auf den Lesenden, bei über das Buch fällt er auf das einschläfernde Werk, beim Wachen über der Leiche auf die Wachenden, bei über die Leiche auf den bewachten Gegenstand. Ueber der Sprache wachen heißt bei der Sprache wachen, abstinere a dormiendo, wie ein wachendes Gestirn über der Sprache leuchten; das schien hier besser gesagt, als mit Rücksicht auf den Gegenstand: die Sprache behüten, beschützen.

Rede auf Schiller.

1859.*)

Als Petrarca vor ſchon fünfhundert Jahren von Frankreich aus zu Cöln, damals der größten deutſchen Stadt, unſern Boden betrat, zog ihn ein Schauſpiel an, wie es ſeine Augen nirgendwo erblickt hatten. Es war Johannisabend, er ſah Schaaren des Volks wallen an des Rheines Ufer, zierlich gekleidete, mit Kräutern gegürtete Frauen ihre weißen Arme aufſtreifen und zum Strome tretend unter Geſängen oder leiſe gemurmelten Sprüchen dieſe Kräuter in die Flut werfen. Auf ſein Befragen erfuhr dann der fremde Gaſt, es ſei ein althergebrachter Brauch, den man alljährlich wiederhole, auch in künftigen Zeiten nicht unterlaſſen dürfe. Dem Volksglauben gelte für wahr, daß mit den eingeworfnen, Rheinab fließenden Kräutern (und vermutlich waren dazu beſtimmte auserleſen) alles Unheil des nächſten Jahres weggeſchwemmt werde. Dieſe ſchöne Sitte, deren genaue Schilderung uns entgeht, deren wirkſame Uebung der welſche Dichter vom Rhein auch nach der Tiber verpflanzt wünſchte, iſt dennoch nachher, wie das Meiſte aus unſrer Vorzeit erloſchen; neue Feſte treten an die Stelle der alten. Welchen ausländiſchen Mann nun heute ſein Weg durch Deutſchland an einem oder dem andern Ende geführt hätte, ſeinem Blick wären in allen oder faſt allen Städten feſtliche Züge heiterer und geſchmückter Menſchen begegnet, denen unter vorgetragenen Fahnen auch ein prächtiges Lied von der Glocke erſcholl, ſelbſt dramatiſch dargeſtellt wurde. Der frohernſte Geſang, die gewaltige Faſſung, hätte ihm

*) Gehalten in der feierlichen Sitzung der Königlichen Akademie der Wiſſenſchaften am 10. November 1859.

jeder Mund berichtet, sei von unsrer größten Dichter einem, dessen vor hundert Jahren erfolgte Geburt an diesem Tage eingeläutet und begangen werde. Glocken brechen den Donner und verscheuchen das lange Unwetter. Ach könnte doch auch, wie mit jenen Blumen das Unheil entfloß, an hehren Festen Alles fortgeläutet werden, was der Einheit unseres Volkes sich entgegen stemmt, deren es bedarf und die es begehrt!

Des unsterblichen Sängers uns schon in Vorahnungen einigendes Andenken zu feiern ist die Aufgabe. Wer die Geschichte durchforscht muß die Poesie als einen der mächtigsten Hebel zur Erhöhung des Menschengeschlechts, ja als wesentliches Erforderniß für dessen Aufschwung anerkennen. Denn wenn jedes Volkes eigenthümliche Sprache der Stamm ist, an dem alle seine innersten Kennzeichen sich darthun und entfalten, so geht ihm erst in der Dichtung die Blüte seines Wachsthums und Gedeihens auf. Poesie ist das wodurch uns unsere Sprache nicht nur lieb und theuer, sondern woran sie uns auch fein und zart wird, ein sich auf sie nieder setzender geistiger Duft. Eines Volkes Sprache, welchem keine Dichter auferstanden sind, stockt und beginnt allmälich zu welken, wie das Volk selbst, dem solche Begeistrung nicht zu Theil ward, zurückgesetzt und ohnmächtig erscheint gegenüber den andern sich daran erfreuenden. Der einzelne Dichter ist es also, in dem sich die volle Natur des Volks, welchem er angehört, ausdrückt, gleichsam einfleischt, als dessen Genius ihn die Nachwelt anschauen wird, auf den wir Mitlebenden aber schon mit den Fingern zeigen, weil er unsere Herzen gerührt, unsern Gedanken Wärme und kühlenden Schatten verliehen, einen des Lebens Geheimnisse aufdrehenden Schlüssel gereicht hat. Diese Sätze sind genau und nichts läßt sich davon abdingen, doch ruht aller Nachdruck im heimischen Grund und Boden, dem sich kein auf ihm geborner Mensch entzieht und den fremde Fußtritte entweihen. Fremde Dichter können uns lange gefallen, sie waren aber immer noch nicht die rechten, und sobald der rechte in unsrer Mitte erschienen ist, müssen sie weichen. Auf weltbürgerlicher

Stelle mag ich bewundern was das Ausland, was das Alterthum erzeugte, von Kindesbeinen an ſtehen uns griechiſche und römiſche Muſter als Mahner oder Hüter zur Seite, ſie dringen uns das ungeheuchelte Bekenntniß ab, daß nichts darüber hinausgehe, und doch fühlen wir unermeßliche zwiſchen ihnen und den Forderungen unſers eignen Lebens zurückbleibende Kluft. Einer unſrer alten Dichter, als er eben die Herrlichkeit vergangner, nie wiederkehrender Zeit geſchildert hat ruft aus: ich möchte doch nicht dabei geweſen ſein, wenn ich jetzt nicht wäre! Damit erkennt er das Recht und den Vorzug der Gegenwart an, die uns zu Anderm hintreibt, zu Anderm rüſtet und waffnet, durch Anderes erhebt und erſtärkt als die Vergangenheit. Wer wollte den alten Dichtern anhängen, wenn er die neuen um ſie müſte fahren laſſen.

Längſt waren uns Sprache und Dichtkunſt der eignen frühen Vorzeit ausgeſtorben und nur Trümmer ſind davon übrig geblieben, die lebensvollen Gedichte des Mittelalters drückte träge Vergeſſenheit; als endlich der Staub wieder von ihnen abgeſchüttelt wurde, vermochten ſie nicht mehr warm an das Volk zu treten, aus deſſen Augen das Bild einer großen einheimiſchen Poeſie entſchwunden geweſen wäre, hätten es nicht plötzlich zwei faſt unmittelbar am Horizont des vorigen Jahrhunderts aufleuchtende Geſtirne hergeſtellt und unſern Stolz von Neuem emporgerichtet. Ohne ſie hätte unſere Literatur doch nur niedere Stufen einnehmen können, durch ſie iſt ſie zu den höchſten erhoben worden. Nach langem Ausruhen brachte die Natur dieſe beiden Genien hervor, deren Glanz ſich über die Grenzen ihres Vaterlandes, über das geſammte Europa ausbreitet, das ihnen nichts mehr an die Seite zu ſtellen hat; ihre Werke ſind bereits vorgedrungen in alle Sprachen, denen heute die Macht lebendiger, ausgebildeter Rede beiwohnt. Was braucht es mehr?

Göthe und Schiller ſtehen ſich ſo nahe auf der erhabnen Stelle, die ſie einnehmen, wie im Leben ſelbſt, das ſie eng und unauflöslich zuſammen verband, daß unmöglich fiele in der Be-

trachtung sie von einander zu trennen. Zwar geht Göthe an Alter seinem Genoß um zehen Jahre voraus und überlebte den zu früh Geschiednen noch zwanzig Jahre hin. Nachdem, wie zu geschehen pflegt, sie erst eine Zeitlang sich nicht näher getreten und fast aus dem Wege gewichen waren, wurde ihr Beisammensein wiederum ein volles Jahrzehend desto vertrauter und gewissermaßen sich bedingend. Hatte Göthe anfangs Schillers treibende Kraft gemieden, Dieser in Jenes Ruhe sich nicht gleich finden können, so äußerten hernach Beide in ergibigster Fruchtbarkeit ihrer Werke begriffen, wechselsweise förderlichen, für unsere Literatur den heilsamsten Einfluß aufeinander. In Vielem einverstanden oder auch sich verständigend wandelte Jeder von ihnen seine eigne Bahn, und je sichtbarer diese abwichen desto mehr ist ihnen gelungen sich auf das Erfreulichste auszufüllen und zu ergänzen.

Selten wol fließen dem Beobachter eines großen Dichterlebens so nachhaltige und ungetrübte Quellen wie für sie Beide. Nicht nur in ihren manigfachen Werken ist eine Fülle von Aufschlüssen über das was sie bewegte enthalten, sondern ihre Briefe, die man der Welt mit vollem Fug nicht versagt hat, gewähren die lautersten und willkommensten Bekenntnisse. In Göthes Dichtung und Wahrheit aus seinem Leben, in dieser unvergleichlichen Selbstschilderung reihen sich kostbare Nachrichten über das von früher Jugend her Erlebte an Mittheilungen die er uns von seinen Freunden und Bekannten macht, schade nur, daß sie gerade für die Zeit des engen Bundes mit Schiller versiegen. Beide Dichter, in dem weiten Umfang ihrer vielseitigen und unerschöpflichen Gaben sind sodann auch von einsichtigen Männern so fruchtbar verglichen und erwogen worden*, daß es schwer halten müste den Ergebnissen solcher Forschungen Neues oder Wichtiges hinzu zu fügen, ihre Gedichte sind uns nun so geläufig,

*) Am Geistreichsten von Gervinus im fünften Bande, der Krone seines Werks.

daß es schwer wäre am heutigen Tage schlagende Stellen aus ihnen anzuführen, die nicht allerwärts in Mund oder Gedanken schwebten. Nur darf eins dazu beherzigt werden. Wie bei genauer Zergliederung jedes in seiner Art vollkommnen und musterhaften Gegenstandes nothwendig einzelne Unebenheiten und Mängel erscheinen, wird auch der am edelsten und glücklichsten gebildete Mann doch hin und wieder Schwächen kund geben und selbst damit den wahrhaft menschlichen Grund und Beruf seines lebendigsten Wesens nicht verleugnen. Diese Fehler oder Narben pflegen aber allmälich zurückzutreten und mit dem Glanz seiner vorragenden Eigenschaften zu verwachsen, so daß sie der Schönheit und Würde des Ganzen weiter keinen Abbruch thuend die Zutraulichkeit des uns vortretenden Bildes noch ausbündiger machen.

Ohne Zweifel äußern Landesart und in frühen Jugendjahren eingesogne, um nicht zu sagen angeborne Gewöhnungen in dem übrigen Leben unauslöschliche Wirkung; deshalb liegt es für die nähere Beleuchtung der Eigenthümlichkeit beider Dichter nicht ab von einem landschaftlichen Unterschied auszugehn. Riehl in seinem schönen Buche von den Pfälzern, in welchen er fränkisches und alemannisches Blut, doch mit Vorgewicht des ersten, gemischt findet und absondert, hat den heutigen Franken für rührig, geschmeidig, lebensklug erklärt, den Alemannen, von Schwaben bis in die Schweiz hincin, für stolz, trotzig, grübelnd, demokratisch. Nun erscheint uns auch Schiller ein empfindsamer, phantasiereicher, freidenkender Schwab, Göthe ein Franke mild, gemessen, heiter, strebsam, der tiefsten Bildung offen. Man darf weiter gehen und diese Beiwörter zunächst noch in andere ihnen entsprechende oder verwandte umsetzen, Jenen sehen wir dem sentimentalen, dramatischen Element, Diesen hingegen dem naiven und epischen zugewandt, Schiller wird idealistisch, Göthe realistisch gesinnt, Schiller farbiger, Göthe einfacher heißen dürfen und sollte hier einmal eine Aehnlichkeit aus unsrer älteren Poesie anschlagen, so würde sich Göthes kristallene Klarheit mit Gotfrieds von Straßburg, Schillers geistiger Aufflug mit dem

Wolframs von Eſchenbach wol vergleichen laſſen. Bedeutſam aber und aufs Glücklichſte vermittelnd war, daß ſie Beide nach Thüringen gezogen wurden und in dieſem mehr als ſonſt ein andres deutſches freundlichen und anmutenden Lande ihr Leben zubrachten, gerade wie ſchon im Mittelalter der thüringiſche Hof deutſche Sänger aller Gegenden um ſich verſammelt, in Schutz und Pflege genommen hatte. Sodann erklärt ſich, warum in Süddeutſchland Schillers, beſonders die früheren Gedichte großen Anklang, die von Göthe ausgedehnteren Beifall im mittleren und nördlichen Theile fanden, eigentlich aber wurde die Poeſie beider Dichter zuſammen bald die wohlthätigſte Einung aller Enden des Volks, ein wahrer Schlußſtein für die längſt entſchiedne fortan unabänderliche Herrſchaft des hochdeutſchen Dialects. In hochdeutſcher Sprache geht gewiſſermaßen auf was in den übrigen Mundarten ſich entgegentrat, und in Göthes und Schillers Gedichten ſind ja auch die eben an ihnen wahrgenommnen Gegenſätze vielfach geſchwunden, ſo daß, andere Schriftſteller hinzugehalten, Dieſer naiv und Jener ideal erſcheinen muß.

Wie erſchüttert und aufgerührt von den mannigfaltigſten Eindrücken des äußeren Lebens, von den inneren Regungen der Literatur war die Zeit, in welcher dieſe Dichter, jung und freudig, ihre Schwingen entfalteten und empor hoben. Unſer darauf gefolgtes Geſchlecht, wahr iſts, hat ſchwerere und größere Tage geſehn, wir waren gebeugt unter Feindes Joch und unſer Nacke gieng wieder frei daraus hervor, unſere Geſchicke liegen unerfüllt, aber wir ſtehen geſtärkt und ſchauen in Zuverſicht dem Künftigen entgegen. Damals im zweiten Theil des vorigen Jahrhunderts lebten alle Gemüter noch ſorglos auf ſchwankender Decke der Erwartungen, auf flutender See heißer, unſicherer Wünſche. Noch unverhallt war der Jubel, daß Preußens großer König die Uebermütigen zu Paaren getrieben und Deutſchlands eigne Kraft lebendig behauptet hatte; dann trat die Befreiung Amerikas dazwiſchen, von Frankreich her am fernen Himmel und immer näher begann der Donner ſeiner Umwälzungen zu

rollen. In der Literatur war auf den enthuſiaſtiſchen Klopſtockiſchen Zeitraum, der unſrer Sprache Adel und Selbſtvertrauen eingehaucht doch mit dem Erhabnen zu verſchwenderiſch Haus gehalten hatte, Leſſings tiefere Einwirkung erfolgt, vor der eine Schaar von verjährten Irrthümern die Segel ſtreichen muſte, die geiſtige Unabhängigkeit des Volks war von Grund aus neu gefeſtigt, auf die Lauterkeit des claſſiſchen Studiums und zugleich auf das heimiſche Alterthum gedrungen, wenn auch nicht mit zureichenden Mitteln. Die Bekanntſchaft mit Shakeſpeare, die Verdeutſchung Homers, die Entdeckung Oſſians ſteigerte und verbreitete auf Weg und Steg einen überſtrömenden Wechſel aller Eindrücke, Kants männlichſtrenge Philoſophie fieng an die empfängliche Jugend auch wieder abzutrocknen und ernſt zu ſtimmen. Als nun Göthe und nicht lange hernach Schiller im eigentlichen Sinne dieſes ſchönen Worts erſchienen und unter uns wandelten, zeigte ſich wohin ihr Fuß getreten war, lebendige Spur; dieſe Kraft war noch unbändig und ungeheuer, ſie begann ſich bei Göthe bald, bei Schiller langſam zu beſchwichtigen und dann je länger je mehr ungeahnte Wunder auszurichten. Das aber war vom erſten ihrer Erzeugniſſe an nicht zu verkennen und wurde bis in ihre letzten fortgefühlt, daß hier Reichthum der Gedanken, Wärme der Empfindung, Leichtigkeit des Auffaſſens und außerordentliche, vorher noch gar nicht dageweſene Sprachgewalt zuſammentrafen.

Wir rühren wieder die uralten zwei Hauptgattungen der Poeſie an, in welchen ſie ſich neue Bahn zu brechen hatten, Epos und Drama, denn von der lyriſchen Dichtung, deren Quelle ſich zu keiner Zeit ſtopfen ließ, wird weniger zu reden nöthig ſein. Nun iſt es wahr, daß der durchſichtige, nie ſtill ſtehende Fluß eines gewaltigen Ereigniſſes, von dem einmal das Volk durchdrungen geweſen ſein muſte, hinter welchem Strom der Dichter ganz verſchwindet, unſrer neuen Zeit viel weniger zuſagt. In dem Drama tritt uns die Begebenheit ſelbſt unmittelbar und leibhaftig vor Augen, ſo jedoch daß ſie nicht

einfach einher ſchreite, ſondern mit und aus allen innern, ſich ſonſt bergenden Triebfedern enthüllt werde, d. h. ſie muß geſchürzt ſein und Löſung empfangen. In ſolchem Schürzen oder Verflechten liegt eben der ganze Reiz der Handlung, ſei es daß der Knote aus einander entwirrt oder von der Hand des Schickſals durchhauen werde, die dramatiſche Verflechtung iſt es, die den Zuſchauer einnimmt und ſeiner ſelbſt vergeſſen macht, ohne ſie würde er gar nicht in Spannung gerathen noch darin dauern. Hinter jeder Rolle ſteckt und ſteht aber der Dichter.

Es ſei geſtattet einen Augenblick und ganz kurz den Blick rückwärts nicht weiter als in den Beginn des vorigen Jahrhunderts zu richten. Wenn man Gellerts poeſieloſe Orgons und Damonsſtücke lieſt (und ich leſe ſie ſchon der ſauber gehaltenen Sprache wegen nicht ohne Vergnügen), ſo zeigt ſich darin, ſelbſt in ſeinen Schäferſpielen, dramatiſches Geſchick. Vollen Gegenſatz zu ihm macht Klopſtock, dieſer geniale Dichter konnte ſich nie aus dem Pathos losreißen und ſeine bibliſchen Trauerſpiele wie die Hermannſchlacht ſind immer undramatiſch, die gemiedenen Verſe ſtatt der gewählten Proſa, woneben er unaufhörlich Oden einſchaltet, würden ihm weniger hinderlich ſein. Die Hermannsſchlacht gemahnt dennoch zuweilen an Göthes Götz, dem ſie nur ein paar Jahre vorausgieng. Deſto entſchiedner und von eingreifender, hinhaltender Wirkung iſt Leſſings hohe Gabe, bei ihm ſind nicht bloß Funken, die Flamme des Drama glüht bis herab auf ſeine unnachahmlichen Bedienten- und Zofenrollen, die er ſo fein aus dem Leben greift, während in Minna, Emilia und im Nathan durchgehends eine bisher unerhörte Kraft der Verwicklung bewundert werden muß. Sichtbar zu ſehen iſt ſchon in Schillers Fiesko Einfluß der Emilia, noch ſtärkern hatte Nathan auf Don Carlos, das erſte von Schiller in Verſen geſchriebne Stück, und dieſe Verſe, ſo weit hinter den flüſſigen der Braut von Meſſina ſie bleiben, ſind doch beträchtlich beſſer gebaut als die Leſſingiſchen. An ſich aber that ſeiner ausnehmenden dramatiſchen Begabung gleich von Anfang an die pro-

saische Form weder in den Räubern noch in Kabale und Liebe den geringsten Eintrag; in allen Tragödien, die er dichtete, liegt sie eben so ungeschwächt am Tage, ja der von ihm widerwillig vollendete, vielmehr liegen gelassene Roman des Geisterſehers erregt durchgehends anhaltende draſtiſche Spannung. Man kann nur sagen, daß Schiller im Wallenstein, zumal dem Lager, hernach im Tell die höchsten Ziele erreichte und wahre Befriedigung zu Wege bringt; nicht ganz gleich stehen ihnen Maria Stuart, die Jungfrau und die Feindlichen Brüder, zum Theil aus Gründen, die hier unerörtert bleiben müssen; es ist kein Zufall (wie der freilich große, daß er auf einen und denselben Tag mit Luther geboren war), daß auch ohne es zu wissen, noch darauf auszugehn, die einheimischen Stoffe ihm allermeist, minder die aus fremder Geschichte entlehnten gelangen. Für Komödie zeigte er weder Neigung noch Beruf, er war vollkommen ein tragischer Dichter. Was aus seinen unvollendet hinterlassenen, fast nur entworfnen Stücken, dem Demetrius, Warbeck und den Malteſern geworden wäre, steht kaum zu ermessen, nach dem eben vom deutschen Stoffe Gesagten, nach der Langsamkeit, womit er über diesen Entwürfen brütete, aber läßt sich annehmen, daß uns weit ein größerer Verlust betroffen hätte, wenn Wallenstein liegen geblieben wäre.

Zum Wallenstein hat ihn auch Göthe mit Rath und That ermuntert, wie er ihn nachher bei allen seinen späteren Arbeiten unterstützte. Dieſer mächtige Geist, dessen Ueberlegenheit zu fühlen und anzuerkennen Schillern gar nichts kostete, so sehr ihm anlag seine eigne, besondre Natur fest zu halten, war von Grund aus ein andrer, verschiedner. Göthe gab sich lieber der behaglichen Erzählung hin, als daß es ihn auf tragische Anhöhen getrieben hätte und selbst in seinen Dramen, die einem solchen Ausgang entgegen geführt werden, hört man nicht so oft den Boden schüttern und dem Schlusse nahe das Gebälk der Fabel krachen, als es der Tragödie gemäß gewesen wäre. Schon im Götz, der ersten aller seiner großen Conceptionen, die los gelassen

iſt und ungezähmt gleich den Räubern, wohnt viel ein milderes, ſchöneres Maß, und drei oder vier Umarbeitungen, die der Dichter zu verſchiedner Zeit damit vornahm, um das Werk bühnengerecht zu machen, dieſer fortgeſetzte, jedesmal anziehende Verſuch des Umgießens bezeugt es, wie ſchwer Göthe von den undramatiſchen Beſtandtheilen abließ, deren das Stück voll war, das ſich auch nicht auf den Brettern behaupten konnte. Nicht eben anders ſind im Egmont, den Schiller einmal unſchonend für das Theater zuſchnitt, die Auftritte aneinander gereiht, und Taſſo, an Empfindungen des Dichters ſo reich und in deſſen Innerſtes Blicke werfend, hat nur ſchwach wirkende dramatiſche Handlung, in der Iphigenie iſt ſie bedeutender und wie mild glänzt der Dichtung Schluß. In der Eugenie hingegen folgen die einzelnen Scenen unverflochten hintereinander und kein anderes Werk Göthes iſt kälter aufgenommen worden, obſchon es die Fülle von wahren Betrachtungen und Empfindungen über die Weltlage enthält, es ſollte weiter fortſpinnen und der Plan liegt uns vor, die Ausführung unterblieb; einige kleinere, ältere Stücke, die Mitſchuldigen oder die Geſchwiſter ſind dramatiſcher entwickelt. Ganz ſeinem epiſchen Trieb überließ ſich Göthe in Hermann und Dorothea oder ſelbſt im Reineke, welchem das gangbare niederdeutſche Gedicht überall Grundlage bot; Unausführbares zu wagen war ſonſt des Dichters Sache nicht, nur daß er eine Achilleis begann, die beim erſten Geſang ſtehen geblieben iſt und von der man ſagte, daß ſie keinen Vers enthalte, den Homer hätte können brauchen, auch eine früher gewollte Nauſikaa kam nicht zum erſten Angriff. Von Schiller iſt zwar berichtet, daß er epiſche Gedichte zu verſuchen gedachte, bald Friedrich den Großen, hernach Guſtav Adolf beſingen wollte, er hat nicht einmal Hand angelegt, wol aber nicht unterlaſſen ſeinen Freund zu Hermann und Wilhelm Meiſter aufzumuntern, über deſſen Anlage und Abfaſſung der Briefwechſel beider Dichter reichliche Mittheilung enthält. Was ſoll man von dem großartigſten aller Gedichte Göthes überhaupt ſagen, das zu gewaltig iſt, um in irgend

einen andern Rahmen zu gehen? ich meine Fausts ersten Theil, den er selbst nicht zu vollenden vermochte, wie er begonnen war, und welchen die fernste Nachwelt anstaunen wird; für ihn gibt es keine Regel als die selbsteigne, in ihm mangeln auch höhere dramatische Kunst und Vollendung nicht. Es ist aber auch einzusehen, daß in den Götheschen Romanen, an die wiederum ihr eigner Maßstab will gelegt sein, namentlich im Meister und in den Wahlverwandtschaften, die Erzählung von kunstreich und lebendig, beinahe wie im Drama waltenden Elementen gestützt und getragen großen Aufwand und Gelenksamkeit der Verwickelungen entfaltet, obschon ein epischer Ton vorherrscht, von dessen Anmut in Schillers Geisterseher so gut wie gar nichts zu spüren war. Vorhin wurde in Schiller der sentimentale, in Göthe der naive Zug angenommen, womit zusammenhängen dürfte, daß Jenem im voraus die Darstellung von Männern, Diesem die der Frauen gelingt, eben weil die Frau gern naiv oder nach Kants Ausdruck empfindlich bleibt, der Mann leicht empfindsam wird. Mit Gretchen, Käthchen, der Mignon und Ottilie läßt sich nichts bei Schiller vergleichen, der hoch die Würde der Frauen sang, wogegen Göthes Egmont, Brackenburg, Meister, Eduard schwächere Naturen sind als Wallenstein und Tell. Daher rührt, daß Frauen stärker von Schillers Männern, Männer von Göthes Frauen sich angezogen fühlen. Ueberhaupt betrachtet erscheint das tragische Talent in Schiller entschiedner und größer als in Göthe, der vielleicht, wenn er sie hätte anbauen wollen, zur Komödie bedeutendes Geschick gehabt hätte.

Bei Göthe überwog die Anziehungskraft der Natur und er hat auf Pflanzen, Steine, Thiere und auf die Physiologie insgemein lange, ernste Studien gerichtet, die Farbenlehre muste ihn mitten unter Philosophen und Naturforscher leiten, die hier seinen Beobachtungen und Ergebnissen fast zu wenig einräumen. Schiller dagegen, obgleich er anfangs Medicin studiert und getrieben hatte, was nicht ohne Einfluß auf seine Entwicklung blieb, fühlte sich zu Geschichte, Politik und zu philosophischem Nachdenken

aufgelegt. Der Geschichte führte ihn schon seine äußere Stellung nachher in Jena entgegen und beim Fiesco, Carlos, Wallenstein und den meisten übrigen Dramen hatte es vielfacher historischer Forschung bedurft; es ist wahr, daß er gern wieder davon abbrach, sobald das Nöthige erlangt war und er ausschließlich zur dramatischen Arbeit selbst zurücklenken konnte. Die historische Schule gesteht ihm in ihrem Fach nichts Eigenthümliches von Werth und Gehalt zu, ist aber doch nachzugeben gezwungen, daß eben durch ihn in Deutschland der geschichtliche Vortrag lebendiger und daß dem großen Publicum vorher wenig bekannte Gegenstände, die Begebenheiten des Abfalls der Niederlande und des dreißigjährigen Krieges nunmehr geläufiger wurden, was sodann auch gründliche Forschung anderer Gelehrten zur Folge haben muste. Grüner in seinem Briefwechsel mit Göthe erzählt, daß er Diesem einmal den dreißigjährigen Krieg habe leihen müssen, hernach ihn bis zu Thränen darüber bewegt angetroffen habe: durch erneute Lesung des Buchs mochte das Andenken an den verstorbnen Freund überaus lebhaft erregt worden sein. Bemerkenswerth ist, welchen unverwischbaren Eindruck die dramatische Ausprägung historischer Gestalten überhaupt hinterläßt, so wie Shakspeare englische Könige, Schiller Wallenstein, Tell, Maria, Johanna dargestellt haben, haften sie in der Leute Gedanken, allen Erinnerungen der Geschichtsforscher zum Trotz. Die Eingebung des Dichters schreitet über diese hinaus und es kann nicht anders sein, auch die griechischen Tragiker haben Gewalt über das was wirklich geschah und geben uns gleichsam eine verklärte, höhere Wahrheit.

Das Gebiet der Philosophie beschritt Schiller, nachdem ihm schon früher Spinoza zu thun gemacht hatte, mit größerem Eindruck und Erfolg, seit, wie bereits oben erwähnt wurde, Kants Lehren sich immer stärker Bahn brachen, namentlich in Jena durch Reinhold verbreitet waren. Die Kritik der ästhetischen Urtheilskraft veranlaßte Schillers Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen und hernach die schöne Abhandlung über

Digitized by Google

naive und ſentimentale Dichtkunſt, worin, was bereits Gervinus angemerkt hat, der volle Gehalt des bald darauf herrſchend werdenden Unterſchieds zwiſchen claſſiſcher und romantiſcher Poeſie ſteckte. Dieſe bedeutungsvollen, von lebhafter Denkkraft zeugenden Grundlagen ließen ſich gern auf Anwendungen, wie ſie nur der Dichter machen konnte, ein, ſie waren es, die Göthes Aufmerkſamkeit nicht entgiengen und den engen Bund beider Männer heranführten. Schiller, dem es nicht an Kants Gerüſte genügte, ſtrebte deſſen Abſtractionen objectiver zu machen und die reine Speculation auch mit den Stoffen und Formen zu paaren; dieſe Ergebniſſe wurden ſein völliges Eigenthum und giengen weiter als der Königsberger Weltweiſe vordringen konnte, der ohne eigentliche und genaue Bekanntſchaft mit den Dichtern war. Poeſie und Philoſophie, finde ich, haben ein großes Merkmal zuſammen gemein, das daß ſie Werkzeug und Ausrüſtung bei ſich ſelber tragen, nicht wie andere Wiſſenſchaften erſt auf äußere Quellen und Vorgänger zurückzuſchauen brauchen. Jeder wahre Philoſoph muß immer von vornen anfangen, ſein Syſtem auf eigene Hand und Unterlage errichten, ohne die es bald wanken und zuſammenbrechen würde; der Dichter hat nicht lange Vorbereitung nöthig, keine Buchgelehrſamkeit noch Zulieferung, plötzlich hebt er ſeine Stimme und aus ſeiner Kehle ſchallt was ihm der Genius eingab, ihm mag das erſte, zweite und alſobald das dritte Examen geſchenkt werden, damit nicht die Prüfer vor dem Geprüften den Kürzern ziehen müſſen. Neben dieſer weſentlichen Unmittelbarkeit und dem autokratiſchen Gehalt aller dichteriſchen und philoſophiſchen Schöpfungen erſcheint aber der wichtige Unterſchied, daß dem Dichter auch eine ſofortige Einwirkung auf das Volk zuſteht, dem Philoſoph nur eine langſamere geſtattet iſt. Denn Jener geht gerades Weges auf das Gemüt der Einzelnen los, die philoſophiſche Lehre hat gleichſam erſt Zwiſchenräume zu durchdringen und läuft Gefahr, ſich in zunftmäßigem Dogmatismus unterdeſſen abzuſchwächen. Auch Dichterſchulen entſpringen, ſind aber ſtets ohne nachhaltigen

Einfluß und nach überſtandener Langweile faſt unſchädlich geblieben. Ariſtoteles, der harte Kopf, wurde noch bis in das Mittelalter hinein von den Mönchen geleſen, welche Frucht durfte er damals bringen? Beſſer, den ſie nicht mehr faſſen konnten, er wäre vollends aus ihrer Hand geblieben zu einer Zeit, wo Homer und die griechiſchen Tragiker in langem, dumpfem Schlummer lagen, der beim Wiedererwachen der Claſſiker ihrer ewigen Friſche nichts benahm.

Vielfach iſt der Glaube unſrer beiden großen Dichter ſchnöde verdächtigt und angegriffen worden von Seiten Solcher, welchen die Religion ſtatt zu beſeligendem Friede zu unaufhörlichem Hader und Haß gereicht. Zu den Tagen der Dichter war die Duldung größer als heute. Welche Verwegenheit heißt es, dem der blinder Gläubigkeit anheim fiel oder ſich ihr nicht gefangen gab, Frömmigkeit einzuräumen und abzuſprechen; der natürliche Menſch hat, wie ein doppeltes Blut, Adern des Glaubens und des Zweifels in ſich, die heute oder morgen bald ſtärker bald ſchwächer ſchlagen. Wenn Glaubensfähigkeit eine Leiter iſt, auf deren Sproſſen empor und hinunter, zum Himmel oder zur Erde geſtiegen wird, ſo kann und darf die menſchliche Seele auf jeder dieſer Staffeln raſten. In welcher Bruſt wären nicht herzquälende Gedanken an Leben und Tod, Beginn und Ende der Zeiten und über die Unbegreiflichkeit aller göttlichen Dinge aufgeſtiegen und wer hätte nicht auch mit andern Mitteln Ruhe ſich zu verſchaffen geſucht, als denen die uns die Kirche an Hand reicht? Jedermann weiß daß Leſſing, ſich aus den Bedenken windend, oft ganz unverhalten redet, auf ihn geht die Bezeichnung eines Freigeiſtes oder Freidenkenden vollkommen ſo rühmlich als zutreffend, da ſie ihrem Wortſinnne nach etwas Edles und der Natur des Menſchen Würdiges ausdrücken, dem mit freien, unverbundenen Augen vor die Geheimniſſe der Welt und des Glaubens zu treten geziemt. Warum verkehren und verunſtalten ſich doch die beſten, reinſten Wörter! Göthe hat ſich an zahlloſen Stellen, die hier nicht auszuwählen wären, zumeiſt im Fauſt,

Digitized by Google

über die Höhen und Tiefen unſeres Daſeins mit voller Kühnheit dargegeben, anderemal wo es der Zweck ſeiner Mittheilungen erbrachte, ſcheu und behutſam, ſein Meiſter birgt Schätze von Enthüllungen in kräftiger und bläſſerer Dinte geſchrieben; man muß von ſich ſelbſt abtrünnig geworden ſein, um wie Stolberg ſolch ein Buch, nach Ausſchnitt der Bekenntniſſe einer ſchönen Seele, fanatiſch den Flammen zu überliefern. Aus Stellen des dramatiſchen Dichters läßt ſich ja eigentlich kein Beweis gegen ihn ſelbſt ſchöpfen, weil er in Rolle der verſchiedenſten Perſonen redet, deren Geſinnung er uns aufdecken will, in die er ſich verſenkt hat, und warum ſollte einen Dichter nicht auch ſonſt Luſt oder Bedürfniß anwandeln ſich in Empfindungen andrer Menſchen zu verſetzen, die lange noch nicht ſelbſt ſeine eignen ſind, dann aber auch nah an dieſe ſtreifen? In den drei Worten des Glaubens und den drei Worten des Wahns läßt Schiller unverſchleierte Blicke in ſein Innerſtes werfen, ſchmerzhaft elegiſche Töne beſingen die Götter Griechenlands und den Untergang der alten Welt, während der Eiſenhammer und der Graf von Habsburg ſich auch in die Wunder der chriſtlichen Kirche finden. Doch hat ihm dieſe liebevolle Hingabe an den Gegenſtand nirgends den freien Weg ſeiner Gedanken verſchlagen, im Gegenſatz zu Philoſophen die ſich darauf einlaſſen die Lehre der Offenbarung mit ihrem eignen Syſtem zu verſchmelzen und dann verlorne Leute ſind. Unter der Ueberſchrift 'Mein Glaube' dichtete Schiller:

Welche Religion ich bekenne? 'Keine von allen,
Die du mir nennſt'. Und warum keine? 'Aus Religion'.

die Religion lebt in ihm und die lebendige iſt auch die wahre, vor ihr kann nicht einmal von Rechtgläubigkeit die Rede ſein, weil ſcharfgenommen alle Spitzen des Glaubens ſich ſpalten und in Abweichungen übergehen. Aus Männern deren Herz voll Liebe ſchlug, in denen jede Faſer zart und innig empfand, wie könnte gekommen ſein, das gottlos wäre? mir wenigſtens ſcheinen ſie

frömmer als vermeinte Rechtgläubige, die ungläubig ſind an das ihn immer näher zu Gott leitende Edle und Freie im Menſchen.

Nicht anders und faſt ebenſo wird es um die Vorwürfe ſtehen, die man wider die Vaterlandsliebe und politiſche Reife der beiden Dichter ausſtreut. Schillers feurige Jugend hätte gern auch in die Räder des raſchen Lebens mit eingegriffen und er fühlte ſich gleich vielen Andern ſeiner Zeit vom Ausbruch der franzöſiſchen Bewegung entzündet; ſeine Räuber, ſein Fiesco glühten ſchon früher für Freiheit und Menſchenwohl, im Poſa, der den Held des Stückes überflügelte, ſteht ſein damaliges Weltideal. Als ſein Geiſt ſich geklärt und gekühlt hatte, ſehen wir ihn allerwärts für Ordnung und Vaterland begeiſtert in die Schranken treten:

Heilge Ordnung, ſegensreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frei und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungeſellgen Wilden,
Eintrat in der Menſchen Hütten,
Sie gewöhnt zu ſanften Sitten
Und das theuerſte der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande.

im Tell läßt er Attinghauſen ausrufen:

Die angebornen Bande knüpfe feſt,
Ans Vaterland, ans theure ſchließ dich an,
Das halte feſt mit deinem ganzen Herzen!
Hier ſind die ſtarken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt ſtehſt Du allein,
Ein ſchwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Für deutſche Freiheit war Wallenſtein und Tell entworfen, über deſſen That ſich Stanzen, die das dem Kurfürſten Erzkanzler überreichte Exemplar begleiteten, treffend ausſprachen. Der allgemeine menſchliche Jubel, den die Chöre des Liedes an die Freude anfachen, wird nie erlöſchen. Zu dieſen und ſo großen Wirkungen reicht Göthe nicht an. In Hermann und Dorothea

iſt ein liebliches Bild des nach zerſtörendem Krieg wieder einkehrenden Friedens und des Vaterlandes Preis gedichtet. So wenig abgewendet von Deutſchland hatte den Dichter der ihn entzückende Aufenthalt in Italien, daß er auch dort ſeine begonnenen edlen Werke immer bedachte und fortführte, gleich nach ſeiner Heimkehr ſie zu veröffentlichen begann, und der Dichter, der uns 1790 den Fauſt gab, wäre nicht der allerdeutſcheſte geweſen? Niemals iſt in beiden Dichtern der leiſeſte Zwieſpalt über politiſche Meinungsverſchiedenheit wahrzunehmen, ſie waren ihres Strebens für unſere Nation ſo ſicher und ſich ſo bewuſt, daß davon keine Rede gewechſelt zu werden brauchte.

Faſt nur ihrer großen Dichtungen wurde bisher gedacht, noch nicht ihrer lyriſchen Gedichte und Romanzen. In ſchlanken, blanken Liedern iſt Göthe unbedenklich überlegen, im Balladenton weichen beide Freunde ſehr von einander ab. Schiller hat eine ganz eigne elegiſche Stimmung, die auch den Leſer ſchwermütig macht, Göthes Elegien nähern ſich ſchon in ihrer Form der ruhigen claſſiſchen Weiſe; aber die reizenden Lieder, welche anheben:

Iſt der holde Lenz erſchienen?
Hat die Erde ſich verjüngt?
oder Seht ihr dort die altergrauen
Schlöſſer ſich entgegen ſchauen
Leuchtend in der Sonne Gold?
oder Priams Feſte war gefallen,
Troja lag in Schutt und Staub;
oder Freude war in Trojas Hallen,
Eh die hohe Feſte fiel;

in ihrem lieblichen trochäiſchen Fluß üben unwiderſtehliche Anziehungskraft und ſind unſerer jetzigen Bildung vollkommen angemeſſen; in den Göthiſchen Romanzen ſchlägt dazwiſchen noch die ergreifendere Volksweiſe an. Die Glocke, deren Preis gleich Eingangs ausgeſprochen wurde, iſt das Beiſpiel eines unvergleichlichen Gedichts, dem andere Völker von weitem nichts an die Seite zu ſtellen hätten. Durch einen von Göthe nach Schillers

Abſcheiden hinzu gedichteten Epilog geht ihr feierlicher Eindruck auf einmal ganz ins Tragiſche über, beide Dichter wechſeln hier die Rolle, der friedliche Klang ward zum Trauergeläute. Göthes lyriſche Fülle und ſanfte Leichtigkeit bleibt im Ganzen weit mächtiger und auch wirkſamer.

Es wäre überflüſſig hier auf dieſen Theil der Poeſie noch weiter einzugehen, nur eine Art von Gedichten kann nicht unerwähnt gelaſſen bleiben, an welchen ſich die Gemeinſchaft der Dichter recht wirkſam erzeigt, die Xenien. Sie ſollten in Weiſe von Martials Epigrammen einmal in der deutſchen Literatur aufräumen und die dicke Luft reinigen, was ſie ohne Zweifel auch damals geleiſtet haben. Es ſind zum großen Theil triftige und ſchlagende, oft unbarmherzige Kritiken, ſchnell und wie es hieß 'im Raptus' niedergeſchrieben, die ſcharfe Urtheilskraft und das Darſtellungsvermögen der vereinten Dichter bezeugend, wie, wenn dieſer Stahl glühend ward und ſprühte, nicht anders geſchieht, auch einigemal ungerecht verwundend. Einzelne können mit Sicherheit weder dem Einen noch Andern beigelegt werden, was eben von ihnen beabſichtigt war. Aber auch in größeren und eingehenden Beurtheilungen haben Beide ihr Talent erprobt, Göthe ſchon frühe in den Frankfurter gelehrten Anzeigen, ſpäter in der Jenaiſchen Literaturzeitung. Schillers Recenſionen bilden jetzt eine Zierde ſeiner geſammelten Schriften, eine bereits vor Göthes näheren Bekanntſchaft mit ihm verfaßte, gelungne des Egmont, eine von Bürgers Gedichten, welche Dieſem ſehr wehe that und auch Manches an ihm verkennt, und eine von Matthiſon.

Nun wird es am Platze ſein über die Sprache beider Meiſter einige Bemerkungen anzufügen und die aufrückende Frage nach ihrer Popularität zu erledigen. Wie im Vorhergehenden verſchiedentlich angedeutet worden, beſitzt unleugbar Göthe die größere Sprachgewalt, ja eine ſo ſeltene und vorragende, daß insgemein kein andrer unſrer deutſchen Schriftſteller es ihm darin gleichthut. Wo er ſeine Feder anſetzt, iſt unnachahmlicher Reiz und durchweg fühlbare Anmut ausgegoſſen. Eine Menge der

feinſten und erleſenſten Wörter wie Wendungen iſt zu ſeinem Gebot und ſtets an den eigenſten Stellen. Seine ganze Rede fließt überaus gleich und eben, reichlich und ermeſſen, kaum daß ein unnöthiges Wörtchen ſteht, Kraft und Milde, Kühnheit und Zurückhalten, Alles iſt vorhanden. Hierin kommt ihm Schiller nicht bei, der faſt nur über ein ausgewähltes Heer von Worten herrſcht, mit dem er Thaten ausrichtet und Siege davon trägt; Göthe aber vermag der ſchon entſandten Fülle ſeiner Redemacht aus ungeahntem Hinterhalte wie es ihm beliebt, nachrücken zu laſſen. Man könnte ſagen, Schiller ſchreibe mit dem Griffel in Wachs, Göthe halte in ſeinen Fingern ein Bleiſtift zu leichten, kühnſchweifenden Zügen. An Schiller klebten, in ſeiner erſten Zeit, auch noch einzelne ſchwäbiſche Provinzialismen, die unerlaubt im reinen Hochdeutſch ſind, bei Göthe iſt dergleichen nie ſichtbar, er ſchaltet in der Schriftſprache königlich. Seine Proſa wird zum muſtergültigen Canon und bleibt ſelbſt im canzleimäßigen Hofſtil, den er in alten Tagen allzu oft anwendete, gefüg und geſchmeidig, ſeine Poeſie gibt bei jedem Schritt überall die reinſte Ausbeute, für die Bearbeitung des deutſchen Wortſchatzes iſt es gar nicht zu ſagen wie viel aus ihm allenthalben geſchöpft und gewonnen werden könne oder müſſe.

Eben darin, daß Schiller in etwas engerem Kreiſe der Sprache ſich bewegt, liegt doch ſein ſtärkerer Einfluß auf das Volk mitbegründet, denn ſeine Rede weiß Alles was er ſagen will zierlich ja prachtvoll auszudrücken und wird genau verſtanden. Von Göthe bekommt man auch einige freilich echte, grunddeutſche, aber vorher unvernommene Wörter, die der Menge noch nicht geläufig waren, zu hören, was ſeinem Stil etwas Vornehmes verleihen kann und dennoch hat er einigemal ohne Noth und hart geklagt über die Sprache gerade an Stellen, wo er ſie am Glücklichſten handhabt. Schiller hielt in ihr völlig und glänzend Haus, er wuſte lauteren Saft aus ihr zu ziehen.

Es ſind aber noch andere Gründe, weshalb er den Leuten zuſagt, er verſteht ſie zu ſich zu erheben, während Göthe ſich

auch zu ihnen herab laſſen kann, bei Schiller, dem auf ſeiner Höhe thronenden, glauben ſie ſich empor gerückt. Dieſem Dichter blieb das Alterthum unſrer Sprache und Poeſie, mit allen jetzt verlornen Vorzügen fremd, wie das bekannte von ihm über die Minneſänger gefällte grundloſe Urtheil darlegt; er hat ſich untadelhaft bloß an der heutigen Schriftſprache groß erzogen, deren Macht er ſo bedeutend ſteigerte. Seine Lieder halten durchaus den Stil der gebildeten Gegenwart und ſtehn auf deren Gipfel, was dem Volk gefällt, dem gleichfalls die alte Weiſe der Vergangenheit fremd geworden iſt und das nur in den jetzigen Standpunkt vorſchreiten und ſich darin einweihen laſſen will. Ein lebhaftes Beiſpiel kann das berühmte Reiterlied in Wallenſteins Lager abgeben, an deſſen Stelle ihm Göthe ein anderes, mehr im ehemaligen Volkston gedichtetes entwarf*); mit richtigem Tact hielt aber Schiller das ſeinige, dem Ton ſeiner Dichtung angemeſſene feſt. Die Menge, auf die ein ſchönes Gedicht einwirkt, will es gerade mit allen neuen Vortheilen genießen und iſt den alten zu entſagen bereit.

Schiller iſt und bleibt hauptſächlich auch darum populärer, weil, nach ſeinem oben dargelegten Vorrang, ſeine Schauſpiele dramatiſch mehr ergreifen und auf der Bühne öffentlich wirken, weil ſie die Rechte und Freiheiten des Volks ſichtbar darſtellen und weil ſeine Lieder die Würde unſerer Natur erhebend allen Menſchen die Bruſt erwärmt und ideale Bilder des Lebens geſchaffen haben. Er iſt zum hinreißenden Lieblingsdichter des Volks geworden und geht ihm über alle anderen.

Nach dieſer hinter dem was geſagt werden ſollte zurück gebliebnen Betrachtung ſeiner unvergänglichen Gedichte iſt übrig einen Blick auf ſein Leben, auf ſeinen Ruhm und die Ausgabe ſeiner Werke zu werfen.

In ſtürmiſcher ungebändigter Jugend konnte neben hochſtrebender, freudiger Entfaltung aller Seelenkräfte auch manche

*) Boas Nachträge zu Schiller 1, 538.

harte Stunde des Unmuts und der Entſagung über ihn kommen, einmal im Gedicht Auch ich war in Arkadien geboren überwältigt ihn die Klage:

Da ſteh ich ſchon auf deiner finſtern Brücke,
Furchtbare Ewigkeit!
Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke,
Ich bring ihn unerbrochen dir zurücke,
Ich weiß nichts von Glückſeligkeit;

und wer kann rührender klagen? Anderwärts ſang er:

Erloſchen ſind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale ſind zerronnen,
Die einſt das trunkne Herz geſchwellt.

Aber dieſe Empfindungen vermochten nicht auszuhalten, bald muß alle Qual von ihm gewichen ſein, und wie die Schatten entfliehen, neue Heiterkeit in breiten Streifen ſein Leben wieder eingenommen haben. Ein fruchtbares, von ſchweren Krankheiten oft gebeugtes und erſchüttertes Mannesalter war eingetreten, der innere Mut kehrte ihm in den beſſeren Tagen ſtets zurück:

Nun glühte ſeine Wange roth und röther
Von jener Jugend, die uns nie entfliegt,
Von jenem Mut, der früher oder ſpäter
Den Widerſtand der ſtumpfen Welt beſiegt,
Von jenem Glauben, der ſich ſtets erhöhter
Bald kühn hervordrängt, bald geduldig ſchmiegt,
Damit das Gute wirke, wachſe, fromme,
Damit der Tag dem Edlen endlich komme.

In die ſchwäbiſche Heimat war keine bleibende Wiederkehr, kaum Zeit zum Beſuch ſeiner bürgerlich rechtſchaffenen Eltern und Geſchwiſter, noch ſpät pflanzte der Vater rüſtig ſeine Baumſchule fort, er der ein ſo edles Reis erzielt hatte, und die Mutter ſpann; von ihrer Gemütsart ſoll der Sohn Vieles an ſich gehabt haben, wie beinahe alle großen Dichter mehr den Müttern gleichen und ihnen die regere Phantaſie verdanken. Thüringen hatte ihm für immer ruhige Stätte, eine glückliche Ehe

häuslichen Friede und Segen gegeben, Erwerb und Gehalt floſſen ſparſam. Die von Weimars Herzog ausgezeichneten Geiſtern des Vaterlands willfährig dargereichte Stütze iſt allgemein bekannt und über allen Preis erhaben; daß Schillers äußere Stellung nur knappen Sold gab, läßt ſich nicht verhehlen, wie konnte mit einer Einnahme von vierhundert, zuletzt achthundert Thalern ausgereicht werden? Faſt jeder Staatsdiener zweiten oder dritten Rangs genießt auch in kleinen Ländern eine höhere und ein großer Dichter wäre ſorgenfreies Lebens und der höchſten Einkünfte, die das Land verabreicht, würdig geweſen. Was heute anders ſein würde, war damals noch dem herrſchenden Brauch entgegen. Berliner Verhandlungen kurz vor ſeinem Tode waren nicht gediehen.

Nicht einmal drei volle Jahre vorher wurde Schillern der Adel zu Theil und ſeitdem erſcheint der einfache, ſchon dem Wortſinn nach Glanz ſtreuende Name durch ein ſprachwidrig vorgeſchobnes von verderbt. Kann denn ein Dichter geadelt werden? Man möchte es im voraus verneinen, weil der dem die höchſte Gabe des Genius verliehen iſt, keiner geringeren Würde bedürfen wird, weil Talente ſich nicht wie Adel oder Krankheiten fortpflanzen, alle Welt aber glaubt es ſteif und feſt daß Dichter geboren werden und hier galt es einem als König im Reich der Gedanken waltenden. Schon 1788 hatte Bürger geſungen:

Mit einem Adelsbrief muß nie der echte Sohn
Minervens und Apolls begnadigt heißen ſollen,
Denn edel ſind der Götter Söhne ſchon,
Die muß kein Fürſt erſt adeln wollen,

was leicht beſſer und ſtärker ausgedrückt wäre. Dem unerbittlichen Zeitgeiſt ſcheinen ſolche Erhebungen längſt unedel, geſchmacklos, ja ohne Sinn. Denn iſt der bürgerliche Stand ſo beſchaffen, daß aus ihm in den Adel gehoben werden mag, müſte auch aus dem Bauerſtand in den des Bürgers Erhöhung gelten. Jeder Bauer kann aber Bürger, jeder Bürger Beſitzer eines

adelichen Guts werden, ohne daß ihnen die persönliche Würde gesteigert wäre. Ein Geschlecht soll auf seinen Stamm, wie ein Volk auf sein Alter und seine Tugend stolz sein, das ist natürlich und recht; unrecht aber scheint, wenn ein vorragender freier Mann zum Edeln gemacht und mit der Wurzel aus dem Boden gezogen wird, der ihn erzeugte, daß er gleichsam in andere Erde übergehe, wodurch dem Stand seines Ursprungs Beeinträchtigung und Schmach widerfährt; oder soll der freie Bürgerstand, aus dem nun einmal Göthe oder Schiller entsprungen, aufhören sie zu besitzen? Alle Beförderungen in den Adel werden ungeschehen bleiben, sobald dieser Mittelstand seinerseits stolz und entschlossen sein wird jedesmal sie auszuschlagen. Ein großer Dichter legt auch nothwendig seinen Vornamen ab, dessen er nicht weiter bedarf, und es ist undeutscher Stil oder gar Hohn Friedrich von Schiller, Wolfgang von Göthe *) zu schreiben. Ueber solchen Dingen liegt eine zarte Eihaut des Volksgefühls. In seine künftigen Standbilder mag nur gegraben werden SCHILLER.

Man hat eine Schillerstiftung erdacht und schon durch ganz Deutschland verbreitet, der Gedanke ist matt und unbestimmt oder unbeholfen. Wozu auf diesen glänzenden Namen gegründet eine Armenanstalt für mittelmäßige Schriftsteller, für Dichterlinge, denen von aller Poesie abzurathen besser wäre als sie noch aufzumuntern? Wol Mühe haben sollen die Verwaltungsräthe öffentlich Rechnung ablegend zu rechtfertigen, wer ihrer Wohlthaten nach Verdienst theilhaftig geworden sei. Aufkeimende wirkliche Talente sind deren meistentheils unbedürftig und jede reiche Begabung macht heutzutage, wie ihr Ruf wächst, sich selber Luft. Es wäre wünschenswerth daß auf Anlaß der allgemeinen Feier, die wir begehen, diese ohne Zweifel wohlgemeinten Stiftungen sich besönnen und umschlügen, so daß sie aus dem Ertrag der zugeflossenen Mittel, wie weit er reicht, lieber leibhafte Werke hervorgehen ließen. An mehr als einem Platze, zu Marbach

*) Geschweige Johann Christoph Friedrich, Johann Wolfgang.

und anderswo, würden von Künstlers Hand geschaffne Bildseulen Schillers aufzurichten sein und dann einem dauernden Freudenfeuer gleich leuchten im Lande; laßt uns den Kostenaufwand dafür und für die Salbe der Weihe nicht abgefordert werden zur Niederlage in den allverschlingenden, immer hungrigen Armensseckel! Wahrer Dürftigkeit beizuspringen an rechter Stelle und zu guter Stunde stehen immer fühlende Herzen bereit.

Noch ein anderes, größeres Denkmal unsern Dichtern zu errichten bleibt in Herausgabe ihrer Werke, wie bisher sie nicht einmal begonnen, geschweige denn vollbracht ist. Der uns heute vor hundert Jahren Geborne ruht nun schon über funfzig im Schoß der Erde und seine Gedichte liegen immer nicht so vor Augen, daß wir ihre Folge und Ordnung, die Verschiedenheit der Lesart überschauen, alle ihre Eigenthümlichkeit aus sorgfältiger Erwägung ihres Sprachgebrauchs kennen lernen, dann der Textfeststellung in würdiger äußerer Gestalt uns erfreuen könnten. Für Schiller, es ist wahr, ist mehr geschehen als für Göthe und Dieser fällt auch viel schwerer. Die neulich erscheinende französische Uebersetzung Schillers, geleitet und ausgeführt von Regnier, einem gründlichen Kenner nicht nur unserer heutigen deutschen sondern auch der altdeutschen Sprache, geht in Manchem musterhaft voran. Göthe und Schiller haben ihre Gedichte vielfach umgearbeitet, oft weichen die Texte von einander ab wie kaum stärker bei mittelhochdeutschen Gedichten, und nicht überall wird man die neue Lesart der alten vorziehen, es ist aber nothwendig und höchst belehrend beide und alle Texte so viel es gibt zu kennen. Was die über kurz oder lang zu bewerkstelligenden kritischen, dann die noch eher entbehrlichen ganz zuletzt das Werk krönenden Prachtausgaben aufhält und hindert ist die monopolische Berechtigung und Bevorzugung des dermaligen Verlegers, der schon mehrfache und zahlreiche Abdrücke der Schillerschen Werke veranstaltet und abgesetzt, sich aber, so viel öffentlich bekannt, zur längst bevorstehenden Festfeier gering gerüstet hat. Der langjährige Bund beider Dichter mit einer bewährten,

Digitized by Google

feſtſtehenden, rührigen Buchhandlung iſt ihnen ſicher heilſam und erwünſcht geweſen, hat aber im Verlauf der Zeit unſerer Literatur eben keinen Vortheil gebracht.

In dieſem Augenblick regt ſich der ſchmerzliche Gedanke mit aller Stärke. Wir laſſen Jeden von ſelbſt thun was er zu thun hat, doch Niemand kann uns auferlegen ein Befremden zurück zu halten darüber, daß zur rechten Zeit, wo es vorzüglich wirken mochte und freigebige Austheilungen, gleichſam eine Schuld abtragende, an behörige Orte hätten erfolgen ſollen, es unterblieb. In hinterlaſſenen Werken großer Dichter fließt bei unaufhörlich ſteigender Theilnahme ihren Verlegern ein alles Maß überſchreitender Gewinn zu, der ſich aus dem erſten darüber abgeſchloſſenen Vertrage gar nicht mehr ableiten läßt. Kein Schriftſteller kann die künftigen Erfolge und Erträge ſeiner Werke im voraus überſchauen, noch hat er was von ihm eigentlich dem ganzen Publicum hingegeben wurde, auf immerhin ins Eigenthum des ihm zur Hand gegangnen Buchhändlers gewieſen: das Eigenthum der Welt iſt das höhere und größere Anſprüche fließen daraus her, als ſogar die Erben und Nachkommen beſitzen. Wenn billig und ſelbſtverſtändlich ſcheint, daß bei Leibesleben ein Autor die Frucht neuer Ausgaben mitgenieße, auch daß nach ſeinem Tode eine Zeitlang noch der erwachſende Vortheil zwiſchen Erben und Verleger getheilt und beiden gern gegönnt werde; ſo hat doch die Geſetzgebung das Bedürfniß gefühlt Friſten anzuſetzen, nach deren Ablauf dieſe Schriften Gemeingut werden, fortan auch von mehrern Buchhändlern verlegt, von andern Schriftſtellern bearbeitet werden dürfen, genau wie es bei weit zurückliegenden Werken des Alterthums geſchehen mag. Dann wird aller Erfolg von dem Werth der aufgewandten Kritik und der Ausſtattung der neuen Ausgaben abhängen.

Das Gebrechen iſt nun jetzt, daß jene geſetzlich anberaumten Friſten durch Sonderprivilegien und Erſtreckungen derſelben

aufgeſchoben, hingehalten und vereitelt zu werden pflegen, die Reinigung der Texte aber langſam vorſchreitet. Darf ich einen kurzen, dürren Bericht einſchalten von dem Stand, auf dem die Dinge ſich befinden? Es iſt nöthig, damit man ſich keiner Teuſchung darüber hingebe. Eingegangner Erkundigung zufolge wurde ein Privileg gegen den Nachdruck der Werke Schillers durch eine preußiſche Cabinetsordre vom 8. Februar 1826 den Hinterbliebenen ertheilt auf 25 Jahre. Ein Bundesbeſchluß vom 23. November 1838 dagegen bewilligte den Schillerſchen Erben ein Privilegium auf 20 Jahre. Beim Annahen des Zeitpuncts, wo dieſe Schutzfriſt ablief, kamen die Erben um abermalige Verlängerung bis zu 1878 ein und im Winter 1854 legte die preußiſche Regierung ein über den Schutz der allgemeinen Geſetzgebung hinaus gehendes Geſetz den Kammern vor, welches dieſe ablehnten. Darauf erſchien am 6. November 1856 ein Bundesbeſchluß, wonach im Allgemeinen der Schutz gegen Nachdruck zu Gunſten der Werke derjenigen Autoren, welche vor dem 9. November 1837 (Datum eines andern Bundesbeſchluſſes) verſtorben ſind, noch bis dahin 1867 in Kraft bleibt. Schillers Werke, und Göthes ebenſo, werden danach, ohne gerade ſpecielles Privileg zu genießen, obſchon ſie es waren, die die allgemeine Maßregel hervorriefen, erſt an dieſem 10. November 1867 Gemeingut und frei, ſelbſt dann noch nicht in ganz Deutſchland, da in Sachſen, dem Hauptſitz des Buchhandels, ein Geſetz von 1844 beſteht, das den Werken der vor dem 1. Januar 1844 verſtorbnen Schriftſteller noch dreißig Jahre lang Schutz gegen Nachdruck zuſichert, alſo bis 1874. So kann zu Ende 1867 ein bodenloſer Zuſtand eintreten, wenn Sachſen als Nachdruck in Beſchlag nehmen wird, was im ganzen übrigen Deutſchland von Göthe, Schiller, Leſſing u. ſ. w. rechtmäßig gedruckt werden darf.

Wir ſehen, daß Schillers Werke beinahe ſiebenmalneun Jahre ſeit des Dichters Hingang zu erklecklichſtem Nutzen der

betheiligten Erben wie der Verlagshandlung ausgebeutet sein werden, welchen in steigenden Progressionen zufällt, was der Dichter selbst nur in kleinem Maße empfieng und ihn der Lebenssorgen noch nicht überhob. Mit allgemeinem Unwillen ist neulich die durch Herrn von Cotta ertheilte ablehnende Antwort auf den Antrag eines für das Schillerfest zu schmückenden Abdrucks der keine 500 Verse starken Glocke gelesen worden, wonach diesem als strafbarem Nachdruck strengstens entgegen getreten werden solle, in einem Augenblick da durch die Feier selbst und unmittelbar ein überreich erhöhter Absatz einzelner wie der Gesammtwerke herbei geführt sein muß.

Fürwahr von Göthe und Schiller ist ihrer Nachkommenschaft und ihrem Verleger weich gebettet, doch allen Ruhm haben Jene dahin.

O des Wunders und der Umkehr! Vor hundert oder anderthalb hundert Jahren in seinem Schulstaub hätte kein classischer Philolog eine Erhebung deutscher Dichtkunst, wie sie von ihnen bereitet ward, nur für möglich gehalten; heute in volles Recht eingesetzt strahlt sie selbst auf Schöpfungen griechisches Alterthums zurück, denn was in seinen Anfängen ganz auseinander stand, darf höher oben sich nah treten, und kein Frost des Nordens drückt uns mehr. Man sagt, daß Weinjahre jedes eilfte wiederkehren und daß dann öfter zwei gesegnete Lesen hintereinander fallen; die Natur ist mit dem Saft der Trauben freigebiger als mit ihren Genien. Nebeneinander stiegen sie uns auf, Jahrhunderte können vergehen, eh ihres gleichen wieder geboren wird. Ein Volk soll doch nur große Dichter anerkennen und zurückweichen lassen Alles was ihre majestätische Bahnen zu erspähen hindert. Desto mehr wollen wir sie selbst zur Anschau und zu bleibendem Andenken vervielfachen, wie der alten Götter Bilder im ganzen Lande aufgestellt waren. Schon stehen beide zu Weimar unter demselben Kranz. Mögen auch hier in weißem Marmor oder in glühendem Erz vollendet ihre Seulen

auf Plätzen und Straßen erglänzen und deren barbarische Namen tilgen!

Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch:
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

Anhang.

Reden

bei der

Frankfurter Germaniſten-Verſammlung.

1846.

I. Ueber die wechſelſeitigen Beziehungen der drei in der Verſammlung vertretenen Wiſſenſchaften.

Meine Herren! Es gebührt mir vor allen Dingen meinen tiefgefühlten Dank auszuſprechen für die große mir eben widerfahrene Auszeichnung. Einer Verſammlung, in der ſo bedeutende Männer vorragen, wäre es leicht geweſen ihre Wahl auf einen würdigeren fallen zu laſſen.

Ich erlaube mir Einiges über die Gegenſtände ſelbſt zu ſagen, um derentwillen wir gegenwärtig verſammelt ſind, und obgleich ich meine geringen Kräfte dem vaterländiſchen Recht und der vaterländiſchen Geſchichte zuweilen zugewandt habe, ſo iſt mir doch die Sprachforſchung am geläufigſten; es dürfte auch an ſich nicht unpaſſend erſcheinen, weil ſie das allgemeine uns verknüpfende Band heißen kann, daß ich eben vom Standpunkt der Sprache aus mein Auge auf die anderen Wiſſenſchaften richte, welche hier vertreten werden ſollen.

Laſſen Sie mich mit der einfachen Frage anheben: was iſt ein Volk? und ebenſo einfach antworten: ein Volk iſt der Inbegriff von Menſchen, welche dieſelbe Sprache reden. Das iſt für uns Deutſche die unſchuldigſte und zugleich ſtolzeſte Erklärung, weil ſie mit einmal über das Gitter hinwegſpringen und

jetzt ſchon den Blick auf eine näher oder ferner liegende, aber ich darf wohl ſagen einmal unausbleiblich heranrückende Zukunft lenken darf, wo alle Schranken fallen und das natürliche Geſetz anerkannt werden wird, daß nicht Flüſſe, nicht Berge Völkerſcheide bilden, ſondern daß einem Volk, das über Berge und Ströme gedrungen iſt, ſeine eigne Sprache allein die Grenze ſetzen kann. Dies mächtige Sprachgefühl hat den Menſchen von jeher ihre erſte Weihe gegeben und ſie zu jeder Eigenthümlichkeit ausgerüſtet. Wer nach jahrelangem Auswandern wieder den Boden ſeiner Heimat betritt, die mütterliche Erde küßt, in weſſen Ohr die altgewohnten Laute dringen, der fühlt was er entbehrt hatte und wie ganz er wieder geworden iſt. Allen edeln Völkern iſt darum ihre Sprache höchſter Stolz und Hort geweſen. Welchen großen gewaltigen Baum hat die unſere getrieben, deſſen Wachsthum wir nun ſchon faſt zweitauſend Jahre in der Geſchichte verfolgen können! Zwar ſeine Krone iſt ihm abgehauen worden, die gothiſche Sprache, aber das untergehende Volk der Gothen hat uns ein theures Vermächtniß hinterlaſſen, ein Denkmal das noch hinreicht, um über den Gehalt einer Sprache zu urtheilen, ohne die wir gar nicht im Stande wären, weder die feſte Regel aller nachherigen Entfaltungen deutſcher Zunge, noch volle Einſicht in ihren Zuſammenhaug mit den übrigen alten Sprachen zu gewinnen. Auch ein anderer Zweig unſerer Sprache iſt ausgeſtorben, jener ſiegreichen Franken Sprache, die dem überwundnen galliſchen Volk ihren Namen mittheilten, ihre Sprache nicht verleihen konnten. Die Franken wichen dem geiſtigen Eindruck des romaniſchen Idioms, aber eine Maſſe Wörter, deren Zahl größer iſt, als man ſich einbildet, war aus der deutſchen Sprache in die franzöſiſche übergetreten und der ganze in Sitte und Geſinnung noch viel ſtärker waltende Einfluß des germaniſchen Elements hat dem galliſchen Volke überhaupt neues Leben und friſche Kraft eingehaucht. Aber noch ein Hauptaſt unſerer Sprache, den der ſächſiſche Volksſtamm über das Meer nach Britannien verpflanzte, nach-

dem er Jahrhunderte lang dort in kräftiger Ausbildung ſich behauptet hatte, konnte zwar nicht gleich dem fränkiſchen völlig erliegen, doch eine ganz eigenthümliche Rückwirkung romaniſcher Zunge erfahren. Daraus iſt jene wunderſame Miſchung deutſcher und römiſcher, dem erſten Anſchein nach unvereinbarer Stoffe hervorgegangen, welche den Grundcharakter einer weltherrſchend gewordnen Sprache, wie man die engliſche gewiß nennen kann, feſtſetzte. Bekanntlich hat dieſer Zuſammenfluß in der Weiſe ſtattgefunden, daß ihr ſinnlicher und leiblicher Beſtandtheil aus der deutſchen, ihr geiſtiger und abſtracter hingegen aus der franzöſiſchen entnommen ward, und da Sprachformen und Denkungsart der Völker unſichtbar in einander greifen, ſo heißt es nicht zuviel behauptet, daß die Natur der deutſchen und franzöſiſchen Sprache in vollen Anſchlag kommen müſſe, wenn man ein Volk verſtehen will wie das engliſche, das ſeit Eliſabeth die Geſchichte, ſeit Shakſpeare die Literatur mitzulenken gewohnt iſt. Wir ſehen alſo unſere Sprache und ihre Geſchichte auf einer Seite an die des claſſiſchen Alterthums reichen, auf der andern mit denen der mächtigſten Völker unſerer Gegenwart unzerreißbar zuſammenhängen.

Welches Loos iſt aber uns, die wir im Herzen Europas wohnen geblieben ſind, ſelbſt gefallen? Wir, aus deren Schoß ſeit der Völkerwanderung zahlloſe Heldenſtämme nach dem ganzen Weſten entſandt wurden, auf deren Boden immer die Schlachten der Entſcheidung geſchlagen, die kühnſten Aufſchwünge des Geiſtes vorbereitet zu werden pflegen, ja wir hegen noch Keime in uns künftiger ungeahnter Entwickelungen. Aus der Vielheit unſerer Mundarten haben wir allmälich eine Sprache gewonnen, die ohne Pracht und Eitelkeit ihren Grundzug, das iſt ſchlichte Treue feſthält, die ſchon im Mittelalter liebliche Frucht getragen und auch nach langer Verſäumniß regeſte Verjüngungskraft bewahrt hat. Seit Luther iſt die Herrſchaft des hochdeutſchen Dialects unabänderlich feſtgeſtellt und willig entſagen alle Theile Deutſchlands einzelnen Vortheilen, die jede vertrauliche Mund-

art mitführt, wenn dadurch Kraft und Stärke der aus ihnen allen aufsteigenden gemeinschaftlichen und edelsten Schriftsprache gehoben wird. Jeder Verlust ist für ein Glück zu achten, der höhere Gewinne zu wege bringt.

Nur in den Niederlanden hat sich bis heute eine eigenthümliche, unseren Nordwesten sichtbar schwächende Gestaltung der Sprache aufrecht erhalten, und nun schon seit Jahrhunderten ihren Weg für sich eingeschlagen, der nicht selten zu anmutiger Aussicht einladet. Scheint es kaum möglich ihn ganz wieder zu uns zurückzuführen, so bleibt es desto wünschenswerther alle Verbindungen zwischen ihm und unsrer Bahn zu vervielfachen. Es gereicht uns zur großen Freude, daß auch in dieser Versammlung mehrere Niederländer zugegen sind, welche ihren Eifer an den Tag gelegt haben die niederländische Sprache in der Weise, wie wir es in der hochdeutschen versuchen, geschichtlich zu erforschen. Wie gerne hätte ich an dieser Stätte meinen edlen Freund Willems aus Gent erblickt, den im Laufe des Sommers ein allzufrüher Tod unerbittlich dahin raffte! ihm lag es vor Allen an, das alte Band zwischen hochdeutscher und niederdeutscher Sprache wieder zu festigen. Anfangs fürchtete man, daß durch die Trennung von Belgien und Holland der deutschen Sprache Eintrag geschehen würde; aber gerade das Gegentheil hat sich ergeben. Nicht bloß in Belgien, auch in Holland ist seitdem tiefere Neigung für Reinheit und Erhaltung der heimischen Sprache offenbar geworden und man darf überhaupt aufstellen, daß durch drohende Erschütterung im Innern eines Landes die Liebe zu seiner angestammten Sprache und Sitte oft auf das lebhafteste angefacht werde.

Für alle Zweige deutscher Sprache, dies Wort in einer völlig zulässigen weitesten Bedeutung genommen, eröffnet sich, je weiter die Forschung vorrückt, immer lohnendere Aussicht, und allen Händen, die sich zum Anbau dieses Feldes anschicken, ist vollauf Arbeit zugedacht.

Vielfach angeregt worden ist die Frage, in wie weit unsere

Sprache reingehalten und gereinigt werden müſſe? eben hierüber läßt ſich rathſchlagen und durch gemeinſame Beſprechung ermitteln, was der Einzelne für ſich allein kaum zu beſchließen wagt; orthographiſcher Fortſchritt, deſſen Nothwendigkeit Jedermann abſieht, wird allein auf dieſem Wege vor dem Vorwurf unüberlegter und ſtörender Neuerung zu ſchützen ſein. Mir ſcheint, daß keine Reinigung gewaltſam geſchehen dürfe, daß man den aus alten und benachbarten neuen Sprachen zu uns dringenden Wörtern gar nicht ihren Eingang wehren könne, wohl aber ſich beſinnen müſſe, alſogleich einem jeden derſelben Sitz und Stimme in unſerer Wohnung einzuräumen. An eines ſolchen fremden Wortes Stelle würde mancher ſchönere unſerer Sprache zuſagendere Ausdruck aus ihrem eignen Vorrat geſchöpft oder geſchaffen werden können und der glücklichen Eingebung des Dichters iſt es verliehen ſeiner im rechten Augenblick des Bedarfs habhaft zu werden; er läßt ſich nicht kalt ausprägen, nüchterne Wortbildungen haben unſerer Sprache größeren Schaden gebracht als Nutzen. Sünde iſt es fremde Wörter anzuwenden da wo deutſche gleich gute und ſogar beſſere vorhanden ſind, aus unverantwortlicher Unkenntniß des gültigſten einheimiſchen Sprachgebrauchs. Soll ich mich kurz ausſprechen: unſere Sprache muß vielmehr rein gehalten und erkannt, als willkürlich gereinigt und unbefugt erweitert werden. Aber die Meiſten erkennen ſie nicht in ihrer ganzen Tugend.

Von Sprachforſchung auf Geſchichtsforſchung den Uebergang zu finden wird mir leicht. Wie die Sprache überall hiſtoriſch betrachtet werden muß, kann auch die ältere Geſchichte, die doch Grundlage aller neueren iſt, gar nicht der Bekanntſchaft mit alter Sprache entraten und bleibt ohne ſolche gefährlichen Irrthümern und nachtheiligem Schwanken ausgeſetzt.

An ſich aber ſcheint es, ſteht unſere deutſche Geſchichtsforſchung gegenwärtig im günſtigſten Aufſchwung. Noch zu keiner Zeit wurden Quellen und Denkmäler, zurückgeführt auf die

Lauterkeit ihres Urſprungs, ſo emſig und erfolgreich herausgegeben; an dem Licht, das dieſe Quellen ausſtrömen, hat ſich auch neue Geſchichtsſchreibung entzündet, die ſchon, ohne ihren Gipfel erreicht zu haben, zu den größten Hoffnungen berechtigt. In allen Theilen unſeres Vaterlandes iſt Eifer für Geſchichte erwacht, wie es ſich in einer anſehnlichen Zahl von belehrenden Vereinen, deren bloßes Daſein nach einer höheren Gemeinſchaft deutſcher Hiſtoriker hinſtrebt, auf das verſchiedenartigſte kund gethan hat. Es wird gewünſcht werden und Gedeihen bringen, wenn die Verſchiedenheit dieſer Vereine unter einander ausgeglichen, wenn das Nöthige von dem Zufälligen, das Große von dem Kleinen geſondert werden und ein deſto tüchtigerer Erfolg erwachſen kann. Wahrſcheinlich bleiben in unſerer Verſammlung hierauf bezügliche Vorſchläge nicht aus.

Unſere Hiſtorie hat es freilich auch mit der allgemeinen Geſchichte zu thun und kann nicht in die Grenze des jetzigen Deutſchlands zurückgewieſen werden. Aber dieſes liegt uns doch zuvorderſt an und Niemand wird ableugnen, daß ihr das vorher hintenan geſetzte Studium deutſcher Sprache bereits förderlich geworden ſei. Es muß doch in jener Barbarei unſerer Vorzeit etwas Anziehendes gelegen haben; denn wie ſchon ein unſterblicher Römer, der gleichſam Morgendämmerung dem Aufgang unſerer Geſchichte vorangehen ließ, zu ſeinem unvergleichlichen Werk angetrieben wurde durch die rohe, aber einfache und rechtſchaffne Natur deutſcher Sitten und Gebräuche gegenüber den erſchlaffenden und abgenutzten ſeines Landes, ſo würde auch noch ſpäter Montesquieu von ſeinem Esprit des loix die Hand gelaſſen haben, wenn ihm nicht eben der Vergleich unſerer barbariſchen Geſetze mit den römiſchen eignen Reiz dazu verliehen hätte.

Das deutſche Recht befindet ſich in eigenthümlicher Lage. Es iſt, will man auf ſeine Geltung ſehen, keine allgemeine Wiſſenſchaft in dem Sinn wie die der Sprache, ſondern eingeſchränkt und zurückgewieſen auf einzelne Lehren, welche neben

Digitized by Google

dem die Oberfläche unſeres Rechtsbodens überflutenden römiſchen Recht ſich noch behauptet haben. Dieſes fremden Rechtes Einführung gründet ſich auf den Wahn, daß unſere Kaiſer Fortſetzer der römiſchen ſeien, daß dem aufhörenden römiſchen Reich das deutſche nachfolge, ſo wenig ſich Carl der Große an Romulus Auguſtulus reiht, man müſte denn deutſchen Herulern, Gothen und Longobarden das Vermögen beilegen, die in Italien erlöſchende römiſche Herrſchaft zu übernehmen und bis auf die Franken fortzuleiten. Römiſches Recht erſchien zu Ausgang des Mittelalters in ganz Deutſchland als etwas Nothwendiges. Gewiß wird Niemand, wie abgeneigt er ihm vielleicht ſei, leugnen, daß es größte Feinheit der Gedanken mit größter Schärfe der Begriffe verbindet, aber fühlen mag er zugleich, daß im römiſchen Recht auch ſchon Spuren byzantiniſcher Verſunkenheit, in welcher das mächtigſte Reich der Welt ſchmachvoll endete, vor Augen liegen.

Das römiſche Recht, nachdem es lange Zeit hindurch bei uns eingewohnt und unſere geſammte Rechtsanſchauung eng mit ihm verwoben iſt, gewaltſam von uns auszuſcheiden, ſcheint mir ein ungeheurer und faſt ſo unerträglicher Purismus, als wollte ein Engländer den Gedanken durchführen, daß es noch möglich ſei, die romaniſchen Wörter aus dem Engliſchen zu drängen und bloß die Wörter deutſchen Urſprungs zu behalten.

Aber auf andere Wege leitet allerdings den Germaniſten das geſchichtlich belebte Studium ſeiner Alterthümer bis herab zu den Spuren, die noch im heutigen Leben von dem echtdeutſchen Rechtsbrauch oder bei Nachbarvölkern haften, welche dem Eindrang der römiſchen Geſetze unterworfen blieben. Jene Ueberbleibſel verknüpfen ſich dem forſchenden Geiſt unvermerkt zu einem Ganzen und der Gedanke tritt näher, daß manche verloren gegangene treffliche und unſerer deutſchen Art zuſagende Einrichtung der Vorzeit wenigſtens theilweiſe zurückgerufen und angewandt werden könne, Lücken, die ſelbſt das römiſche Recht ließ, zu erfüllen, oder da, wo dieſes den Forderungen der Ge-

genwart nicht mehr zuzuſagen ſcheint, an deſſen Stelle zu rücken Die Rechtsgeſchichte, welche ſelbſt bei den Practikern übel angeſehen iſt, würde diesmal einer neuen Geſetzgebung in Hand arbeiten und wirkſam beitragen, anſehnliche Stücke des fremden Rechts zu verbannen. Eine einheimiſche, aus Alt und Neu zuſammengeſetzte kräftige Lehre könnte ſich dann erzeugen. Dieſe, wie mich dünkt, unter heutigen Germaniſten waltende Richtung iſt ſowohl eine hiſtoriſch gelehrte als politiſch practiſche, ſie ſchließen ſich an diejenigen unter den neuern Hiſtorikern, welche aus der Geſchichte die Politik aufzuerbauen für höchſte Noth halten. Den Gegenſatz bilden die ruhigeren Geſchichtsſchreiber, die ein unüberſehbares, ihnen eignes Gebiet mit demſelben Ackergeräte beſtellen, das ihnen ſchon lange Erfolge ſicherte, und ihr Verfahren ſtimmt zu dem der römiſchen Rechtsgelehrten oder ſogenannten Civiliſten, die von jeher glänzende Proben von Gelehrſamkeit und Scharfſinn abgelegt haben. Dieſe wohnen in einem prächtigen, wenn auch im Stil des Auslands aufgemauerten Gebäude, das aber hin und wieder zu zerbröckeln anfängt und Wetterſchäden hat. Wer verdenkt es den deutſchen Rechtslehrern, daß ſie von Vaterlandsliebe erfüllt, das verſchlagene heimiſche Fahrzeug anzuhalten, neu zu bemannen und rüſtig in den Hafen zu ſteuern ſuchen?

Soviel geht hieraus hervor, daß das deutſche Recht, was auch ſeine künftigen im Schoß der Zukunft liegenden Erfolge ſeien, innig mit dem Betrieb der vaterländiſchen Geſchichte und Philologie zuſammenhängt und die Verbindung dieſer drei Wiſſenſchaften in unſerer Verſammlung eine höchſt natürliche und angemeſſene erſcheint.

Warum ſind wir aber verſammelt? Gewiß nicht um mit einander zu arbeiten; jede tüchtige Arbeit wird immer auf den Schultern der Einzelnen liegen müſſen: wir wollen uns kennen lernen, wir wollen uns berathen, Gedanken austauſchen und erweitern.

Fern von unſerer Zuſammenkunft ſei jener Unterſchied

zwiſchen Nord- und Süddeutſchen, den man einen thörichten, die Gemüther verletzenden nennen darf, der nur Sinn erhält, inſofern es zuweilen frommen mag norddeutſche Fehler und Tugenden mit ſüddeutſchen zu vergleichen, oder bequem ſcheint in kurzem Ausdruck zuſammenzufaſſen, was die verſchiedenen Stämme auszeichnet. Kein ſolcher Unterſchied kann hier bei uns auftauchen, eben ſo wenig darf etwas in unſere Verſammlung einfließen von jenem unſeligen Glaubenshader, der in unſerer Zeit die Menſchen verwirrt und von einander abwendet. Unſere Vorfahren ſind Deutſche geweſen ehe ſie zum Chriſtenthum bekehrt wurden; es iſt ein älterer Zuſtand von dem wir ausgehen müſſen, der uns unter einander als Deutſche in ein Band vereint hat, das durch die Scheidung der Katholiken und Proteſtanten nicht zerriſſen werden kann. Jene Glaubensirrungen führen oft ab von dem großen Felde der Wiſſenſchaft in ein enges Rinnſal oder in unheimliche Schluchten. Ich möchte des Dichters Ausſpruch:

Warum uns Gott ſo wohlgefällt?
Weil er uns nirgend etwas in den Weg ſtellt,

in ſeiner ernſteſten Bedeutung nehmen. Gott läßt ſeine Sonne über allen Menſchen leuchten, er will ſie nicht einander gegenüber ſtellen, wie von denen zuweilen geſchieht, die uns Gottes Wort verkündigen. Kein Glaubenszwieſpalt darf ein großes Volk, das ſich wieder fühlt und aufrecht erhalten will, verunreinigen.

Was die eigentliche Politik betrifft, ſo bleibe ſie unſern Zuſammenkünften, die nichts darüber zu beſchließen haben, fremd, ſo natürlich und unvermeidlich es ſein wird, auf dem Boden der Geſchichte, des Rechts und ſelbſt der Sprache aufſteigende Fragen, die an das politiſche Gebiet ſtreifen, mit wiſſenſchaftlicher Strenge aufzunehmen und zu verhandeln. Mitten auf ſolcher Grenze auszuweichen, in lebendiger, alle Herzen bewegender Gegenwart, würde einzelner Männer unwerth ſcheinen, geſchweige einer Verſammlung, deren Glieder nach allen Seiten

hin aufzuſchauen gewohnt ſind und in freier Rede nicht jedes ihrer Worte vorher auf die Wage zu legen brauchen.

So ſei nun dieſer Verein zu guter Stunde eröffnet, ergehe ſich in der allerbeſten Verſtändigung und wecke bei ſeinem Schluſſe in uns Allen den Wunſch der Wiederholung. Nicht ohne glücklichſte Vorbedeutung treten wir zuſammen in einer Stadt, die von Alters her als das Herz deutſcher Geſchichte betrachtet werden kann. Hier in Frankfurt ſind ſo viele deutſche Ereigniſſe vorgegangen, ſchon vor mehr als tauſend Jahren hat Karl der Große ihre Straßen, in denen wir uns heute noch bewegen, durchwandelt; wie oft mag bange Erwartung dahin, wo wir nun verſammelt ſind, auf das was hier über Deutſchland beſchloſſen werden ſollte, hingeblickt haben! In ſolchen Räumen darf nur Deutſches, und nichts Undeutſches geſchehen!

II. Ueber den Werth der ungenauen Wiſſenſchaften.

Lichtenberg bringt die Wiſſenſchaften unter vier Klaſſen. In die erſte ſtellt er die Ehre verleihen, in die zweite die Brot verleihen, in die dritte die Ehre und Brot verleihen, endlich in die vierte die weder Ehre noch Brot verleihen. Sein Witz ſpielt aber in den Ausführungen. Die Brotwiſſenſchaft iſt auch nicht einmal ſeine eigene Erfindung, ſondern ein lange vor ihm gangbarer Ausdruck, davon hergenommen, daß die, welche ſtatt die Heerde zu weiden oder zu pflügen ihren Gedanken nachhängen wollen, wohl einſehen, daß um ihr Brot zu eſſen, ſie ein Amt auf ſich zu nehmen haben, das ihnen Brot verleiht. Nach des Amtes glücklicher Erlangung begegnet es aber Vielen, daß ſie ihre wiſſenſchaftlichen Gedanken wieder fahren laſſen, und die Vorzeit war gewiß beſſer, wo noch Niemand nach ſolchen Aemtern trachtete.

Man weiß auch, wie die Studenten auf der Univerſität unterſcheiden: ſie haben zweierlei Wiſſenſchaft, ſolche die ſie teſtirt

erhalten müſſen, und andere wo das nicht nothwendig iſt; darnach richtet ſich dann ihre Neigung zur Annahme und zum Beſuch der einzelnen Vorleſungen. Es iſt aber viel freier und ſchöner dieſen Unterſchied zu verkennen, ſich gehn zu laſſen und blind in den Tag hinein zu ſtudieren, deſſen Licht genug augeneröffnende Kraft hat; rechte Wiſſenſchaft gleicht dem Tag.

Aber auch auf dieſe falſche Unterſcheidung wollte ich nicht eingehen, mich vielmehr hier an die von Franzoſen aufgebrachte zwiſchen exacten und inexacten Wiſſenſchaften halten, warum ſoll ich nicht lieber deutſch ſagen? zwiſchen den genauen und ungenauen Wiſſenſchaften. Zu den genauen werden bekanntlich die gerechnet, welche alle Sätze haarſcharf beweiſen: Mathematik, Chemie, Phyſik, alle deren Verſuche ohne ſolche Schärfe gar nicht fruchten. Zu den ungenauen Wiſſenſchaften hingegen gehören gerade die, denen wir uns hingegeben haben und die ſich in ihrer Praxis ſo verſteigen dürfen, daß ihre Fehler und Schwächen möglicherweiſe lange Zeit gelitten werden bis ſie in ſtetem Fortſchritt aus Fehlern und Mängeln immer reiner hervorgehen: Geſchichte, Sprachforſchung, ſelbſt Poeſie iſt eine allerdings ungenaue Wiſſenſchaft. Ebenſo wenig Anſpruch auf volle Genauigkeit hat das der Geſchichte anheim gefallene Recht und ein Urtheil der Jury iſt kein Rechenexempel, ſondern nur ſchlichter Menſchenverſtand, dem auch Irrthum mit unterläuft. Im Krieg hat den exacten Grundſatz die Artillerie zu vertreten, wogegen von der Cavallerie nicht verlangt wird, es mit dem Einhauen, wenn ſie dazu kommt, genau zu nehmen.

Den genauen Wiſſenſchaften ſchlägt noch etwas Anderes zum Vortheil aus: ſie löſen die einfachſten Urſtoffe auf und ſetzen ſie neu zuſammen. Alle Hebel und Erfindungen, die das Menſchengeſchlecht erſtaunen und erſchrecken, ſind von ihnen allein ausgegangen, und weil ihre Anwendungen ſchnell Gemeingut werden, ſo haben ſie für den großen Haufen den größten Reiz.

Viel ſanfter und zugleich viel träger ziehen die ungenauen Wiſſenſchaften nach ſich, es gehört ſchon eine ſeltnere Vorrichtung

einzelner Naturen dazu, um ſie an deutſche Geſchichte oder an die Unterſuchung deutſcher Sprache innig zu feſſeln, während wir die Hörſäle der Chemiker und Phyſiker wimmeln ſehen von einer dem Zeitgeiſt auch unbewuſt huldigenden Jugend. Und doch ſtehn die Philologen und Hiſtoriker an Fülle der Combination den gewandteſten Naturforſchern nicht eben nach; ich finde ſogar, daß ſie den ſchwierigſten Wagſtücken mutvoll entgegengehen, daß umgekehrt die exacte Wiſſenſchaft einer Reihe von Räthſeln ausweicht, deren Löſung noch gar nicht herangekommen iſt. Oder kann ſie uns zum Beiſpiel erklären, wie ſich aus der Pflanze allmälich eine andere mit verſchiedner Farbe und verſchiedenem Duft entwickelt? Aber die Schüler, wenn die Spitzen hiſtoriſcher Ergebniſſe nicht ſelten unbemerkt an ihnen vorübergehen, bemächtigen ſich viel leichter aller phyſikaliſchen Lehre.

Doch genug der Nachtheile ſind hervorgehoben, denen wir unterworfen ſind, ich will auch laut werden laſſen, worin ſich unſere Wiſſenſchaft erhebt und allem Zeitgeiſt zum Trotz einer tieferen Wirkung zu erfreuen hat. Wir ſtehn viel feſter auf dem Boden des Vaterlandes und ſchließen uns inniger an alle heimiſchen Gefühle. Alle Erfindungen, die das Menſchengeſchlecht entzücken und beſeligen, ſind von der ſchöpferiſchen Kraft darſtellender Rede ausgegangen.

Der chemiſche Tiegel ſiedet unter jedem Feuer und die neu entdeckte mit kaltem lateiniſchen Namen getaufte Pflanze wird auf gleicher klimatiſcher Höhe überall erwartet; wir aber freuen uns eines verſchollenen ausgegrabenen deutſchen Worts mehr als des fremden, weil wir es unſerem Land wieder aneignen können, wir meinen, daß jede Entdeckung in der vaterländiſchen Geſchichte dem Vaterland unmittelbar zu ſtatten kommen werde. Die genauen Wiſſenſchaften reichen über die ganze Erde und kommen auch den auswärtigen Gelehrten zu gute, ſie ergreifen aber nicht die Herzen. Die Poeſie nun gar, die entweder keine Wiſſenſchaft genannt werden darf oder aller Wiſſenſchaften Wiſſenſchaft heißen muß, weil ſie gleich der leuchtenden Sonne in

alle Verhältniſſe des Menſchen dringt, die Poeſie fährt nicht auf brauſender Eiſenbahn, ſondern ſtrömt in weichen Wellen durch die Länder, oder ertönt im Liede, wie ein dem Wieſenthal entlang klingender Bach; immer aber geht ſie aus von der heimatlichen Sprache und will eigentlich nur in ihr verſtanden ſein. Ich darf auch fragen, ob einer unſerer Naturforſcher Deutſchland jemals ſo aufgebaut hat, wie es Göthe und Schiller thaten? Einer unter uns, der geſtern etwas Kleines hervorheben mochte, daß ich einmal über die Poeſie im Recht geſchrieben habe, deſſen Lieder längſt im Munde des Volks gehen, hat ſich eben der altgeſungnen Volkslieder mit ſo gewiſſenhaftem Bedacht und Fleiß angenommen, daß nun dieſe Sammlung wie ein vollendeter Saal in unſerer Vorzeit ſteht und kommenden Geſchlechtern überliefert werden wird. Iſt es nicht ſchön dieſes Saals Bauherr zu ſein? Zwei berühmte Geſchichtsforſcher, welche in unſerm Kreiſe niederſitzen, wie manigfach haben ſie durch ihre Schriften das deutſche Gemüth erhoben; wie iſt von einem anderen Freunde mit tieferen Blicken als ſie bisher gethan waren, in das Innerſte der Geſchichte unſerer Literatur eingedrungen worden, ſo daß ihre vorher auf wenige Leute eingeſchränkte Kenntniß jetzt um ſich zu greifen und Tauſende zu erfreuen beginnt. Auch die Sprachforſchung darf ſich einen geringen Theil dieſes Ruhmes aneignen, weil ſie es verſuchte aus den deutſchen Wörtern, denen man wenig grammatiſches Feuer zutraute, Funken zu ſchlagen, und die einfachſten Beobachtungen im eignen Hauſe zu halten an die, welche man längſt gewohnt war faſt nur fremden Stoffen abzugewinnen. Gelingt ihr einmal ihre Arbeit vollſtändiger, ſo wird ſich auch da ein Hintergrund erheben, auf den das Vaterland mit Stolz zurückſchauen darf, weil alle Denkmäler unſerer Vorzeit nicht bloß die Gegenwart nähren, ſondern auch in die Zukunft reichen ſollen. Den großen Werth dieſes in Sprache und Dichtung der Heimat ruhenden Beſitzthums müſſen lebhaft fühlen die, welche ſich ſeiner zu entäußern bewogen ſind. Ich denke an deutſche Auswanderer, die

ſchon zehn Jahre lang in ununterbrochenen Zügen nach Amerika überfahren; wäre nicht ausführbar und heilſam, daß Maßregeln berathen und berathene getroffen würden, um auch unter ihnen an der neuen Stätte, die ſie ſich erwählen, althergebrachte Sprache und dadurch warmen Zuſammenhang mit dem Mutterlande zu bewahren? So blühte in den griechiſchen Colonien griechiſche Sprache und Literatur und ſo iſt auch dem Nordamerikaner die ganze Fülle engliſcher Dichtung und Geſchichte jederzeit offen geblieben, gleichſam als die des eignen Alterthums. Fortwährend, auch nach beider politiſcher Trennung, ruht die Stärke Amerikas in dem mütterlichen England. Colonien heißen uns Pflanzungen, ja dieſe kräftige tief in Europa wurzelnde Pflanze hat ihren Samen über das weite Meer in die neue Welt fruchtbar entſandt. Unſere Naturforſcher zählen die Blätter und Staubfäden zahlloſer Kräuter, ordnen unendliche Reihen aller Geſchöpfe; was iſt aber erhebender und betrachtungswerther als das Wunder der Schöpfung, das über die ganze Erde ſich ausbreitende Menſchengeſchlecht, das eine überreiche Geſchichte ſeiner Entfaltung und ſeiner Thaten aufzuweiſen hat? Darf die Gliederung ſeiner gleichfalls in unendliche Zungen und Mundarten geſpaltenen Rede nicht noch mit ſtärkerer Gewalt an uns treten und unſere Wiſſenſchaft auffordern als die glänzendſte Entdeckung neuer Arten von Polythalamien und Bacillarien? Das Menſchliche in Sprache, Dichtung, Recht und Geſchichte ſteht uns näher zu Herzen als Thiere, Pflanzen und Elemente; mit denſelben Waffen ſiegt das Nationale über das Fremde. Hierin liegt zugleich der einfache Schlüſſel, warum, ohne den Erfolgen der tonangebenden Verſammlungen deutſcher Naturforſcher und claſſiſcher Philologen im Geringſten nahe zu treten, unſern Zuſammenkünften, freilich faſt bloß in Gegenwart eines deutſchen Publicums, vorbehalten und verliehen ſein dürfte, anhaltendere Theilnahme und Befriedigung hervorzurufen.

III. Ueber den Namen der Germaniſten.*)

Ich glaube nicht, daß mein verſtorbener Freund Hugo in Göttingen, an den ich noch oft wehmüthig denke, ſcharf ausgeprägt wie er war, von den ihm abliegenden Zwecken und Erfolgen unſerer Verſammlung eine große Meinung gehabt haben würde; das aber weiß ich ſicher, daß ihm etwas ein unüberwindlicher Anſtoß geweſen wäre, der Name, welcher im Begriff ſteht uns Allen zu gebühren, der Germaniſten, im allgemeinen auch Hiſtoriker und Philologen miteinſchließenden Sinn. Nach dem von den neugebornen Kindern an gültigen Brauch werden auch die rechten Namen immer von Andern dem, der ſie trägt beigelegt, nicht von ihm ſich ſelbſt, und es ſcheint unangemeſſen, daß wir gleich bei unſerm erſten Auftreten darauf Bedacht nehmen, uns die geeignete Benennung zu ſichern. In der That blieb aber gar kein anderer Ausweg und es ſtellte ſich ſofort gleich beim Druck der Einladung inſtinctmäßig die Nothwendigkeit dar, die unbeholfene Umſchreibung einer Zuſammenkunft deutſcher Geſchichtsforſcher, Rechtsforſcher und Sprachforſcher in einen bündigen Ausdruck zu verwandeln. Ein ſchon vorhandenes, nur in beſchränkterem Sinn angewandtes Wort war wie von ſelbſt geſchaffen, um das neue Band zwiſchen drei Wiſſenſchaften, das, wenn keine Täuſchung waltet, länger dauern ſoll, paſſend zu bezeichnen; zwiſchen drei Wiſſenſchaften, denen ſo

*) In dem über die „Verhandlungen der Germaniſten ꝛc.“ erſchienenen Bericht (Frankfurt a. M., 1847) ſind dieſem Vortrage folgende Worte vorangeſchickt: Auch dießmal gedachte der Vorſitzende mit einem kurzen Vortrag zu beginnen, den er, da wichtigere angekündigt waren und die Geſchäfte zum Schluß drängten, bei ſich behielt. Hier mag Einiges von dem folgen, was er ungefähr zu ſagen gehabt hätte.

Vieles und zumal der Begriff ihrer Deutſchheit, worauf der Name hinweiſt, weſentlich gemeinſam iſt. Dringt ſeine umfaſſendere Bedeutung durch, ſo müſſen die Rechtsforſcher, auf die es ungebührlich bisher beſchränkt wurde, dabei verlieren, was ſie auf der andern Seite an der größern Ehre, die dem Namen zuwächſt, wieder gewinnen. Warum ſollten auch ſie ausſchließlich Germaniſten heißen? da man zum Beiſpiel Slaviſten diejenigen benennen hört, die ſich mit ſlaviſcher Sprache befaſſen und mein franzöſiſches Wörterbuch ohne alles Bedenken Latiniste erklärt: qui entend et parle latin. Dabei iſt nicht der leiſeſte Nebengedanke an Bekanntſchaft mit lateiniſchem oder ſlaviſchem Recht. Auch ſollten, meine ich, unſere Hiſtoriker eben ſo wenig zaudern, einen der ihrigen, der ſich mit beſonderem Eifer der ſlaviſchen Geſchichte zugewandt hätte, wiederum als Slaviſten anzuerkennen. Es wird alſo nur einige Gewöhnung koſten und, füge ich hinzu, von der Lebensdauer unſerer künftigen Verſammlungen abhängen, um die Ausdehnung des Namens Germaniſten auf Forſcher des Rechts, der Geſchichte und Sprache über allen Zweifel zu erheben. Er drückt dann gar nichts aus als Einen, der ſich deutſcher Wiſſenſchaft ergibt, und das iſt wohl eine ſchöne Benennung. Ja ein echter deutſcher Dichter könnte ſich gefallen laſſen Germaniſt zu heißen, es müſte ihn denn die Endung ista zu ausländiſch dünken, ſolange ihm entgeht, daß ſelbſt Dichter unmittelbar aus dem lateiniſchen dictator abſtammt.

Dieſer Ausgang ista war aber längſt unter uns ſo eingebürgert, daß er grammatiſch unangreifbar ſcheint und in fünfzig andern Anwendungen ſich volles Recht erwarb. Gleich Legiſt, Canoniſt, Civiliſt, Juriſt und damit nicht die Rechtslehrer wähnen, das Wort allein geworben zu haben, gleich Donatiſt, Spinoziſt, Botaniſt (wenigſtens die Franzoſen gebrauchen botaniste, falls bei uns Botaniker vorherrſcht), Chroniſt, Fragmentiſt wird auch der uns von Römern oder Kelten beigelegte Name der Germanen ſich den Anhang ista gefallen laſſen, woraus

eine neue Beſtätigung der Fremdheit dieſes Volksnamens fließt, da nur fremde, keine deutſchen Wurzel des Beiſatzes ista fähig ſind. Am allerwenigſten dürfen aber die claſſiſchen Philologen deutſchen den Namen Germaniſten mißgönnen, weil ihnen ſelbſt ſogar der allgemeinſte Name Humaniſten überwieſen zu ſein pflegt, ohne allen Wahn, daß ihnen allein die Pflege des Menſchlichen, das Humanum oder gar die Humaniora obliege.

Schauen wir dieſem deutſchen -iſt und lateiniſchen -ista noch näher auf den Grund, ſo ſind ſie deutlich griechiſches Urſprungs und aus Verbis auf -ίζω abgeleitet, denen zugleich Adverbia auf -ιδτί und Subſtantiva auf -ιδμός und -ιδτής entſprießen. Ἀττικίζειν, λακωνίζειν iſt attiſch, lakoniſch reden, ἀττικιδμός λακωνιδμός attiſche, lakoniſche Redeweiſe, wer ſie übt, redet ἀττικιδτί, λακωνιδτί und heißt darum ἀττικιδτής, λακωνιδτής. Mit -άζω und -αδτής verhält es ſich ebenſo, ja von δχίζω wird δχίδμα und δχιδτός, von χρίω χρῖδμα, χριδτός gebildet, was ſich den deutſchen Bildungen blôian, blôsma und blôstr vergleicht. Unſerm Germaniſt ſteht darum Germanismus, wie dem Rigoriſt Rigorismus, dem Chiliaſt Chiliasmus, dem Enthuſiaſt Enthuſiasmus zur Seite. Eigenſinn und Gewohnheit der Sprache ſchließen aber oft die eine oder die andere Form aus. Von Civiliſt bilden ſie keinen Civilismus, umgekehrt von Pedantismus keinen Pedantiſt, da es ſchon Pedant gibt und Pedanten allzuviel. Germanismus, was den Franzoſen ein Fehler erſcheinen kann, ſollte uns immer eine rechte Tugend ſein, und es wäre zu wünſchen, daß alle Germaniſten auch γερμανιδτί redeten und handelten.

Dies iſt es, was ich über den Namen der Germaniſten mittheilen wollte. Streben wir, daß er noch zu höheren Ehren auffteige!

Weſen der Thierfabel.*

Die Poeſie nicht zufrieden Schickſale, Handlungen und Gedanken der Menſchen zu umfaſſen, hat auch das verborgene Leben der Thiere bewältigen und unter ihre Einflüſſe und Geſetze bringen wollen.

Erſten Anlaß hierzu entdecken wir ſchon in der ganzen Natur der für ſich ſelbſt betrachtet auf einer poetiſchen Grundanſchauung beruhenden Sprache. Indem ſie nicht umhin kann allen lebendigen, ja unbelebten Weſen ein Genus anzueignen, und eine ſtärker oder leiſer daraus entfaltete Perſönlichkeit einzuräumen, muß ſie ſie am deutlichſten bei den Thieren vorherrſchen laſſen, welche nicht an den Boden gebannt, neben voller Freiheit der Bewegung, die Gewalt der Stimme haben, und zur Seite des Menſchen als mitthätige Geſchöpfe in dem Stillleben einer gleichſam leidenden Pflanzenwelt auftreten. Damit ſcheint der Urſprung, faſt die Nothwendigkeit der Thierfabel gegeben.

Es iſt nicht bloß die äußere Menſchähnlichkeit der Thiere, der Glanz ihrer Augen, die Fülle und Schönheit ihrer Gliedmaße was uns anzieht; auch die Wahrnehmung ihrer manigfalten Triebe, Kunſtvermögen, Begehrungen, Leidenſchaften und Schmerzen zwingt in ihrem Innern ein Analogon von Seele anzuerkennen**), das bei allem Abſtand von der Seele des Men-

*) Reinhart Fuchs. (1834.) Erſtes Capitel.

**) Ein Buch über die Heimlichkeit der Thierwelt (vie privée des animaux) wäre noch zu ſchreiben, und vielleicht nicht von Naturforſchern, die gleich zu viel Syſtem in ihre Beobachtung bringen. Das Beſte was ich kenne ſind die lettres philosophiques sur l'intelligence et la perfectibilité des animaux par Charles Georges Leroy. Paris 1774 (?) und wiederholt 1802. Man hat eine Ueberſetzung von Engel, Berlin 1775. Ueber Bienen und Ameiſen giebt es ſorgfältigere Bemerkungen dieſer Art als über die größeren Thiere.

ſchen ihn in ein ſo empfindbares Verhältniß zu jenen bringt, daß, ohne gewaltſamen Sprung, Eigenſchaften des menſchlichen Gemüts auf das Thier, und thieriſche Aeußerungen auf den Menſchen übertragen werden dürfen. In mehr als einer ſinnlichen Kraft thut es uns das Thier zuvor, in Schärfe des Geſichts Feinheit und Stärke des Gehörs und Geruchs, Schnelle des Laufs und Befähigung zum Flug; ſollten wir ihm nicht zugeſtehen, neben uns und in der Einwirkung auf uns ſeine Beſonderheit geltend zu machen?

Die früheren Zuſtände menſchlicher Geſellſchaft hatten aber dies Band feſter gewunden. Alles athmete noch ein viel friſcheres ſinnliches Naturgefühl. Jäger und Hirte ſahen ſich zu einem vertrauten Umgang mit den Thieren bewogen, und tägliches Zuſammenſein übte ſie im Erlauſchen und Beobachten aller ihrer Eigenſchaften. Damals wurden eine Menge nachher verlorner oder geſchwächter Beziehungen zu den Thieren entwickelt. Von Hegung und Weide des zahmen Viehes, Erlegung des Wilds, Verfolgung des Raubthiers, aber auch von einem uneigennützigen, unfeindlichen Verkehr, wie er in mancher Lage zwiſchen Menſch und Thier eintreten muſte, giengen dieſe Bezüge aus. Für Thiere, deren nähere Bekanntſchaft unentbehrlich war, oder die man ſcheute, mit denen aber gut zu ſtehen für rathſam erachtet wurde, entſprangen außer den gewöhnlichen Appellativen beſondere Eigennamen, die als Ruf oder Anrede geltend unter beiden Parteien das wärmere Verhältniß einer wenigſtens unvollkommen gelungenen Verſtändigung herbeiführten. Dieſe Namen konnten wieder mit der Zeit in förmliche und ſtändige Appellativa übergehen.

Blieben nun in der Wirklichkeit immer Schranken geſteckt und Grenzen abgezeichnet, ſo überſchritt und verſchmolz ſie doch die ganze Unſchuld der phantaſievollen Vorzeit allenthalben. Wie ein Kind, jene Kluft des Abſtands wenig fühlend, Thiere beinahe für ſeines Gleichen anſieht und als ſolche behandelt; ſo faßt auch das Alterthum ihren Unterſchied von den Menſchen

ganz anders als die ſpätere Zeit. Sagen und Mythologien glauben Verwandlungen der Menſchen in Thiere, der Thiere in Menſchen, und hierauf gebaut iſt die wunderbare Annahme der Seelenwanderung. In ſchwieriger Gefahr hat der Menſch entſcheidenden Rath und Hilfe einiger Thiere zu gewarten. Von andern befürchtet er Uebel und Nachtheil, noch weit größern, als ihre natürliche Fähigkeit ihm zu ſchaden mit ſich führt, allein er traut ihnen Zauberkräfte zu, und meidet abergläubiſch ihren Namen auszuſprechen, an deſſen Stelle er ein anderes ſchmeichelndes oder verſöhnendes Wort ſetzt. Ohne Thiere, deren Art, Geſchlecht und Farbe genaueſte Rückſicht fordert, können gewiſſe Opfer nicht vollbracht, gewiſſe Weiſſagungen nicht gepflogen werden. Vogelflug und Angang der Thiere ſind bald heilbringende bald ſchreckende Zeichen; Thiere ſind Anführer auswandernder Anſiedelungen. Thiere werden, zur Deutung der Geſtirne, an Himmel verſetzt, Thiere verſehen Botendienſte und künden dem Menſchen herannahendes Glück oder Leid. In ihrem Geſchrei und Geſpräch*) (das Begabte verſtehen lernen) unterhalten ſie ſich von unſerm Geſchick, von unſern Begebenheiten. Einige Thiere ſollen ein Alter erreichen, das die dem Menſchen geſetzte Lebenszeit weit übertrifft. Nachahmung der Thiergeſtalt in Tracht, Larve und Rüſtung, Thierbilder auf Heerzeichen und Wappen liegen darum dem Menſchen nahe; ſie mögen nicht bloß durch die Verwendung ſchmückender Häute und Federn, ſondern durch irgend einen lebendigeren Bezug auf Eigenſchaften der Thiere und ihr Verhältniß zu den Menſchen eingeführt geweſen ſein. Wo aber ſolche und ähnliche Vorſtellungen (und ſie ſcheinen bei Völkern auf halber Bildungsſtufe am ſtärkſten und lebhafteſten) in dem Gemüte des Menſchen wurzeln, da wird es gern dem Leben der Thiere einen breiteren Spielraum, einen tieferen Hin-

*) Geſang der Vögel heißt im Mittelalter ihr Latein; wie eine fremde unverſtandne Menſchenſprache Latein oder Welſch (Gött. Anz. 1833, 1590).

tergrund geſtatten und die Brücke ſchlagen, über welche ſie in das Gebiet menſchlicher Handlungen und Ereigniſſe eingelaſſen werden können.

Sobald einmal um dieſen Zuſammenhang des thieriſchen und menſchlichen Lebens her die vielgeſchäftige Sage und die nährende Poeſie ſich ausbreiteten, und ihn dann wieder in den Duft einer entlegenen Vergangenheit zurückſchoben; muſte ſich da nicht eine eigenthümliche Reihe von Ueberlieferungen erzeugen und niederſetzen, welche die Grundlage aller Thierfabel abgegeben haben? Alle Volkspoeſie ſehen wir erfüllt von Thieren, die ſie in Bilder, Sprüche und Lieder einführt. Und konnte ſich die allbelebende Dichtung des letzten Schritts enthalten, den Thieren, die ſie in menſchlicher Sinnesart vorſtellt, auch das unerläßliche Mittel näherer Gemeinſchaft, Theilnahme an menſchlich gegliederter Rede beizulegen? Ohne jenes gläubige Zugeſtändniß ihrer Sprachgabe, die nicht viel mehr auffällt als die gleiche Sprache zweier Völker im Gedicht, war keine Aufnahme der Thiere in das Reich der Dichtung denkbar. Bedeutſam drückt die Formel „als noch die Thiere ſprachen", mit welcher wir das Dunkel einer geſchwundenen Vorzeit bezeichnen, den Untergang jenes im Glauben der Poeſie vorhandnen engeren Verkehrs mit den Thieren aus, deſſen Erinnerung dieſe uns in ihren Bildern vorhält. Wie durch ein Mißgeſchick ſind die Thiere nachher verſtummt, oder halten vor den Menſchen, deren Schuld gleichſam dabei wirkte, ihre Sprache zurück.

Die Thierfabel gründet ſich alſo auf nichts Anders als den ſicheren und dauerhaften Boden jedweder epiſchen Dichtung, auf unerdenkliche, langhin gehaltene, zähe Ueberlieferung, die mächtig genug war ſich in endloſe Fäden auszuſpinnen und dieſe dem wechſelnden Laufe der Zeiten anzuſchmiegen. Gleich allem Epos, in nie ſtill ſtehendem Wachsthum, ſetzt ſie Ringe an, Stufen ihrer Entwickelung zu bezeichnen, und weiß ſich nach Ort, Gegend und den veränderten Verhältniſſen menſchlicher Einrich-

tungen unermüdlich von Neuem zu geſtalten und wieder zu gebären. Unter günſtigem Luftſtrich gedeiht ſie und gewinnt Formen; wo aber die Zeit ihrer Blüte ungenutzt verlauft, ſtirbt ſie allmälich aus, und wird nur noch in bröckelhafter Volksſage dahin getragen. Es iſt eben ſo widerſtrebend echte Thierfabeln zu erſinnen, als ein anderes epiſches Gedicht. Alle Verſuche ſcheitern, weil das Gelingen gebunden iſt an einen unerfundnen und unerfindbaren Stoff, über den die Länge der Tradition gekommen ſein muß, ihn zu weihen und feſtigen.

Nur darin unterſcheidet der Gegenſtand der Thierfabel ſich von dem jedes übrigen Epos, daß dieſer, wenn auch keine wirkliche Begebenheiten enthaltend, immer an ſie grenzt und ſich unauflösbar mit der wahren Geſchichte der Vorzeit vereinigt; die Thierfabel hingegen eine Unterlage empfangen hat, welcher die Möglichkeit der Wahrheit nothwendig abgeht, durch den Glauben der Einbildungskraft aber dennoch Beſtätigung und Sicherheit verliehen wird. Wie die Sprache lebloſen Weſen ein Geſchlecht ertheilte, deſſen ſie in der Natur unfähig waren, ſo hat die Poeſie den Thieren Begebenheiten und eine Geſchichte anerſchaffen. Sobald wir eingelaſſen ſind in das innere Gebiet der Fabel, beginnt der Zweifel an dem wirklichen Geſchehenſein ihrer Ereigniſſe zu ſchwinden, wir fühlen uns ſo von ihr angezogen und fortgeriſſen, daß wir den auftretenden Thieren eine Theilnahme zuwenden, die wenig oder nichts nachgibt derjenigen, die uns beim rein menſchlichen Epos erfüllt. Wir vergeſſen, daß die handelnden Perſonen Thiere ſind, wir muten ihnen Pläne, Schickſale und Geſinnungen der Menſchen zu. Hierbei kommt in Betracht, daß Menſchen ſelbſt in die Thierfabel verflochten werden und in ihre Handlung weſentlich eingreifen, die an dem Umgang und der Sprachfähigkeit der Thiere nicht den geringſten Anſtoß nehmen. Aus dieſen Eigenſchaften wächſt der Thierfabel ein beſondrer, ſogar dem übrigen Epos mangelnder Reiz, den ich in die innige Vermiſchung des menſchlichen mit dem thieriſchen Element ſetze.

Die Thierfabel hat dem zufolge zwei weſentliche Merkmale. Einmal ſie muß die Thiere darſtellen als ſeien ſie begabt mit menſchlicher Vernunft und in alle Gewohnheiten und Zuſtände unſeres Lebens eingeweiht, ſo daß ihre Aufführung gar nichts Befremdliches hat. Die gemordete Henne wird auf einer Bahre mit Zetergeſchrei vor den König getragen, er heißt ihr das Todtenamt halten und eine Grabſchrift ſetzen. Die Menſchen der Fabel ſtehen nicht an, dem Wolf, der ihre Sprache redet, als er um Aufnahme ins Kloſter bittet, die Tonſur zu gewähren. Der Bauer läßt ſich mit dem Fuchs in förmlichen Vertrag über ſeine Hühner ein, und erkennt den Löwen im Rechtsſtreit mit Thieren als gemeinſchaftlichen Richter. Dann aber müſſen daneben die Eigenheiten der beſonderen thieriſchen Natur ins Spiel gebracht und geltend gemacht werden. So ſingt der Hahn auf einem Fuße ſtehend und die Augenlider ſchließend; ein ganz der Natur abgelauſchter Zug. So bedient im Kampf mit dem Wolfe der Fuchs ſich aller ſeiner natürlichen Liſten. So wird bei der Katze die eingeprägte Neigung zu den Mäuſen, bei dem Bären zum Honig unentbehrlicher Hebel der Fabel, aus dem die eingreifendſten Verwickelungen hervorgehen. Dieſer Vereinbarung zweier in der Wirklichkeit widerſtreitender Elemente kann die Thierfabel nicht entrathen. Wer Geſchichten erſinnen wollte, in denen die Thiere ſich bloß wie Menſchen gebärdeten, nur zufällig mit Thiernamen und Geſtalt begabt wären, hätte den Geiſt der Fabel ebenſo verfehlt, wie wer darin Thiere getreu nach der Natur aufzufaſſen ſuchte, ohne menſchliches Geſchick und ohne den Menſchen abgeſehne Handlung. Fehlte den Thieren der Fabel der menſchliche Beigeſchmack, ſo würden ſie albern, fehlte ihnen der thieriſche, langweilig ſein. Einleuchtend finden wir dieſe Erforderniſſe bewährt, wenn ſich die Kunſt der Thierfabel bemächtigen will. Der Künſtler muß es verſtehen, den Thieren ihr Eigenthümliches zu laſſen und ſie zugleich in die Menſchenähnlichkeit zu erheben: er muß den thieriſchen Leib

beibehaltend ihm dazu noch Gebärde, Stellung, leidenschaftlichen Ausdruck des Menschen zu verleihen wissen.*)

Eben in dieser Nothwendigkeit bedingen sich andere Eigenschaften der epischen Thierfabel. Das bloße Märchen kann ganz todte Gegenstände, wie Stühle, Bänke, Kohlen handelnd und redend einführen; aus jener müssen sie geschieden bleiben, weil ihnen alle natürliche Lebensthätigkeit, die ihr beizumischen wäre, abgeht. Pflanzen, Bäume, deren Leben wiederum sich zu unmerkbar äußert, als daß sie wirksam sein könnten, taugen ihr ebensowenig. Selbst zwischen den Thieren muß ein bedeutender Unterschied eintreten. Vorerst scheinen die kleinen Thiere für die Fabel minder geeignet, weil sie nicht hinreichende Eigenthümlichkeiten besitzen, die sich auffassen und anschaulich machen ließen. Inzwischen dürfen sie, z. B. die Grille oder Ameise, mit Erfolg Nebenrollen übernehmen. Dann aber stehen für die Verwendung der Thierfabel schon darin den Säugthieren die Vögel nach, daß sie uns weniger gleichen und durch ihr Flugvermögen aus der Reihe treten, in die wir mit jenen gestellt sind. Den Vögeln ist eine geisterhafte Unruhe eigen, die dem Epos nicht zusagt, desto mehr dem aristophanischen Drama. Endlich wird aber zugestanden werden müssen, daß auch von den vierfüßigen Thieren vorzugsweise die größeren einheimischen für die Fabel angemessen sind. Fremde seltene Thiere liegen der anschauenden

*) Die Holzschnitte in den alten Ausgaben des Reineke halten das rechte Maß, besonders sind die in den Frankfurter Octavausgaben von Virgil Solis († 1562) erfundnen, hernach von Jost Aman († 1591) verfeinerten und veränderten Bilder lobenswerth. Schoppers Uebersetzung hat dieselben Holzschnitte, der erste Druck von 1567 die des Solis, der von 1579, 1584, 1595 die des Aman. Wie stehen dagegen die fälschlich gerühmten Kupfer der Gottschedischen Ausgabe ab. Der an sich nicht übelgerathne Fuchs von Wh. Tischbein vor Soltaus Uebersetzung (Lüneburg 1830) ist doch zu naturgetreu und ohne menschlichen Schwung, ich ziehe ihm den von Solis gezeichneten bei Schopper „vulpes Reinike de se ipso loquitur“ (auf dem Titelblatt der deutschen Ausgabe) vor.

Phantaſie zu fern, und ſie bleibt unberührt von ihnen. Es wäre höchſt unſchicklich in unſerer Thierfabel dem Elefant oder Kameel irgend einen bedeutenden Platz zu überweiſen. Hausthiere ſind es und die Bewohner unſerer Wälder, welche für die Fabel geſchaffen ſcheinen, mit Zuziehung einiger vertrauteren Vögel, des Hahns, Sperlings, der Lerche, wogegen das übrige große und wilde Geflügel entbehrt werden mag. Unter den Hausthieren ſelbſt aber finden wir diejenigen, welche ſich gänzlich in menſchliche Dienſtbarkeit ergeben haben, den Ochſen, Hund und das Pferd ausgeſchloſſen, oder nur in beſchränkter Weiſe auftretend: ſie ſind allzu zahm und proſaiſch geworden; anders verhält es ſich mit dem Hahn und der Katze, die eine größere Unabhängigkeit behauptet haben. Hiernach iſt alſo der Thierfabel auch das mit dem Epos gemein, daß beide nothwendig einheimiſcher Helden bedürfen. Aus der gleichen Urſache aber wird das gedeihende und erwärmende Thierepos überall eine feſte Stätte und Heimat ſuchen und wie im Vordergrund der Landſchaft namhafte Oerter anſchlagen, auf dem ſich ſeine Figuren bewegen. Endlich, indem es einzelne Thiere auszeichnet und genau individualiſiert, erhebt es ſie dadurch zu Repräſentanten oder Anführern ihrer ganzen Gattung und muß nothwendig von ihrer Vielheit und Menge in der wirklichen Natur abſehen, welche Alles wieder verallgemeinern würden. Daher ſtellt es die Fabel ſo dar, als ob der Fuchs oder Wolf, den ſie uns vorhält, die einzigen im Lande wären, und beſchränkt ſich darauf ihnen eine nach menſchlichen Verwandtſchaftsverhältniſſen berechnete Familie beizulegen.

Nach dem Charakter, den ich der Thierfabel beigelegt habe verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihr kein Hang zur Satire beiwohnen könne, weder zu einer allgemeinen ihren Spott über das ganze Menſchengeſchlecht ergießenden, noch zu einer beſonderen, die das Ziel auf einzelne Stände oder Menſchen richtet. Man hat geirrt, wenn man in ihren gelungenſten Geſtaltungen gerade nichts als verſteckte oder gezähmte Satire erblicken will.

Die Satire iſt von Haus aus unruhig, voll geheimer Anſpielungen und verfährt durchgängig bewuſt. Die Fabel ſtrömt in ruhiger, unbewuſter Breite; ſie iſt gleichmütig, wird von ihrer innern Luſt getragen, und kann es nicht darauf abgeſehen haben, menſchliche Laſter und Gebrechen zu ſtrafen oder lächerlich zu machen. Ihr Inhalt iſt weder eine Ueberſetzung menſchlicher Begebenheiten, noch läßt er ſich hiſtoriſch auflöſen. Wir werden ſehen, daß alle auf dieſem Wege gemachten Verſuche die alte Fabel zu deuten, in ſich ſelbſt zerfallen. Wohl aber iſt zuzugeben, daß ſie zuweilen, wo es ihr Haft an Ort und Zeit herbeiführt, in die Satire ſtreifen kann, obgleich ich auch dann die Anſpielung eher wie eine der wahren Natur der Fabel fremde und halb aufgedrungne Ausſchmückung betrachte. Noch weniger mag ihr Parodie des menſchlichen Epos untergelegt werden: dieſe vorſätzliche verzerrende Nachahmung gehört weit ſpäterer Zeit an, als der worin die Fabel entſprang, und man darf ſie nicht mit der ſtillen komiſchen Kraft, von der die Fabel unbewuſt durchzogen wird, mit einer harmloſen Ironie, die ſie dann und wann kund gibt, verwechſeln. Der Widerſchein menſchlicher Geſtalten, Handlungen und Worte hat gar nichts von der gewaltſamen Verdrehung jener Verkleidung. In dem herben aber ſchlagenden, überall poetiſchen Witz unſerer Thierſage verräth ſich ganz die einer rohen, kraftvollen Heldenzeit angemeſſene Einkleidung, beſonders der Spott, der darin mit Wunden und Verſtümmelungen getrieben wird, iſt mir ein faſt unverwerflicher Zeuge ihres hohen Alters. Wie Reinhart den blutenden Iſengrimm höhnt, den wunden Brun läſtert, Frauen Inlocke Troſt zuſpricht, darin mag man leicht den Stil der bitteren Scherze erkennen, die zwiſchen Walthar und Hagano fallen oder der Weiſe, in welcher Hagene von Volkers rothen Anſtrich zum Fidelbogen redet.

Schwerer zu widerlegen wird die ausgebreitete Anſicht ſcheinen, daß mit der Fabel weſentlich ein didaktiſcher Zweck verbunden ſei, daß ſie ſtets eine Lehre verhülle, die ſich der Menſch aus dem Beiſpiel der Thiere zu entnehmen habe. In der That

iſt auch ſchon ſehr frühe die Thierfabel unter dieſen Geſichtspunkt geſtellt und bei wirklichen Vorfällen als Gegenſtück erzählt worden, um aus ihr in ſchwieriger Lage des menſchlichen Lebens eine triftige Nutzanwendung zu ſchöpfen. Sei es nun, daß man die im Gewebe der Dichtung eingeſchloſſene Lehre gar nicht hervorhob, ſondern dem Zuhörer ſie daraus zu ziehen überließ, oder daß man ſie am Ende des Vortrags ausſprach, oder ſie gar vorausſchickte und ihr den Stoff der Erzählung wie zur Erläuterung anfügte. Unter dieſen drei Arten iſt die erſte als die älteſte und wirkſamſte zu betrachten, die zweite mehr der griechiſchen, die dritte der orientaliſchen Weiſe angemeſſen. Unleugbar wird bei der letzten die Erwartung am wenigſten geſpannt, da die vorn ausgeſprochene Moral den Ausgang der Begebenheit halb errathen läßt. In allen drei Erzählungsweiſen aber iſt der Erfolg der Fabel dem des Sprichworts oder der Parabel vergleichbar, wie denn auch dieſe Benennung ſelbſt auf die Fabel übergeht und der Urſprung der altdeutſchen Ausdrücke bispel oder biwurti ganz eine ſolche Beziehung verräth.

Lehrhaft nun iſt die Fabel allerdings, doch mich dünkt ihr erſter Beginn nicht Lehre geweſen. Sie lehrt wie alles Epos, aber ſie geht nicht darauf aus zu lehren. Die Lehre mag aus ihr und dem Epos, um eine Vergleichung zu brauchen, gezogen werden wie der Saft aus der Traube, deren milde Süße, nicht ſchon den gekelterten Wein ſie mit ſich führen. Ueberall, wo uns das zur Moral vergorene Getränk dargeboten wird, iſt nicht mehr die friſche epiſche Thierfabel, ſondern bereits ihr Niederſchlag vorhanden. Daher quillt auch aus dem Epos die Lehre eigentlich reichhaltiger nach vielen Seiten hervor, der ſpäteren Fabel wird eine beſtimmte Affabulation entpreßt, die von kleinerem Bereich in vielen Fällen ihren Stoff gar nicht erſchöpft hat; es könnten ihr noch ganz andere Lehren, als die gewählten entnommen werden, ja der nemlichen Fabel ſehr verſchiedene. Der echten Fabel Inhalt läßt eine Menge von Anwendungen zu, aus dem bloßen Epimythium aber ſich noch keine Fabel auf-

erbauen, was jene morgenländiſche Auffaſſung als weniger gelungen darſtellt und zugleich entſchuldigt, da faſt jede Sittenlehre von dem Umfang der Erzählung übertroffen wird. Die Fabel braucht nicht einmal eine ſittliche Lehre zu enthalten, oft bietet ſie nur eine Regel der Klugheit dar; das Böſe kann im Einzelnen oder in der Wendung des Ganzen über das Gute den Sieg davon tragen. Es ſcheint mir ſogar ein tiefer Zug der Fabel, daß ſie an den Thieren mehr Laſter und Fehler der Menſchen als Tugenden vorſtellt, gleich als ſei unſere beſſere Seite zu herrlich, um von uns mit den Thieren getheilt zu werden, und alle Aehnlichkeit auf das beſchränkt, was an uns noch thieriſch iſt. Daher in ihr Liſt, Schlauheit, Wuth, Treuloſigkeit, Zorn, Neid, Schadenfreude, Dummheit und die daraus folgenden Verbrechen zur Schau kommen, faſt niemals aber die edleren Leidenſchaften der Liebe, Treue und Großmut, es ſei denn in vorübergehenden Nebenzügen *, geſchildert werden. Eine Ausnahme machen Mut und Tapferkeit, Eigenſchaften, die an den meiſten wilden Thieren zu offenbar ſind, als daß ſie übergangen werden könnten. Die Moral der Fabel wird alſo gewöhnlich eine negative ſein, entweder bloße Regel des Vortheils, oder Warnung dem Beiſpiel der Thiere nicht zu folgen. Den ſtärkſten Beweis für die in der That zufällige Verbindung der getroffenen Nutzanwendung mit der Fabel ſelbſt bietet ein Verfahren des Mittelalters an die Hand. Man hat es verſucht aus der Thierfabel wie aus andern weltlichen Erzählungen chriſtliche Lehren und Bezüge herzuleiten. So wenig nun dieſe geiſtliche Deutung Grundlage oder weſentliche Folge der Fabel war, ſo wenig iſt es auch die Moral die ſie begleitet.

Den Völkern des Alterthums, deren Vorbilder in beinahe allen Dichtungsarten glänzen, ſcheint ſich die Thierfabel nicht ſo glücklich geſtaltet zu haben, obgleich ſie ihrer Ueberlieferung früherhin ohne Zweifel zu Gebote ſtand. Die Batrachomyo-

*) Der Hahn will für ſein Weib ſterben. Reinh. 1943.

machie kann indeſſen für ein vortreffliches, auf echter Sage beruhendes Stück gelten, das ſich im engen Kreiſe kleiner Thiere bewegt, aber durch ſeine überaus wohl gehaltene reine Darſtellung die anmutigſte Wirkung hervorbringt. Was wir unter dem Namen äſopiſcher Fabeln begreifen iſt durch ſo manche Hände gegangen und ſo ungleich geworden, daß die urſprüngliche Abfaſſung daran ſich nicht mehr deutlich erkennen läßt: es ſind koſtbare Ueberbleibſel aus einer Fülle von Thierfabeln, die aber meiſtens die Geſtalt bloßer Auszüge an ſich tragen und nur ſelten zu behagender epiſcher Breite ſich erheben. So manch bedeutſamer und erfreulicher Zug auch noch in dieſer geſchwächten Niederſchreibung haftet, iſt doch faſt Alles bereits auf die Epimythien zugeſchnitten, alſo nur bloße Verdünnung einer älteren, in größerer Freiheit empfangnen und auferzognen Thierfabel. Zeichen der abgenommenen Wärme iſt es ſchon, daß der äſopiſchen Fabel die örtliche Anknüpfung beinahe ganz gebricht. Dagegen hat ſich der Zuſammenhang zwiſchen ihr und der Thierfabel anderer Völker in genug einzelnen Spuren augenſcheinlich erhalten und es muß ein Hauptaugenmerk ſein ihn hervorzuheben, weil er die Enge der Affabulation zeigt und das Ganze durchblicken läßt, aus dem dieſe Mythen geriſſen wurden. Phädrus gewährt uns die nochmalige Nachbildung Aeſops in gemeſſener, aber unbelebter Sprache, aus der alle Poeſie entwichen iſt, eine glatte kahle Erzählung, ein wenig labender vierter Aufguß auf die Trebern des alten Moſts. Von bedeutendem Gehalt, theilweiſe trefflicher Darſtellung, wenn man die geſchraubte, Alles verkettende Manier der Erzählung nachſieht, iſt die morgenländiſche Fabel.

Als kein ganz geringer Erſatz für unwiderbringliche Verluſte und Entbehrungen muß es angeſehen werden, daß die Poeſie des Mittelalters eine Thierfabel aufzuweiſen hat, der ſich nichts anderswo zur Seite ſtellen läßt. Ich bezeichne ſie näher als eine deutſche, und gedenke es im Verlauf der fernern Abhandlung zu rechtfertigen. Die Fülle ihrer Entſtehung und Aus-

bildung überbietet Alles, was das Alterthum in der Fabel hervorgebracht hat. Mit der ganzen Kraft des Epos, Knospe an Knospe schwellend, erblühte sie aus deutschem Stamm in den Niederlanden, dem nördlichen Frankreich und westlichen Deutschland. Diese örtliche Einschränkung zieht zuerst unsere Aufmerksamkeit an. Die älteste und einfachste aller Dichtungsarten, die epische ist weit mehr als alle übrigen durch Zeit und Raum bedingt. Nach Jahrhunderten und Gegenden scheint sie zurückzuweichen, und weder eine kältere noch wärmere Zone zu ertragen. Wie gewisse Pflanzen und Bäume nur unter bestimmtem Himmelsstrich gedeihen und zu ihrer vollen Macht kommen, über ihn hinaus verkümmern und zu Grund gehen; so hat auch die Thierfabel die Grenze jener Länder nicht überschritten, und weder Südfrankreich, Italien und Spanien, noch auf der andern Seite das celtische Sprachgebiet, England, Scandinavien und die slavischen Völkerschaften erreicht. Daß sie dem Norden unbekannt geblieben scheint, der sonst eine Menge bilderreicher Thiernamen besitzt, fällt am meisten auf. Die Thiersage umschreibt also einen viel engeren Kreis, als die Kerlingische Dichtung, welche aus Frankreich nach Italien und Spanien gezogen, und als die deutsche Heldensage, die uns mit dem Norden und Altengland gemeinschaftlich war.

Nach dem Mittelalter hörte die Erzeugung der echten Thierfabel auf, es blieben nur noch schwache, in didactische oder allegorische Form übergehende Nachbildungen des alten Stoffs zurück. In dieser Hinsicht darf für eine schädliche Folge der Bekanntschaft mit der klassischen Literatur gelten, daß Aesop und Phädrus allmälich die einheimische Fabel verdrängen konnten und auf die Ansicht der Schriftsteller einwirkten. Indem sich hier unsere Betrachtung zwei neuere Fabeldichter ausbebt, die in Frankreich und in Deutschland vorwiegend Ton angaben, wird dadurch hinlänglich der Weg bezeichnet werden, den diese Gattung überhaupt eingeschlagen hat.

In Frankreich möchte es bald an der Zeit sein, das lang überschätzte Verdienst Lafontaines auf seinen wahren Werth zurückzuführen. Wenn schalkhafter Witz, frivole Anspielung auf den Weltzustand, epigrammatische Wendung in der Thierfabel an ihrer Stelle sind, so muß er ein trefflicher Fabulist heißen. Aber selbst einzelne naive Züge, die ihm allerdings noch zu Gebot stehen, können nicht die verlorne Einfalt des Ganzen ersetzen; er ist ohne epischen Tact, und viel zu sehr mit sich beschäftigt, als daß er bei der Entfaltung des alten Materials, welches er oft zu Grund richtet, verweilen wollte. Jene Eigenschaften thun daher nicht selten eine widerwärtige störende Wirkung, die sättigende Fülle der wahren Thierfabel hat er nie erreicht. Seine leichte, gewandte Erzählungsgabe soll nicht verkannt werden, aber von der Aesopischen Natürlichkeit, selbst der Phädrischen Präcision ist er absichtlich gewichen, um in einem freien und losen Versmaß die Arbeit nach dem Geschmack seiner Zeit aufzuheitern (égayer l'ouvrage).

Wäre Lessings scharfsinnige Betrachtung wie in die griechische Fabel ebenso tief in die altdeutsche gedrungen und durch umfassendere historische Studien unterstützt worden; so hätten wir diesem geistreichen Mann vielleicht die fruchtbarsten Erörterungen unserer Thierfabel zu danken. Den Abstand des Phädrus von Aesop hat er aufgedeckt, auch die Schwäche der Lafontainischen Fabel gegenüber der Aesopischen blieb ihm unverborgen. Sein Irrthum lag darin, daß er in den besten griechischen Stücken den Gipfel, nicht in allen schon das Sinken und die sich zersetzende Kraft der alten Thierfabel erblickte. Zu dieser können die Apologe, die er selbst gedichtet, sich nicht anders verhalten als ein Epigramm in scharfzielender Gedrungenheit zu der milden und sinnlichen, von dem Geiste des Ganzen eingegebenen Dichtung des Alterthums. Das naive Element geht den Lessingischen Fabeln ab bis auf die leiseste Ahnung. Zwar behaupten seine Thiere den natürlichen Charakter, aber was sie

thun intereſſirt nicht mehr an ſich, ſondern durch die Spannung auf die erwartete Moral. Kürze iſt ihm die Seele der Fabel, und es ſoll in jeder nur ein ſittlicher Begriff anſchaulich gemacht werden*); man darf umgedreht behaupten, daß die Kürze der Tod der Fabel iſt und ihren ſinnlichen Gehalt vernichtet. Oertliche Anknüpfung**) verſchmähen Beide, Lafontaine wie Leſſing.

Aufgabe der nachfolgenden Unterſuchungen iſt, die vielfache Verzweigung der altdeutſchen Thierfabel, innerhalb ihres Kreiſes, zu erörtern, und zu zeigen, wie faſt jede Bearbeitung ihr Eigenthümliches hat, um derentwillen ſie nicht aus einander hergeleitet werden dürfen, ſondern vielmehr alle auf eine noch breitere Grundlage der Ueberlieferung hinführen. Wenn ſich auch ergeben ſollte, daß bei der Menge erhaltner Gedichte dennoch die reinſten und vorzüglichſten in ihrer urſprünglichen Geſtalt verloren gegangen ſind; ſo muß dies ſogar unſere Bewunderung des mächtigen Thierepos ſteigern, von deſſen geſchmälertem Umfang die folgenden Jahrhunderte fortgezehrt haben und deſſen Ruf noch ſpät in Uebertragungen und Nachbildungen durch ganz Europa gedrungen iſt. Was hier von ſeinem Weſen und ſeiner Bedeutung vorausgeſchickt wurde hoffen die einzelnen Abhandlungen beſtimmter auszuführen und ins Licht zu ſtellen.

---

*) Er nennt den Reineke Fuchs um zu zeigen was ihm mangle. Nemlich die längere epiſche Thierfabel müſſe von einem allgemeinen Moralſatz ausgehen, der ſich in einzelne Begriffe auflöſen laſſe, deren jeder in beſondern Fabeln zur Intuition zu bringen ſei. (Fabeln, Berlin 1759, p. 214. Schriften, Berlin 1793. 18, 182).

**) Dieſe hat ein deutſcher Dichter des 16. Jahrhunderts, Erasm. Alberus vielleicht zu weit getrieben, indem er jede Fabel mit einer umſtändlichen, oft aber wirklich gelungnen Ortbeſchreibung einleitet. Der treuherzige Ton iſt bei ihm und in Rollenhagens Froſchmeuſeler ungemein zu loben, weniger bei Burcard Waldis, der doch auch nicht ſchlecht erzählt.

Anzeige. *)

Canti populari toscani racolti e annotati da Giuseppe Tigri.

Wer die lieblichen von Tommaſeo ſchon vor ſechzehn Jahren herausgegebenen auf den Apenninen geſammelten Lieder armer, unſchuldiger Landleute und Hirten kennt, wird mit wahrer Theilnahme dieſe neue, vollere Sammlung empfangen, Volksgeſänge in ſo rein fließender Sprache, von ſo inniger Dichtung wie ſie ſind, kann es ſonſt nirgends geben, man glaubt einen der italieniſchen Dichter des vierzehnten, fünfzehnten Jahrhunderts zu vernehmen, ſo leicht und ungehemmt rinnen die Worte der weichſten, ſüßeſten Rede und es ſind nichts als Liebeslieder voll einfacher, anmutiger, zierlicher Gedanken, ohne daß je ein zweideutiger ſchlüpfriger Ausdruck, eine unehrbare Anſpielung unterliefe. Dieſe natürlichen, glücklichen Menſchen bringen ihr ſtilles Leben zu auf den Hügeln und Gebirgen der Landſtriche von Piſtoia und Siena und erheitern ſich durch Geſänge, wie ſie ihre Leidenſchaft einflößt, in einer ihnen von Alters her überlieferten Weiſe. Land und Meer, Geſtirne und Blumen und Vögel liefern unerſchöpflichen Vorrat der angemeſſenſten Bilder und Wendungen, die meiſten Lieder ſind in den Mund der Jünglinge, viele auch in den liebender Mädchen gelegt. Ein Theil der Männer wandert zur Herbſtzeit über Meer nach Elba oder Sardinien, um ſich den Winter hindurch in Eiſenwerken oder als Kohlenbrenner und Holzſchneider ein Verdienſt zu ſchaffen, gegen den Sommer kehren aber alle zum geliebten Boden der Heimat zurück und manche aus der Fremde erſchallende Lieder geben ihre Sehnſucht zu erkennen. Wie die Nachtigall ſtets

*) Pfeiffers Germania. Bg. II. 1857.

anders und doch auf dieſelbe Weiſe ſchlägt, enthalten auch dieſe Lieder immer den gleichen Grund, unter nie ermüdendem Wechſel des Vortrags. In ſolchem Betracht dürfen ſie den provenzaliſchen Gedichten und noch mehr unſern Minneliedern verglichen werden, denen man ungerecht und ohne Einſicht Eintönigkeit vorgeworfen hat, worin, wer ſie verſtehen lernt, gerade ihren größten Reiz findet. Wenn auch andere Gegenden Italiens Anklänge an die toskaniſche Volkspoeſie gewähren, ſo iſt ſie doch vorzüglich auf den Apenninen mit einer wunderbaren Liederfülle ausgeſtattet.

Digitized by Google

An Wilhelm Grimm.

Widmung des dritten Theiles der deutſchen Grammatik.

1831.

Lieber Wilhelm. Als Du vorigen Winter ſo krank warſt, muſte ich mir auch denken, daß Deine treuen Augen vielleicht nicht mehr auf dieſes Buch fallen würden. Ich ſaß an Deinem Tiſch, auf Deinem Stuhl und betrachtete mit unbeſchreiblicher Wehmut, wie ſauber und ordentlich Du die erſten Bände meines Buchs geleſen und ausgezogen hatteſt; mir war als wenn ich es nur für Dich geſchrieben hätte und es, wenn Du mir genommen würdeſt, gar nicht mehr möchte fertig ſchreiben. Gottes Gnade hat gewaltet und Dich uns gelaſſen, darum von Rechtswegen gehört Dir auch das Buch. Zwar heißt es, einige Bücher würden für die Nachwelt geſchrieben, aber viel wahrer iſt doch noch, daß ein jedes auch auf den engen Kreis unſerer Gegenwart eingeſchränkt, ſein innigſtes Verſtändniß durch ihn bedingt iſt und nachher wieder verſchloſſen bleibt. Wenigſtens wenn Du mich lieſeſt, der Du meine ganze Art genau kennſt, was ſie Gutes haben mag, und was ihr gebricht; ſo iſt mir das lieber, als wenn mich hundert Andere leſen, die mich hie und da nicht verſtehen oder denen meine Arbeit an vielen Stellen gleichgültig iſt. Du aber haſt nicht nur der Sache, ſondern auch meinetwegen für mich die gleichmäßigſte unwandelbarſte Theilnahme. Sei alſo brüderlich mit Allem zufrieden.

Digitized by Google

An Gervinus.

Widmung der Geſchichte der deutſchen Sprache.

Außer unſerer Landsmannſchaft, auf die ich immer noch ein gutes Stück gebe, die ich jetzt ſogar enger geſchürzt wünſche, hat in vielen Dingen gemeinſame Forſchung und Sinnesart, zu Göttingen gleiches Schickſal uns verbunden. Seit Reinhart Fuchs nahmen Sie an meinen Arbeiten beſtändig Theil und hielten das Streben alles Ernſtes in unſere Sprache, Sage und Geſchichte zu bringen für ein unmittelbar der gegenwärtigen und künftigen Zeit zu Gute kommendes unaufſchiebbares Geſchäft.

Das Buch, mit deſſen Zueignung, wie Niemand als Ihre liebe Frau weiß, ich mich ſchon lange umtrug, war gerade fertig, als die Verhängniſſe dieſes Jahrs herein brachen, die mich, wären ſie vor dem Druck eingetroffen, bewogen haben würden damit ganz zurückzuhalten; jetzt habe ich Ihnen Anderes auszuſprechen als was mir ſonſt angelegen hätte, und den etwas übermütigen Ton meiner doch mit einer düſteren Ahnung ſchließenden Vorrede muß ich herabſtimmen. Denn es kann kommen, daß nun lange Zeit dieſe Studien danieder liegen, bevor das wühlende öffentliche Geräuſch ihnen wieder Raum geſtatten wird; ſie müſſen uns dann wie ein edler und milder Traum hinter uns ſtehender Jugend gemuten, wenn ans Ohr der Wachenden ein roher Wahn ſchlägt, alle unſere Geſchichte von Arminius an ſei als unnütz der Vergeſſenheit zu übergeben und bloß am eingebildeten Recht der kurzen Spanne unſerer Zeit mit dem heftigſten Anſpruch zu hängen. Solcher Geſinnung iſt im höchſten Grade einerlei, ob Geten oder Gothen jemals geweſen ſeien, ob Luther in Deutſchland eine feſte Macht des Glaubens angefacht oder vor hundert Jahren Friedrich der Große Preußen erhoben

habe, das ſie mit allen Mitteln erniedrigen möchten, da doch unſrer Stärke Hoffnung auf ihm ruht. Gleichviel, ob ſie fortan Deutſche heißen oder Polen und Franzoſen, gelüſtet dieſe Selbſtſüchtigen nach dem bodenloſen Meer einer Allgemeinheit, das alle Länder überfluten ſoll.

Wie verſchieden davon war Ihre von jeher politiſche, aber für die Herrlichkeit des lebendigen Vaterlandes ſtreitende Richtung. Ihre Geſchichte der Poeſie legt immer den Maßſtab an die Dichter, ob ſie es auferbaut und des Volks geiſtigen Fortſchritt in der Seele empfunden und gepflegt haben. Sogar für die Thierfabel geht das ſittliche Beiſpiel oder auch die Satire Ihnen über das weichere epiſche Leben, wobei ich doch beherzigte, daß es im Gegenſatz zum offenen Bekenntniß auch eine ſtille, alles Epimythiums entrathende Förderung des Volks gibt, und einige Ihrer Urtheile über Göthe ſchienen mir ungerecht, in deſſen Jugend und Blüte kein deutſcher Aufſchwung fiel, deſſen Alter die Politik müde ſein muſte, und der doch ſo geſungen hat, daß ohne ihn wir uns nicht einmal recht als Deutſche fühlen könnten. So ſtark iſt dieſe heimliche Gewalt vaterländiſcher Sprache und Dichtung.

Jetzt haben wir das Politiſche im Ueberſchwank, und während von des Volks Freiheit, die nichts mehr hindern kann, die Vögel auf dem Dach zwitſchern, ſeiner heißerſehnten uns allein Macht verleihenden Einheit kaum den Schatten. O daß ſie bald nahe und nimmer von uns weiche!

In wie ungelegner Zeit nun mein Buch erſcheine, das vom vorgeſteckten Ziel ſich nicht abwandte, iſt es doch, wer aus ſeinem Inhalt Aufgabe und Gefahr des Vaterlandes ermeſſen will, durch und durch politiſch. Es lehrt, daß unſer Volk nach dem abgeſchüttelten Joch der Römer ſeinen Namen und ſeine friſche Freiheit zu den Romanen in Gallien, Italien, Spanien und Britannien getragen, mit ſeiner vollen Kraft allein den Sieg des Chriſtenthums entſchieden und ſich als undurchbrechlichen Damm gegen die ungeſtüm nachrückenden Slaven in Europas

Mitte aufgestellt hat. Von ihm zumal gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters, aber welche Höhe der Macht wäre ihm beschieden gewesen, hätten Franken, Burgunden, Langobarden und Westgothen gleich den Angelsachsen ihre angestammte Sprache behauptet. Mit deren Aufgeben giengen sie uns und großentheils sich selbst verloren; Lothringen, Elsaß, die Schweiz, Belgien und Holland sind unserm Reich, wir sagen noch nicht unwiderbringlich entfremdet. Viel zäher auf ihre Muttersprache hielten die Slaven und darum kann uns heute ein übermütiger Slavismus bedrohen; in unserer innersten Art lag je etwas Nachgibiges, der ausländischen Sitte sich Anschmiegendes, sollen wir von dem Fehler bis zuletzt nicht genesen?

Der sich zunächst dem Forscher in der Sprache enthüllende Grundsatz, daß zwischen großen und waltenden Völkern (neben welchen es jederzeit unterwürfige und bewältigte gab) auf die Dauer allein *sie* scheide, und anders redende nicht erobert werden sollen, scheint endlich die Welt zu durchdringen. Aber auch die *innern* Glieder eines Volks müssen nach Dialect und Mundart zusammentreten oder gesondert bleiben; in unserm widernatürlich gespaltnen Vaterland kann dies kein fernes, nur ein nahes, keinen Zwist, sondern Ruhe und Frieden bringendes Ereigniß sein, das unsre Zeit, wenn irgend eine andere mit leichter Hand heranzuführen berufen ist. Dann mag was unbefugte Theilung der Fürsten, die ihre Leute gleich fahrender Habe zu vererben wähnten, zersplitterte wieder verwachsen, und aus vier Stücken ein neues Thüringen, aus zwei Hälften ein starkes Hessen erblühen, jeder Stamm aber, dessen Ehre die Geschichte uns vorhält, dem großen Deutschland freudige Opfer bringen.

Mein Blick sucht in lichte Zukunft einzudringen, wenn auch noch über uns schwer ein wolkenbedeckter Himmel steht, und nur am Saum der Berge die Helle vorbricht. Vielleicht, bevor einige Menschenalter vergangen sind, werden sich nur drei europäische Völker in die Herrschaft theilen: Romanen, Germanen, Slaven. Und wie aus der letzten Feindschaft zwischen Schweden und

Dänen der ſchlummernde Trieb ihres engen Verbandes erwacht iſt, wird auch unſer gegenwärtiger Hader mit den Scandinaven ſich umwandeln zu brüderlichem Bunde zwiſchen uns und ihnen, welchen der Sprache Gemeinſchaft laut begehrt. Wie ſollte dann, wenn der große Verein ſich Binnenmarken ſetzt, die ſtreitige Halbinſel nicht ganz zum feſten Lande geſchlagen werden, was Geſchichte, Natur und Lage fordert, wie ſollten nicht die Jüten zum alten Anſchluß an Angeln und Sachſen, die Dänen zu dem an Gothen wiederkehren? Sobald Deutſchland ſich umgeſtaltet kann Dänemark unmöglich wie vorher beſtehn.

Frankfurt, 11. Juni 1848.

Vorwort

zu

Der deutſche Chriſtus. Fünfzehn Canzonen von **Carl Candidus.** 1854.

Ich könnte es überhoben ſein, dieſe von Lothringen her uns dargereichte innige und ſeelenvolle Dichtung mit meinen Worten zu begleiten, da unfehlbar ihr reines, zartgefaltetes Gewand den Blick von ſelbſt auf ſich ziehen wird. Ihre Ueberſchrift mahnt mich an Otfried, der, bald ſind es nun ſchon tauſend Jahre, im Kloſter Weißenburg, alſo auch jenſeit Rheines, ſeinen evangeliono deil den ſtolzen Franken laut erſchallen ließ,

thaz wir Kriſte ſungun in unſera zungun;

faſt um dieſelbe Zeit, wo eines armen im Walde hütenden Hirten Stimme, deſſen Name verſchollen iſt, durch ein Nachtgeſicht plötzlich zur Poeſie entzündet, den Altſachſen ihren Heiland ſang. So begierig waren dieſe Deutſchen, ihres friſchen Glaubens Inhalt aus dem römiſchen Kleid zu ziehen und in ein heimiſches, dem Volke gefüges zu gießen; ſie folgten den evangeliſchen Berichten auf dem Fuße, Otfried mehr aushebend, erbauliche, geiſtliche Gedanken zwiſchen einſtreuend, der Sachſe voller, epiſcher, in ſeiner mildeindringenden Sprache klingen heidniſche Weiſen nach. Welchen Eindruck dieſe Werke auf ihre Zeitgenoſſen hinterließen, wiſſen wir nicht, beide Dichter hätten aber nicht zu ahnen vermocht, wie zu Danke ſie ſpäten Geſchlechtern geſchrieben haben, denen nichts höher anlag, als aus dem Schutte langer Vergeſſenheit die Siebenſchläfer zu wecken, und an ihrer unverwitterten Geſtalt, als lauterſten Denkmälern, die Regel und den ganzen Wohllaut unſerer alten Sprache zu erforſchen. Solange deutſche Zunge dauert, werden dieſe ehrwürdigen Gedichte geleſen werden und nimmer untergehn.

Digitized by Google

O des Wandels! Eine edle hehre Dichtung, die vor erst hundert Jahren in allen Händen war, und mit mächtigem Ruck durch ihren angebornen Adel unsere gesammte Poesie empor gehoben hat, beginnt, wer wollte es sich verbergen? ungelesen zu sein und zu versinken. Klopstocks Messias, nachdem er so große, in ihm und zugleich außer ihm gelegene Wirkung auf seine Zeit hervorgebracht hatte, hört fortzuleben auf, und wir müssen ihn heute für ein verfehltes Werk erklären. Sein Dichter wähnte dadurch, daß er in der Evangelisten heilige Berichterstattung eine Reihe englischer, menschlicher und teuflischer Wesen schaltete, ein wahrhaftes Epos zu erzeugen, da doch die zwischentretenden Gestalten immer nur scheinthätig sind, d. h. Alles was geschieht ebenso wohl auch ohne sie geschehen müste oder geschehen wäre. Diese schwebenden und betenden Cherubim und Seraphim bis auf unser überempfindsames Urelternpaar herab halten nicht wider, sie sind lauter fünfte Räder am Wagen und werden durch ihre Erdichtung und Unwahrheit uns auf die Länge unerträglich, jedes Epos aber fordert ungestörten Glauben. Klopstocks Christus selbst, so erhaben und gefühlvoll er gehalten sei, ist doch weder geistig fein genug, noch menschlich blühend, daß beide Naturen einander tief durchdrängen.

Christus ist gar nicht episch darzustellen, nur lyrisch, denn aller mythischen Auffassung entgegen strebt die unverrückbare Bestimmtheit unserer Religion. Wer aber sehen will, wie lyrisch er aufzunehmen und wiederzugeben sei, lese, dünkt mich, unsern neuen Dichter, der vom Boden menschlicher und irdischer Gefühle aus dem Innersten seiner Brust ausgehend auf in geistige Höhe klimmt und sich von ihr herabsenkt, um von seinem Fluge zu ruhen und zum Aufschwung neue Stärke zu sammeln. Diese mit dichterischer Besonnenheit überall gepaarte Schwärmerei scheint sein eigenstes Kennzeichen, und steigender Funken Art ist es zu schwärmen, ja alle lyrische Begeisterung, mag sie Gott, den Sieg oder die Liebe zum Gegenstand haben, muß schwärmerisch sein.

Des Dichters deutschen Christus dürfte man so nehmen, als ob heimwehvoll und im Bewußtsein der ihm ungeschwächt einwohnenden Muttersprache er seine Lieder entsende. Vielmehr aber ist offenbar die Meinung, daß er einen Christus in deutschem Sinn aufstelle, wie ihn deutsche Gemüthsart und Gedankenerhebung gefunden, gehegt und erkannt hat, seit durch die Reformation Herz und Glaube gelöst und frei gemacht und jener kalte, allgemeine Christus der katholischen Kirche aufgehoben wurde. Als echten Protestanten gibt den Verfasser schon seine äußere Stellung kund, und schöne, warme Worte, die Jeder finden wird, verbürgen ihn.

AOL 1467306

A. W. Schade's Buchdruckerei (L. Schade) in Berlin, Stallschreiberstr. 47.

In demselben Verlage sind erschienen:

KLEINERE SCHRIFTEN

von

JACOB GRIMM.

Fünf Bände. 1864 bis 1870. Velinpapier. gr. 8. 15 Thlr.

Mit dem fünften Bande liegt diese Sammlung nunmehr vollständig vor.

Erster Band.

Reden und Abhandlungen.

1864. 2 Thlr. 15 Sgr.

Inhalt. *Selbstbiographie. Ueber meine entlassung. — *Italienische und skandinavische eindrücke. — Frau Aventiure klopft an Beneckes thür. — *Das wort des besitzes (jubelschrift zu Savignys doctor-jubiläum). — Rede auf Lachmann. — Rede auf Wilhelm Grimm. — Rede über das alter. — Ueber schule universität akademie. — Ueber den ursprung der sprache. — †Ueber etymologie und sprachvergleichung. — *Ueber das pedantische in der deutschen sprache. — Rede auf Schiller. — Anhang von kleineren aufsätzen.

Zweiter Band.

Abhandlungen zur Mythologie und Sittenkunde.

Mit einer photolithographischen Tafel. 1865. 3 Thlr.

Inhalt. *Ueber zwei entdeckte gedichte aus der zeit des deutschen heidenthums. — *Deutsche grenzalterthümer. — Ueber das finnische epos. — Ueber Marcellus Burdigalensis. — Ueber die Marcellischen formeln. — *Ueber schenken und geben. — Ueber das Verbrennen der leichen. — Ueber den liebesgott. — Ueber eine urkunde des XII. jahrhunderts. — Ueber frauennamen aus blumen. — Ueber die namen des donners. — †Ueber das gebet.

Dritter Band.

Abhandlungen zur Litteratur und Grammatik.

Mit einer photolithographischen Tafel. 3 Thlr.

Inhalt. Gedichte des mittelalters auf könig Friedrich I. den Staufen und aus seiner sowie der nächstfolgenden zeit. — *Ueber diphtongen nach weggefallnen consonanten. — *Ueber Jornandes und die Geten. — Ueber den personenwechsel in der rede. — Ueber einige fälle der attraction. — Von vertretung männlicher durch weibliche namensformen. — †Der traum von dem schatz auf der brücke.

Die mit einem * bezeichneten Abhandlungen sind nur in den Schriften der Akademie veröffentlicht worden, die mit einem † bezeichneten bisher negedruckt gewesen; die übrigen Abhandlungen sind gröfstentheils nur in einer sehr kleinen Zahl von Einzelabdrücken in den Buchhandel gekommen.

Vierter und fünfter Band.

Recensionen und vermischte Aufsätze.

1870. 71. 6 Thlr. 15 Sgr.

„Die Auswahl der hier aufgenommenen Stücke hat sich vor allem auf solche gerichtet, die für jeden Fachgenossen noch jetzt lehrreich, erfreulich und brauchbar, aber nicht jedem gleich zugänglich und erreichbar sind. Alle in den Fachzeitschriften enthaltenen Arbeiten wurden ausgeschlossen. — Die Recensionen in den Wiener Jahrbüchern und den Göttinger Anzeigen zeigen Jacob Grimm in der besten, glücklichsten und reichsten Zeit seines Schaffens und geben zusammen ein unvergleichliches Bild von dem Umfang, der Rührigkeit und Rüstigkeit seines Thuns und zugleich von dem damaligen ersten Aufschwunge der deutschen Studien, dem er selbst vor Andern Bahn brach."

Aus dem Vorwort des Herausgebers (Prof. *Müllenhoff*).

In Einzelabdrücken sind folgende Schriften noch zu erhalten:

Rede auf Schiller

gehalten in der feierlichen Sitzung der Königl. Akademie der Wissenschaften am 10. November 1859.

Dritter Abdruck. Velinpapier. gr. 8. 8 Sgr.

Rede auf Wilhelm Grimm

und

Rede über das Alter

gehalten in der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

Herausgegeben von

Herman Grimm.

Mit den photograph. Bildnissen von Wilhelm u. Jacob Grimm.

Zweiter unveränderter Abdruck.

1864. Velinpapier. 8. geh. 20 Sgr.

Dritte Auflage. 1865. (ohne die Bildnisse) 10 Sgr.

Ueber den Ursprung der Sprache.

Aus den Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften vom Jahr 1851.

Fünfter unveränderter Abdruck. 1862. 8. geh. 10 Sgr.

Digitized by Google

In demſelben Verlage ſind ferner erſchienen:

Cultur und Rechtsleben

von

Profeſſor Wilhelm Arnold.

gr. 8. geh. 2 Thlr. 15 Sgr.

Das Recht bildet immer nur ein Glied im Ganzen des Volkslebens. Der Verfaſſer hat ſich zu ſeiner Hauptaufgabe geſtellt, den Zuſammenhang deſſelben mit der Cultur überhaupt, und zwar nicht blos bei ſeiner erſten Entſtehung, ſondern auch im Fortgang und weiteren Verlauf der Entwicklung aufzuweiſen, ſowie auf das lebendige Wechſelverhältniß hinzuweiſen, in welchem es ſich jederzeit mit den übrigen Seiten des Volkslebens, beſonders mit deſſen wirthſchaftlichen Zuſtänden, befindet.

Zehn Ausgewählte Essays

zur Einführung in das

Studium der Modernen Kunſt

von

Herman Grimm.

1871. 8. Velinpapier. eleg. geh. 1 Thlr. 20 Sgr.

Inhalt: Die Venus von Milo. — Raphael und Michelangelo. — Carlo Saraceni. — Albrecht Dürer. — Goethe's Verhältniß zur bildenden Kunſt. — Jacob Asmus Carſtens. — Berlin und Peter von Cornelius. — Die Cartons von Peter von Cornelius. — Schinkel. — Curtius über Kunſtmuſeen.

Das weströmische Reich

besonders unter

den Kaisern Gratian, Valentinian II. und Maximus

von

Dr. Heinrich Richter.

gr. 8. geh. 3 Thlr. 20 Sgr.

Das Werk stellt die Geschichte des römischen Reiches in dem Jahrhundert von Diocletian bis auf Theodosius den Großen dar. Es zeigt die Einwirkung des Christenthums und der Kirche auf den römischen Staat, es schildert vor allem unter welchen mannigfachen Kategorieen die Germanen damals im römischen Reiche lebten; es faßt diese merkwürdige Erscheinung zum ersten mal in ihrer Wirkung auf das römische Reich auf und zeigt wie das Germanenthum fast noch mehr als die religiösen Fragen die Politik der Kaiser, die Zustände und Geschicke des Reiches bestimmten. Das Werk ist anziehend und lebendig geschrieben.

Deutscher Glaube und Brauch

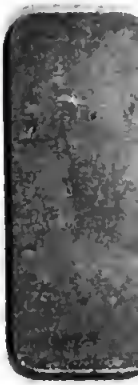
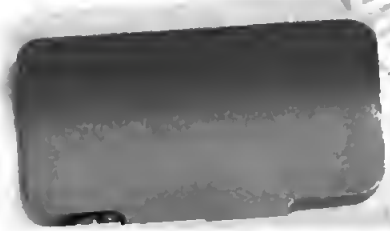
im Spiegel heidnischer Vorzeit

von

Professor E. Rochholz.

Zwei Bände. Velinpapier. 8. geh. 3 Thlr.

Ueber eine große Anzahl weit verbreiteter namentlich oberdeutscher Sitten und Gebräuche bietet der Verfasser, der den mit großem Fleiß gesammelten Stoff auch geistreich und fesselnd darzustellen weiß, die merkwürdigsten und anziehendsten Aufschlüsse.

101146730b

Umschlagdruck von Gebrüder Grunert in Berlin.